41

4492

<366112527500 15

<366112527500 15

Bayer. Staatsbibliothek

# Geschichte
des Dorfchens
# Brambeim.
Von
Johann Ferdinand Schletz.

Dritte ganz umgearbeitete Auflage.

Grätz,
bey Georg Friedrich Heyer.
1817.

# Geschichte

## des Dörfchens

# Traubenheim.

---

Fürs Volk und für Volksfreunde

von

Johann Ferdinand Schlez.

---

Dritte, rechtmäßige, ganz umgearbeitete Auflage.

---

Gießen,
bey Georg Friedrich Heyer,
1817.

= Div. 3952

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorrede
## an
# Volksfreunde.

Wenn ich in meiner Jugend ein mir unbekanntes Ritter-Schlößchen mit seinen blechernen Wimpeln und weißen Schornsteinen über buntbalkige Bauern-Häuser und Tagelöhner-Hütten hervorragen sah; so konnt' ich es nie von mir gewinnen, bey der stattlichen Burg an einen Zwingherrn, bey den Windfahnen an seine wechselnden Launen, und bey den Schornsteinen an seine Verzehrkraft zu denken: vielmehr sah ich immer in dem Schlößchen und den umhergestreuten Dorf-Wohnungen das Bild eines hehren und freundlichen Vaters im Kreise seiner buntbekleideten Kinder. Die starken Burgmauern schienen mir nur auf Kraft und Festigkeit des guten

Willens ihres Bewohners, die Burgfähnlein auf weise Bequemung nach Zeiten und Umständen, und die Schornsteine auf Erwärmung und Speisung der Armen in Tagen der Noth zu deuten.

Von dieser Ansicht begeistert, rief ich dann in meinen Gedanken allen Burgherren zu: O, Ihr gebornen Günstlinge des Glückes! was **könntet** Ihr für Eure Gerichts-Unterthanen, und was **würden** diese für Euch werden, wenn Ihr lieber Familien-Väter im Großen, als Fürsten im Kleinen seyn wolltet! Mit welcher Sicherheit, mit welchem Erfolge könntet Ihr wirken, Ihr, die Ihr ohne Mittels-Personen, durch welche Fürsten oft so falsch sehen, falsch hören, und sich selbst im falschen Lichte zeigen, mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, mit eigenem Munde zu allen Euch Untergebenen reden, jede Verordnung und Anstalt den eigenthümlichsten Bedürfnissen Eures Völkchens anpassen, über Ausführung und Erfolg selbst wachen, Eure Gehülfen selbst wählen, ihr Dichten und Treiben selbst beobachten, spornen und zügeln, und durch Eure Persönlichkeit im Kleinen oft mehr ausrichten könntet, als Fürsten im Großen; wenn Ihr

mit Weisheit und ächtem Volkssinn auf wahres Gemeinwohl hinarbeiten und in diesem Euer eignes Glück finden wolltet!

Und freundlich, wie eine Feenwelt, lag das hier geschilderte Dörfchen vor meinen Augen. — In ihm sah ich meine Phantasieen gleichsam verwirklicht, und auch andern wackern Leuten aus allerley Ständen schien das Gemälde zu gefallen, wenn man anders von zwey kurz auf einander erfolgten rechtmäßigen Ausgaben und einem Nachdrucke auf Beyfall schließen darf *).

Seit etwa zehn Jahren ist es im Buchhandel gänzlich vergriffen. Die Umstände der indeß ganz eingegangenen Grattenauer'schen Buchhandlung begünstigten keine neue Auflage, und ich, in eine ganz andre Provinz und in einen weiteren Wirkungskreis versetzt, vergaß allmälig des romantisirenden Versuches. Fortwährend wurde jedoch nach demselben gefragt. Dieß ermuthigte mich endlich, die bessernde Hand noch im Alter an dieses Erzeugniß meiner Jugend zu legen, die Breite der

*) Die erste erschien 1791 und 1792, die zweyte 1794, der Nachdruck 1801.

Schilderung zu beschneiden, den Ausdruck zu berichtigen und zu veredeln *), und Manches, nach reiferen Erfahrungen, umzugestalten. Nur erwarte man keine Umgestaltung, welche jeden Zug den indeß geschmälerten Vorrechten der ehemaligen Reichs-Ritterschaft und den nunmehrigen Verhältnissen derselben zu ihren Ober-Landes-Hoheiten anpaßt. Dieß würde eine Verlegung der ganzen Geschichte in ein andres Zeitalter, folglich eine neue Dichtung gefordert haben, bey welcher mancher romantische Auftritt, unter den eingeführten Förmlichkeiten verloren gegangen seyn würde. Auch erwarte man nicht, Alles, was zwar vor fünf und zwanzig Jahren im Allgemeinen noch frommer Wunsch war, indeß aber im Ganzen genommen zur Wirklichkeit gediehen ist, gestrichen zu sehn. Wer eine Geschichte lies't, welche anderthalb Jahrhunderte umfaßt, muß mit der Geschichte fortleben.

---

*) In dieser Hinsicht hat auch Herr Kirchenrath Petri zu Fulda, welcher so gefällig war, die Druck-Berichtigung zu übernehmen, sich durch Vertilgung mehrerer Flecken, die der Aufmerksamkeit des Verfassers entgangen waren, um das Buch verdient gemacht.

und gleichsam Augen-Zeuge der allmäligen Vor- oder Rückschritte seyn.

Daß übrigens das Buch nicht ausschließlich für das Landvolk, sondern auch für Freunde desselben aus höhern Ständen bestimmt sey, wird hoffentlich der Augenschein lehren.

Diese doppelte Rücksicht hat allerdings ihre eigenen Schwierigkeiten; ist aber doch, sowohl in Ansehung der Form als des Inhaltes, vereinbarlich; denn der Ausdruck kann edel, und dem sprachkundigen Leser angenehm seyn, ohne die Gränzen der Volks-Empfänglichkeit zu überschreiten; und der Inhalt eines Volksbuches, wenn er wahrhaft auf Volks-Bedürfnisse berechnet und mit schonender Klugheit gewählt ist, hat ohnedieß nichts Abstoßendes für den Volksfreund; denn das Interesse des Volkes ist auch das seinige; nicht zu gedenken, daß Manchem eine ländliche Schilderung freundlich zusprechen kann, der an der allzuprosaischen Wirklichkeit keinen Geschmack findet.

Ohne ein zweyter Danischmend für den begüterten Adel, für dessen Gerichtshalter und

Prediger ꝛc. seyn zu wollen, glaubte ich daher wenigstens für sie seyn zu können, was der Zeichner einer nach bloßer Phantasie entworfenen Garten-Anlage für die Eigenthümer von verschiedenem Grund und Boden ist.

„Je nun, deine dörflichen Anlagen mögen gut genug seyn," spricht vielleicht Mancher; „aber du hättest mir nicht zumuthen sollen, den Spaten selbst zu führen." — Das thut mir um der guten Sache willen leid! — Mancher lächelt wohl gar über den ehrlichen Dorfpfarrer, wie über jene Hirten-Knaben, die sich untereinander berathschlagten, was sie wohl thun würden, wenn sie Könige wären. Doch, ich will nicht fürchten, daß viele vom deutschen Adel in dieses Lächeln einstimmen und meinen Gustav, wie weiland Herr von Schleich, nur für einen Dorfschulzen halten werden. — Nein! so gewiß es noch Urbilder zu einem Wulfing und Ehrlich gibt; so gewiß gibt es auch noch Urbilder zu ihrem menschenfreundlichen Herrn, wenn gleich das Höchste in seiner Art immer selten seyn muß. — Aber so beysammen wie hier? — Wo findet man das? — Entweder vereint, oder nirgends! Der Herr veredelt und verschlechtert den Diener, und der Diener den

Herrn. Nur vereint mit einem Schlacker und Rohling konnte ein Kammer-Junker das Dorf seines Pflege-Sohnes stürzen, und nur vereint mit einem Wulfing und Heilmann konnte dieser es wieder emporbringen. Zum sittlichen und wirthschaftlichen Verderben des Volkes führen der Wege viele; nur Einer führt zum wahren Heile: nur ächte Humanität humanisirt auch das Volk. Alles Andre macht höchstens — folgsame Sclaven.

Ob aber auch dieses Buch zur Volks-Humanisirung wesentlich beytragen werde? — Darüber gebührt dem Verfasser kein Ausspruch; indeß hat es Becker, einer der ersten Humanisten Deutschlands in diesem Sinne des Worts, schon vor achtzehn Jahren in seine Schul- und Gemeinde-Bibliothek aufgenommen, und ihm auch in der neuesten Auflage seines Noth- und Hülfs-Büchleins diesen Ehren-Platz noch gelassen. Ständen mir nur auch, wie ihm, die Mittel zu Gebote, es eben so wohlfeil in die Hände des gemeinen Mannes zu bringen! — Ich zähle indeß auf den Beystand ächter Volksfreunde. Die frühern Auflagen wurden von mehreren Predigern und Schullehrern in Sonntags-Schulen,

oder in besonders dazu ausgesetzten Stunden, öffentlich vorgelesen und mit Bemerkungen und Anwendungen begleitet. Möchte auch die neueste Auflage so zweckmäßig benutzt werden!

Daß übrigens das Buch nicht für alle Provinzen gleiches Interesse haben könne, wie für Franken, liegt in der Natur der Sache. Mir selbst kommt, nachdem ich schon siebenzehn Jahre in einem andern Kreise lebe, Manches fremdartig vor. Dieß wird jedoch der Gemeinnützigkeit des Buches — wenn es nur übrigens gut ist — wenig Eintrag thun.

Daß es mit einem andern Buche: „Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard, oder die Dorf-Schulen von Langenhausen und Traubenheim *),“ in enger Verbindung stehe, ist Kennern der Volks-Schriftstellerei schon bekannt. Bey Bearbeitung der ersten Auflage dieser Geschichte war indeß der Entschluß zu dem letztgenannten Werkchen noch nicht gefaßt. Es kam daher Manches in die Geschichte Traubenheims, was ich in dieser neuesten Auflage wieder weggestrichen habe, weil es

*) Nürnberg bey Felßecker, dritte Auflage 1813.

indeß einen ſchicklichern Platz in dem ebengenannten, zunächſt für Volks-Schullehrer beſtimmten Gregorius Schlaghart ꝛc. gefunden hat. Vielleicht hätte ich auch noch manches Andre wegſtreichen, vielleicht gar der Stimme derer, welche eine verbeſſerte Auflage wünſchten, kein Gehör geben ſollen. — Im letztern Falle wüßt' ich leider! zu meiner Rechtfertigung Nichts anzuführen, als die gute Abſicht, welche vor dem Gerichts-Hofe des Geſchmacks noch weniger gilt, als vor dem Richter-Stuhle der Gerechtigkeit.

Schlitz bey Fulda, am 9. des Auguſts 1816.

Der Verfaſſer.

# Verzeichniß

## der merkwürdigsten Personen in der Geschichte des Dörfchens Traubenheim.

### Herrschaften.

1. Kunz von Traubenheim † 1673.
2. Gustav von Traubenheim, gebor. 1630; † 1704.

   Erste Gemahlinn: Therese, geb. Gräfinn von Steinburg, vermählt 1660; † starb 1667.

   Zweyte Gemahlinn: Caroline, geb. von Bollingen, vermählt 1698; † 1720.

   (Moritz von Schleich führt von 1704 bis 1720 die Vormundschaft.)

3. Heinrich von Traubenheim, geb. 1700; † 1735.

   Gemahlinn: Mariane, geborne von Marschland, vermählt 1722; † 1772.

   (Marianens Vater, Julius von Marschland, führt von 1735 bis 1753 die Vormundschaft.)

4. Burkhard Julius von Traubenheim, geb. 1727; † 1798.
Gemahlinn: Theodore, geb. von Windseck, vermählt 1753; † 1801.
(Burkhards Schwester, Agnes, geb. 1730; † 1795, vermählt sich 1752 mit Wolfgang von Marschland, bleibt kinderlos und tritt nach Wolfgangs Tode, 1779, Langenhausen an ihren Bruder ab, welcher es mit Traubenheim bleibend vereinigt.)

5. Gustav Heinrich von Traubenheim, geb. 1762.
Gemahlinn: Ernestine, geborne von Stahlfeld.
(Kinder: Otto, geb. 1787; Bertha, geb. 1790; Leopold, geb. 1793.)

---

## Prediger.

1. Jeremias Zauner, bis zur Verwüstung des Dorfes 1634.
Die Gemeinde hält sich bis 1696 an die Kirche zu Langenhausen. Unter den dasigen Predigern, welche Traubenheim mit versehen, wird Pf. Schorr allein genannt.
2. Christian Ehrlich, von 1696 bis 1716.

## Gerichtshalter.

1. N. N. Hochstein, bis 1684.
2. Konrad August Wulfing, von 1684 bis 1728. Wird 1709 seines Amtes entsetzt und 1720 wieder eingeführt. Indeß ist
3. Benedict Blasius Schlacker Amtmann.
4. Konrad August Ehrlich (Pfarr. Christian Ehrlichs Sohn)

3. Magister Rohling, bloß Pfarr-Verweser von 1714 bis 1720.
4. Friedr. Heilmann, von 1720 bis 1736.
5. Timotheus Helfrich, von 1736 b. 1795.
6. Wilhelm Helfrich, seinem Vater beigesetzt 1784.

## Schullehrer.

Die Dorfjugend besucht nach der Zerstörung des Dorfes bis 1694 die Schule zu Langenhausen. Unter den dasigen Schullehrern wird nur Gregorius Schlaghart genannt.

1. Christian Lieberich, von 1694 b. 1744.
2. Lorenz Richard, Lieberichs Enkel, von 1744 bis 1799.
3. August Richard, des vorigen Sohn, ihm beygesetzt 1789.

dem Vogte Wulfing beygesetzt 1720; †1795.

5. Jakob Heilmann (Pf. Friedr. Heilmanns Sohn) von 1763 bis 1795.
6. Ehrhard Kosmann, gemeinschaftl. Gerichts-Beamter von Langenhausen und Traubenheim.

## Schultheißen.

1. Mich. Orthmann, † 1704.
2. Herrmann Hanhagel, † 1709.
3. Hartmann Block, abgesetzt 1720.
4. Fritz Rüdiger, † 1737.
5. Bernhard Rüdiger, des vorigen Sohn, † 1772.
6. Ulrich Wenner † 1807.
7. Andreas Rode, dessen in der Geschichte nicht weiter erwähnt wird.

### Dorfs-Aerzte.

4. Ferdinand Lieberich, Schullehrer Lieberichs Sohn, von 1730 bis 1779.
2. Christoph Lieberich, des vorig. Sohn.

(Vom Jahre 1634 bis zu 1730 war die Stelle unbesetzt. Das Dorf behalf sich mit benachbarten Aerzten und — Pfuschern.)

### Revier-Förster.

1. N. N. Birschmann, bis 1723.
2. Gottfr. Richard, Schullehrer Lorenz Richards Vater, von 1723 bis 1766.
3. Hubert Röder, Revier-Förster von Langenhausen und Traubenheim bis 1797.

Ein Sohn folgt ihm nach.

---

## Andre bemerkenswerthe Personen beiderlei Geschlechts.

### Weibliche.

1. Regina Walther, Schulstifterinn.
2. Verwalterinn Lieberich, Schullehrer Lieberichs Mutter.
3. Marie Lieberich, geborne Werner, ihre Schwiegertochter.
4. Friederike Richard, geb. Lieberich,

### Männliche.

1. Steinhauer Anton.
2. Niklas Wenner.
3. Wilhelm Rode.
4. Hans Großmann.
5. Gastwirth Rommel.
6. Spielmann Rulli.
7. Heckenwirth Marks.
8. Lips.

Gattinn des Revier-Förſters, Lehrerinn an der Arbeits-Schule.

5. Johanna, Gattinn des Schullehrers Lorenz Richard, Lehrerinn der Arbeits-Schule.

9. Ludewig.
10. Veit Janhagel.
11. Franz Wenner.
12. Peter Rulli.
13. Reinhard Rüdiger.
14. Martin Rommel.

# Geschichte

des Dörfchens

# Traubenheim.

Von

J. F. Schlez.

---

Erste Hälfte.

# Erstes Kapitel.

## Geschichte der Zerstörung und Wiedererbauung des Dorfes, Ankunft und Bewillkommung des Herrn von Traubenheim.

Wo des Maines erste, große Schlangen-Windung vom Süden nordwärts zurückströmt, liegt an der Sonnen-Seite fruchtbarer Weinhügel in einem weiten, nicht minder fruchtbaren Thale das fränkische Dörfchen Traubenheim. Von dem vielbeschifften Flusse zwey Stunden entfernt, von keiner Landstraße durchschnitten und hinter seinen Obstgärten versteckt, wird es von Reisenden selten gesehen, noch seltner besucht. Desto freundlicher fühlen die wenigen Fremdlinge sich überrascht, welche ein günstiger Zufall, oder ein Geschäft dahin führt.

Wohlgebaute, mit niedrigen Mauern und Thoren umschloßne Gehöfte, buntbemahlte, größtentheils von Weinlaub beschattete Häuser, reinliche und regelmäßige Gassen, vorzüglich aber der unter den Einwohnern herrschende Geist der Leutseligkeit und Höflichkeit, machen den Ort jedem Besucher unvergeßlich.

Ob hier die fleißige Hand eines Landmanns den ersten fränkischen Weinstock gepflanzt und dadurch dem Dorfe den Namen Traubenheim gegeben habe, will ich nicht untersuchen, weil schon ein anderer Flecken

bey Würzburg diese Ehre sich anmaßt; zuverläßig aber hat das Dörfchen den Namen von den ergiebigen Weinbergen seiner Flur.

Seine Bewohner kennen indeß den Mangel nicht, der manches Maindorf nach unglücklichen Weinjahren drückt; denn nur einige, dem Fruchtbaue minder günstige, sonnig liegende Anhöhen sind mit Reben bepflanzt. Alles übrige Land wogt und wallt im Sommer von Halmen-Früchten, und die dem Dorfe ganz nahen Felder scheinen ein einziger großer Gemüse-Garten zu seyn. Den Weinbergen gegenüber steigt ein wohlunterhaltener Wald den Hügel hinan, welcher die Gemeine mit dem größten Theile ihres Holzbedarfes versorgt. An seiner innern Grenze hin zieht ein trefflicher Wiesengrund von einem kleinen Bache bewässert, und so fehlt dem glücklichen Dörfchen nichts zur Befriedigung der einfachen Bedürfnisse seiner Bewohner.

Schon lange vor dem dreyßigjährigen Kriege war es ein Rittersitz der Herren von Traubenheim; aber alle Nachrichten aus ältern Zeiten sind verloren gegangen, so daß sich erst von 1634 eine zuverläßige Geschichte des Dörfchens anfangen läßt.

Im September dieses kriegerischen Jahres wurde das arme Traubenheim von den kaiserlichen Soldaten, welche nach der Nördlinger Schlacht in Schwaben und Franken fürchterlich hauseten, bis auf sechs Hütten, rein abgebrannt. Die Kirche, nebst den Pfarr- und Schulgebäuden, das herrschaftliche Schloß mit der schönen Meyerey, sechzig Häuser und fast eben so viel Scheunen, waren ein Stein- und Aschenhaufen. Die armen Einwohner hatten sich zerstreut; die Felder

lagen wüst uuher, und fünf und zwanzig Jahre verstrichen, bis das Dörfchen nach und nach wieder aufgebaut wurde. Der damalige Gutsherr, Kunz von Traubenheim, Hauptmann in Hessen-Cassel'schen Diensten, konnte bey seiner Armuth, in jenen unruhigen Zeiten, außer der Sorge für eine regelmäßigere Bauart des Dorfes, wahrscheinlich nur wenig zur Wiederherstellung seines Rittergutes beytragen. Sein Schloß wenigstens stand noch 1690 als Ruine; die Meyerey aber wurde von ihm, laut einer noch leserlichen Steinschrift, im Jahre 1638 wieder aufgeführt und zugleich zur Wohnung eines Vogts eingerichtet*).

Was ich übrigens aus dem Schlusse des ehvorigen und aus dem Anfange des jüngstverfloßnen Jahrhunderts erzählen werde, verdanke ich vorzüglich einer vom Vogte Wulfing zusammengetragenen Dorfschronik, und einer weitläufigen Lebens-Geschichte Gustavs von Traubenheim, welche Pfarrer Ehrlich ins Sterbregister seines Dorfs eingeschaltet hat. Auch in Bergfelden, einem ehemaligen Reichsdorfe, fünf Stunden von Traubenheim, findet sich etwas hierher Gehöriges im Pfarrbuche, nämlich eine Nachricht von der Hand des dasigen Predigers Jeremias Zauner, der zur Zeit der Verwüstung in Traubenheim gewesen war, und nach dem unglücklichen Brande seine Versorgung mit Weib und Kindern in Bergfelden wieder gefunden hat. Seine Nachrichten betreffen jedoch weniger das verwüstete Dörfchen, als seine eigne Person. Nur

*) Vogt, Amtsvogt; in ältern Zeiten der gewöhnliche Titel der Gerichts-Beamten in Franken.

bey Erwähnung eines Nordscheines, der im Jahre 1633 gestanden haben soll, und nach seiner Meynung nichts Geringeres war, als eine Vorbedeutung der Nördlinger Schlacht und des Traubenheimer Brandes (weßwegen er auch, wie er selbst berichtet, drey scharpfe Buß-predigten hintereinander gehalten hat), wird er zum Uebermaaß redselig.

Er ging also gerade so zu Werke, wie unsre meisten Gerichts-Schreiber, welche in ihre Gemein-Bücher ähnliche Natur-Erscheinungen sorgfältig eintragen und darüber Alles vergessen, was zur eigentlichen Geschichte des Dorfs und seiner Gerechtsame gehört.

Da die mit dem Leben entkommenen Einwohner sich nach und nach wieder gesammelt und angebaut hatten, aber zu arm waren, um auch eine Kirche, nebst Pfarr- und Schulwohnungen zu errichten und eigene Lehrer zu besolden: so hielten sie sich an die benachbarte Langenhäuser Kirche und Schule.

Prediger und Schullehrer erhielten für ihre Mühe nichts, als die gewöhnlichen Sporteln, und letzterer, noch außer diesen, das herkömmliche Schulgeld. — Unbekümmert um die Zukunft, wurden also die Traubenheimer Pfarr- und Schulfelder zum Theil zur Gemeinkasse gezogen, zum Theil so verschleudert, daß man, bey der endlichen Wiederbesetzung der Pfarrey, nur die wenigsten wieder vorfinden konnte.

Im Jahre 1673 starb Kunz von Traubenheim in Cassel, als ein sehr betagter Greis, und das Gut fiel an seinen einzigen Sohn Gustav, dem er, aus Liebe zum Könige Gustav Adolph von Schweden,

mit welchem Hessen-Cassel im Kriegsbündnisse stand, diesen Namen hatte beylegen lassen.

Schmerzlich war es dem ehrlichen Alten, daß ihm die schöne Hoffnung, aus seinem Gustav auch einen dieses Namens würdigen Krieger zu erziehen, ganz fehlschlug; denn dieser fühlte so wenig Beruf zu dem damals rohen Soldaten-Leben, daß er lieber im Jahre 1652 zu Bayreuth in Hofdienste trat, weßwegen ihn sein Vater nur den Hofschranzen hieß.

Gustav war indeß nichts weniger als das. Seines Vaters deutsche Geradheit zeigte sich bey ihm nur in geschmeidigern Formen; leicht aber hätte eine andre Art von höfischer Verwöhnung seinem väterlichen Erbgute nachtheilig werden können. Vater Kunz war nämlich gewohnt, alljährlich ein Paarmal in Traubenheim Umschau zu halten, und nie nach Cassel zurückzukehren, ohne etwas Gutes veranlaßt oder einen Mißbrauch abgeschafft zu haben.

Sohn Gustav aber befand sich in dem Absteig-Quartiere seines Vaters, in der altfränkischen Wohnung des Amtsvogts, so unbehaglich, daß er sich kaum überwinden konnte, alle vier, fünf Jahre nur Einmal sein Familiengut zu besuchen. Glücklicher Weise war es jedoch durch seinen biedern Amtsvogt Hochstein sowohl versorgt und berathen, daß es unter Gustavs Abwesenheit weit weniger litt, als manches andre Dorf unter der stätigen Anwesenheit seines Erb- und Gerichtsherrn.

Im Jahr 1684 starb Hochstein, von seinen Amtsuntergebenen herzlich beweint. Sein Amtsnachfolger war Wulfing, den wir in der Folge näher kennen lernen.

Des unruhigen Hoflebens endlich überdrüßig, entschloß sich Gustav im Jahre 1690, sein väterliches Schloß in Traubenheim wieder aufbauen zu lassen, und den Abend seines Lebens in Ruhe hinzubringen. Seine kränkliche Gemahlinn, eine geborne Gräfinn von Steinburg, mit welcher er in kinderloser Ehe lebte, bestärkte ihn in diesem Vorsatze. Wulfing und ein bauverständiger Mann aus Bayreuth erhielten also den Auftrag, das Bauwesen zu besorgen, und schon im Herbste 1693 stand das Schloß mit seinen Nebengebäuden zum Beziehen fertig.

Noch in eben dem Herbste kamen Gustav und seine Gemahlinn, zur allgemeinen Freude der Unterthanen, in Traubenheim an.

Die Gemeine war Willens sie mit Flinten-Schüssen zu bewillkommen; Wulfing aber verbot es aus bekannten Gründen, vorzüglich, weil durch diesen Empfang der Postzug des gnädigen Herrn scheu werden und den gehofften Jubel in Schrecken und Wehklage verwandeln könnte. Das begriffen denn auch die Traubenheimer, und beschloßen daher es so zu machen, wie der Herr Vogt ihnen anrieth.

Vor der Thüre des Schlosses errichteten sie einen hohen Ehren-Bogen, den sie mit frischen, noch blättervollen Weinreben umschlangen, von denen die schönsten und mannigfaltigsten Trauben herabhingen. An beyden Seiten des Bogens erwartete eine wohlbesetzte Musik, hinter dem Bogen ein hübsches Brautpaar des Dorfes, festlich geputzt, mit Flittern und Bändern geziert, die Ankunft der Herrschaft; der ganze Schloßhof aber war mit neugierigen Menschen gefüllt, als

sie hereinfuhr. Laut schallten die Clarinetten und Hörner, und das geschmückte Pärchen trat hinter den Weinreben hervor. Die Braut überreichte der gnädigen Frau einen kleinen Korb mit ausgesucht schönen Trauben, und ihr Liebhaber dem gnädigen Herrn eine neue zinnerne Kanne mit Most, auf welcher in zierlicher Fracturschrift der Zuruf zu lesen war:

W i l l k o m m e n!

Gustav nahm sie freudig aus der Hand des Burschen, stieg damit die Schloßtreppe hinauf, und rief, die Kanne hoch empor haltend:

W i l l k o m m e n, K i n d e r!

Er trank, und die ganze Versammlung jauchzte: Willkommen! Willkommen! Es lebe der gnädige Herr! Es lebe die gnädige Frau!

Das junge Völkchen wurde hierauf nebst der Musik, in ein Gesinde-Zimmer des Schlosses gerufen, den Abend sich lustig zu machen, während an jede Haushaltung Wein und Weizenbrod vertheilt wurde, wozu der Herr Vogt schon voraus Befehl hatte. Wulfing freute sich einer so schönen Gelegenheit, s e l b s t Aufseher einer Volkslustbarkeit seyn zu können, die, wenn man sie mißbraucht, den guten Sitten und der Gesundheit so nachtheilig ist. Hundertmal hatte er den jungen Leuten schon vorgestellt, daß unter zehen Schwindsüchtigen sechs bis acht den Anfang zu dieser verheerenden Krankheit durch zu starke Erhitzung, besonders beym Tanze, gemacht haben. Die jungen Schwärmer tobten indeß nach wie vor, im Schleifer herum, schwangen die Tänzerinnen

unsittlich empor, stampften wie Walkmühlen, tranken in die Hitze hinein, rissen den Brustlatz auf und kühlten in der Zugluft sich ab; einer stieß den andern aus dem Reihen; einer überschrie und übertäubte den andern in albernen oder unzüchtigen Liedern; den Musikanten begegnete man ungezogen und glaubte für etliche Groschen, die man in die Baßgeige warf, sich alles an ihnen erlauben zu dürfen. Mit Einem Worte, man that in Traubenheim geradeso, wie man noch heute fast allenthalben zu thun pflegt. Nun aber hatte Wulfing die schönste Gelegenheit, nachdrücklicher wirken zu können. Er wußte wohl, daß das Volk an feinern Lustbarkeiten hauptsächlich deßwillen keinen Geschmack findet, weil es dergleichen nie versucht hat, und unversucht, weiß man ja, schmeckt nicht. — Nun aber stellte er der Jugend vor, wie unschicklich es seyn würde, hier im herrschaftlichen Schlosse so thierisch zu lärmen, und wie leicht sie die gute Meynung wieder verscherzen könnten, die der gnädige Herr von ihnen gefaßt habe. Dir rasenden Schleifer verbot er ganz, und empfahl dafür die langsamern Dreher. Um recht Acht zu haben, ob es auch im übrigen ordentlich zuging, besuchte er alle Viertelstunden das Tanzzimmer. Der gnädige Herr selbst kam etlichemal in seiner Gesellschaft und lobte das Volk wegen der bezeigten Sittsamkeit. Das gefiel den jungen Leuten, und alle gestanden, als sie Punct zehn Uhr Feyerabend machten, und sich darauf noch eine halbe Stunde lang im warmen Zimmer verhielten, um nicht in der kalten Nachtluft zu schnell abzukühlen, daß sie nun und nimmer geglaubt

hätten, daß ein gemäßigtes Vergnügen ein so herzliches Vergnügen sey. Der Mann, welcher als Bräutigam den Most überreicht hatte, zeigte noch als Greis der Jugend des Dorfes ein golddurchwirktes Band, das ihm jenesmal die selige Frau von Traubenheim geschenkt hatte, und rühmte dabey, daß er nie in seinem Leben einen Tanz gesehen habe, bey welchem alles so bescheiden, nüchtern und friedlich geblieben wäre.

So denkt man noch im eisgrauen Haare mit Wohlgefallen an vernünftig genossene Freuden seiner Jugend zurück und erzählt und rühmt sie den Enkeln; aber Scham und Reue folgt jeder Ausschweifung auf dem Fuße nach.

Wir wollen, Pilgrimme! auf Erden
Der kurzen Wallfahrt uns erfreu'n,
In unsrer Jugend weise seyn,
Um auch des Alters froh zu werden!

---

## Zweytes Kapitel.

**Worin wir das Traubenheimer Schulwesen und ein Paar Menschen kennen lernen, dergleichen es wenige giebt.**

---

Gustav von Traubenheim ging nun Tag und Nacht damit um, sein Dorf glücklich zu machen, und sann zu dem Ende vor allen auf Errichtung einer eigenen Dorfschule; denn er sah wohl ein, daß man beym Bessermachen anfangen müsse, wenn das Volk glücklicher werden soll. An guter Unterweisung

der Jugend schien es ihm aber vorzüglich zu fehlen; denn seit dem unglücklichen Brande waren die Kinder, in Ermanglung einer eigenen Schule, nach Langenhausen in den Unterricht gelaufen. Schlimmen Wetters wegen wurde der Schulbesuch aber oft wochenlang eingestellt. So lange die Kinder noch klein waren, nahmen die Aeltern, wie billig, Anstand, sie drey Viertelstunden weit in die Schule zu schicken, und waren sie größer, dann kam immer ein Stückchen Arbeit, das sie zurück hielt. Der Schullehrer in Langenhausen sah sich überdieß, beym Anfange des Winter-Unterrichts (Sommer-Schulen kannte man damals auf dem Lande noch gar nicht) nach einem Einstands-Geschenk' um, und schlug und rupfte die Kinder, welche mit leerer Hand kamen, das ganze A B C-Buch und alle sechs Hauptstücke durch. Das scheuten die Kinder, und heulten und schrien, bis die Aeltern ein Bündelchen auftrieben; kamen aber darüber oft sechs Wochen zu spät. Im zwölften Jahre ließ sie der Prediger zu Langenhausen, der sie nur für Stiefkinder hielt, zum Nachtmahle, sie mochten etwas oder nichts gelernt haben, und nun — gute Nacht, Schule! — Glücklicher oder unglücklicher Weise war an dieser, wegen ihrer schlechten Beschaffenheit, auch wenig verloren; denn auf dem Wege zu ihr lernten die Kinder von einander gewöhnlich mehr Böses, als von dem Schulmeister Gutes; erfroren darüber zuweilen die Füße oder trugen Brustkrankheiten davon.

Im November 1686 hatte ein neunjähriger Knabe sogar das Unglück, auf dem Schulwege das

Leben einzubüßen. Er ging über einen langen schmalen Steg, der, aus unverzeihlicher Nachläßigkeit, ohne Geländer geblieben war, glitschte und fiel in das Wasser. Ob dieses gleich weder tief noch breit war: so konnten ihn doch die übrigen Kinder nicht im ersten Augenblicke herausbringen; und als es ihnen endlich gelang, stellten sie ihn sogleich auf den Kopf, (weil sie von unverständigen Leuten gehört hatten, daß man die Ertrunkenen stürzen müsse, um das eingeschluckte Wasser wieder herauszubringen,) und so starb der arme Junge noch unter ihren Händen.

Groß war der Jammer im Dorfe, als ein Müller den Leichnam auf seinem Karren nach Traubenheim brachte. Heulend und schreyend liefen die Schulkinder vor und hinter dem Fuhrwerke her. Alles eilte zusammen. Niklas, der Vater des Verunglückten, konnte vor Schrecken anfangs nicht einmal weinen. Die Großmutter, welche den Jungen nach seiner Mutter Tod zu sich genommen und all ihre Hoffnung auf ihn gestellt hatte, fiel in Ohnmacht, und blieb wochenlang untröstlich.

Sie war eine wohlhabende Wittwe des Dorfes, Namens Regina Walther; hatte seit dem Tode ihres Mannes eine beschwerliche Wirthschaft geführt, und bloß deßwillen ihr Gut nicht von der Hand gegeben, weil es ihr Enkel bekommen sollte. „Wenn mir nur der einmal heranwächst!“ war ihr Taggedanke und Traum, — und nun war ihre schöne Hoffnung auf einmal dahin! — Ach, mein Fritz! mein Fritz! rief sie mit Hände-Ringen aus: immer dacht' ich, du würdest mich trösten in all meiner Mühe

und Arbeit auf Erden. Ach Gott! ach Gott! mein einziger Enkel! mein einziger Erbe!

Doch, für Erben hatte Regina nicht zu sorgen. Ihre Verwandten sammt und sonders, die sich bisher wenig oder nichts um sie gekümmert hatten, fanden sich nun ein, wie Heuschrecken auf einem grünen Baume. Nach ihrem Vorschlage sollte sich Regina ein Jahrgeding machen und den Hof von der Hand geben. Der Alten schien aber der freundliche Rath so wenig zu gefallen, daß sie vielmehr von der Zeit an noch fester an ihren Gütern zu hängen schien. Selbst Niklas, ihr Tochtermann, ihr einziger Rathgeber und Vertrauter, bekam keine Furche Land. Schon vor Anbruch des Tages war sie munter wie eine Wachtel; trieb das Gesind aus den Betten und sah in Feld und Stall auf jeden Strohhalm.

Die Hexe wird doch noch verhungern! sagte dann oft das Gesinde untereinander, und klagte bitter über die Kargheit der Hausfrau; die werthe Nachbarschaft nahm christlichen Antheil an diesen Klagen, und Regina kam in den schlimmsten Ruf. Die Gutmüthigsten im Dorfe spotteten wenigstens, daß sich's die Alte noch so sauer werden ließ für ihre lachenden Erben.

Unverhofft schien endlich Regina sich bekehren zu wollen. Es war im Jahre 1691, als sie den Herrn Vogt nebst dem Dorfsschulzen ganz geheim zu sich bat. — Was gilt es? Herr Vogt, sagte der Schulze zu Wulfing, die alte Sparbüchse vermacht ihr ganzes Vermögen dem Niklas. Der schlaue Fuchs grüßt schon lange den Zaun um des Gartens willen. Mit Erstaunen aber hörten sie von der Alten, daß sie

Willens sey, ihr Haus zu einem Schulhause, und den größten Theil ihres übrigen Vermögens (30 Morgen Ackerland und zwey Tagewerk Wiesen) zur Besoldung eines eigenen Schullehrers zu vermachen.

Wulfing konnte gar nicht Worte finden, ihr seine Freude darüber auszudrücken; denn er war längst schon auf eine Schule bedacht. So ein Vermächtniß, rief er aus, wird Gott segnen in der Ewigkeit! Aber welch ein Wohlgefallen kann Gott und die Welt an Altar-Kerzen, die man am lichten Tage verbrennt, und an ähnlichen Stiftungen haben, wie sie gewöhnlich vorkommen?

An dergleichen Dingen hab' ich nie Freude gehabt, sagte Regina. Gleich nach dem Tode meines seligen Fritz nahm ich mir aber vor, mein Vermögen zu Rathe zu halten, und davon einmal eine Freyschule zu stiften. Ich ließ mir daher all die bösen Nachreden des Dorfes über meinen Geiz gefallen; denn ich war mir Gutes bewußt. Aber, ach Gott! das Vermächtniß ist theuer erkauft! — Ihre Rede stockte vor Wehmuth, und Wulfing wischte sich Thränen der Rührung von den Wangen. — Meine Verwandten, fuhr endlich Regina fort, werden mir's freylich verargen und noch mehr über mich lästern, als bisher; sie wissen aber selbst kaum, wie sie mir angehören, und kannten mich gar nicht, so lange mein Enkel noch lebte. Indeß sollen sie doch mein Vieh, Bauerey-Geschirr, Getreide, Hausgeräth, und das Bischen Geld haben, was nach meinem Tode noch übrig seyn wird; Niklas aber, der nach dem Ableben meiner seligen Tochter und ihres Kindes, auch in

seiner zweyten Ehe, die Freundschaft gegen mich nicht aufgehoben hat, soll meine beiden Weinberge haben. Alles übrige bleibt bey der Schule. Nur bitt' ich, daß kein Zeuge zum Testamente kommt, als Niklas, damit alles bis nach meinem Absterben verschwiegen bleibt. Er ist schon bestellt und wird diesen Augenblick erscheinen.

Das heißt mir eine kluge Bestellung! flüsterte der Schulze seinem Herrn Vogt ins Ohr. Niklas wird sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben.—

Eben trat er herein. Wulfing suchte ihm den Vorsatz der alten Schwieger-Mutter, wie Kindern eine bittre Arzney, beyzubringen; wie erstaunte er aber, als er erfuhr, daß alles schon mit Niklas verabredet war.

Wie steht's dann aber mit der Erbschaft? Fragte ihn der Schulze. Du wärst doch wohl oben angekommen im Testamente?

Niklas. Gut ist gut; besser ist besser. —

Schulze. Wie meynst du das, Niklas?

Niklas. Das meyn' ich so: Für mich und meine Kinder wär' eine Erbschaft ganz gut; aber besser ist eine Schule fürs ganze Dorf; denn da sollen nach und nach viele tausend Kinder fromm und klug werden, und darunter sollen hoffentlich meine Kinder und Kindes-Kinder auch seyn!

Vogt. (Ihn bey der Hand fassend.) O du ehrlicher, uneigennütziger Mann! Wo findet man Deinesgleichen? Gott lasse Deine Kinder und Kindes-Kinder werden, wie Du bist!

Nachdem hierauf Regina wegen der Schul-Stiftung ihre Willens-Meynung zu Protocoll gegeben, und ihre wenigen Verwandten namentlich bedacht hatte, sollte der Herr Vogt auch setzen: „dem Niklas Wenner zwey Morgen Weinberg."

O thut doch das nicht, liebe Schwieger-Mutter! rief Niklas: All' Eure Vettern und Basen, die nach der Erbschaft züngeln, würden dann glauben und sagen, daß ich bloß der Weinberge wegen zum Testamente geholfen hätte. Wir wollen also den bösen Schein meiden, und Euer guter Wille soll mir so viel seyn, als die That.

Ey nun, sagte Regina halb unwillig, wenn Du den Weinberg nicht willst: so sollen ihn die Andern auch nicht haben! — Doch besinne dich noch, Niklas. —

Das ist schon geschehn! erwiederte dieser. Mein Wahlspruch ist: Meidet allen bösen Schein!

So schreib' Er denn, Herr Vogt, fuhr itzt Regina fort: daß die zwey Weinberge nach meinem Tode verkauft, die Gelder sicher ausgeliehen, und die Zinsen davon zu Schulbüchern für arme Kinder verwendet werden sollen.

So geschah es! Das Testament wurde geschlossen, unterschrieben und gesiegelt, und Niklas versprach, sein Beßtes zu thun, daß die Güter seiner Schwieger-Mutter nicht herabkämen, überhaupt aber so gut für ihr Vermögen zu sorgen, als ob er Allein-Erbe davon wäre.

Gott, der Alles zum Beßten lenkt, ließ demnach aus dem unglücklichen Tode eines Kindes eine große

Leibes = und Seelen = Wohlthat für ein ganzes Dorf entspringen, und Regina, die Großmutter, hatte Gelegenheit, durch ihre milde Stiftung ein Gott bessergefälliges Werk zu thun, als durch die reichste Ausstattung eines Enkels.

## Drittes Kapitel.

**Ein verkannter Mann. Eine Testaments = Eröffnung, und ein stattliches Leichen = Begängniß.**

Unbeschreiblich vergnügt über die schöne Handlung der wohlthätigen Regina, gab Gustav seinen Vorsatz, selbst eine Schule zu bauen, wieder auf; dafür aber beschloß er, das zur Schule bestimmte Geld, nun dreyfach zur Erbauung einer neuen Kirche zu steuern. Eben war der Anfang mit Herbeyschaffung des Zubehörs gemacht, als die Schulstifterinn Regina tödtlich erkrankte.

Niklas erfüllte, als ehrlicher Mann, was er versprochen hatte. Seine Frau war fast immer bey der Kranken, und sorgte, wie eine leibliche Tochter, für ihre Verpflegung. Niklas hingegen ging früh und spät der Wirthschaft nach; bestellte die Sommer-Saat und überraschte fleißig das läßige Gesinde; denn er wußte wohl: Des Herrn Auge macht fleißige Hände. Dabey lag ihm noch die eigene Haushaltung auf dem Halse; seine Lebhaftigkeit aber verdoppelte sich wie die Arbeit, so daß die Leute des Dorfes oft spottweise sagten: Gut macht Muth.—

Indeß hatten sich die Verwandten unserer Regina, so viel ihrer Etwas von einer Vetter- und Basenschaft erweisen konnten, zusammen gefunden, um unter der Hand abzutragen und auf die Erbschaft zu lauern. Da sie nichts von einem Testament' erfahren konnten, so war ihr einziges Trachten, die kranke Base mit Falken-Augen zu bewachen, damit sie ja nicht in einer guten Stunde noch irgend Etwas aufsetzen ließe. Sie selbst trauten einander nicht über den Weg; am meisten aber waren sie wegen des guten Niklas in Sorgen. —

Zu ihrem großen Leidwesen brach sich indeß die Krankheit zum Leben. Die ehrsamen Vettern und Basen zogen wieder ab, und Niklas vermißte Manches im Hauswesen, das sie schon, auf Abschlag, davon geschleppt hatten.

Regina, welche nun wieder außer Bett seyn konnte, war und blieb inzwischen an Geist und Körper geschwächt. Niklas nahm sich daher auch ferner ihres Hauswesens an, und gab dadurch den Splitter-Richtern im Dorfe zu noch mehr boshaften Anmerkungen Anlaß. „Seht doch den Erbschleicher!" hieß es gewöhnlich, wenn er bey seiner Schwieger aus- und einging. In Gesellschaften wurde er oft wegen seiner christlichen Dienstfertigkeit spöttisch gelobt; aber Niklas stellte sich, als verständ' er die Sticheleyen gar nicht. Seine Frau hingegen war anderer Meynung, zumal da sie hörte, daß die Verwandten der alten Regina auch über sie schmähten und schon im voraus von Processen sprachen. Unter solchen Umständen, glaubte sie, könne man das Testament

unmöglich geheim halten. Niklas aber tröstete sie damit, daß die gute Sache nach seiner Schwieger Tod sich selbst rechtfertigen müsse.

Schon im Sommer des nämlichen Jahres geschah es auch. Regina starb, und auf Befehl des gnädigen Herrn mußte das Testament noch vor ihrer Beerdigung, in Beyseyn des Niklas, der erblustigen Verwandten und mehrerer Zeugen aus dem Dorfe geöffnet werden.

Die Erbschafts-Laurer waren sehr erschrocken, da sie von einem Vermächtnisse hörten, und sagten im Voraus dem Niklas ins Gesicht: daß sie Hab' und Gut daran setzen würden, das Testament wieder umzustoßen. Aber wie vom Donner gerührt standen sie da, als bey der gerichtlichen Oeffnung die Freyschule zum Vorscheine kam.

Schadenfroh lächelten indeß die kaltblütigern Zeugen, daß Niklas im Testamente so rein durchgefallen war. Beschämt aber und voll Erstaunen verlängerten sich ihre Gesichter, als sie unter denen, welche das Testament unterschrieben hatten, auch den Namen

Niklas Wenner

ablesen hörten. Furchtsam schlugen besonders die ihre Augen nieder, welche den uneigennützigen Mann öfters mit der Erbschaft aufgezogen hatten; denn sie dachten gewiß, daß nun Niklas nicht unterlassen würde, sie vor der ganzen Gesellschaft zu demüthigen. Dieser aber gab sich nicht einmal die Mühe, ihre Maleficanten-Gesichter zu betrachten, und ging still und

bescheiden aus der Gerichts-Stube, um die nöthigen Anstalten zur Beerdigung zu machen.

Des folgenden Tags wurde die gute Regina feyerlich begraben. Die sämmtlichen Dorfkinder von sechs bis dreyzehn Jahren, alle mit Blumen in der Hand, gingen, auf Befehl des gnädigen Herrn, paarweise, vor dem Sarge her. Hinter dem Sarge führten der gnädige Herr und Vogt Wulfing den Niklas in Trauer; sein Weib aber ward von der gnädigen Frau und der Pfarrerinn von Langenhausen begleitet. Auf dem Gottes-Acker traten die Mädchen an die eine, die Knaben an die andere Seite des Grabes, und streuten, als nach dem Einsenkungs-Liede der Hügel vollendet war, ihre Blumen unter Schluchzen und Weinen darüber her. Der Prediger von Langenhausen sprach hierauf ein rührendes Gebet, in welchem er Gott dankte, daß er das Herz der milden Stifterinn so wohlthätig regiert, und den unglücklichen Tod ihres geliebten Enkels zu einem so großen Gewinne für das ganze Dorf gemacht habe. Als er nun auch im Namen der Kinder besonders betete, fielen diese mit gefalteten Händen sämmtlich auf die Kniee nieder und weinten dabey so bitterlich, daß gleiche Wehmuth alle Zuschauer ergriff. Der Prediger aber nahm Abschied von dem gesegneten Grabe mit Sirachs passenden Worten:

„Ihr Lob wird nicht untergehn. Sie ist in Friede
„begraben; aber ihr Name lebt ewiglich. Die
„Leute reden von ihrer Weisheit, und die Gemeine
„verkündigt ihr Lob."

# Viertes Kapitel.

**Worinn man fast lauter schlechte Menschen, Prozeß-Krämer, Schleicher, Schwänkmacher, Gewinnsüchtige, Rebellen und Dummköpfe kennen lernt.**

---

Die Verwandten der alten Regina hatten sich indeß in ihr Schicksal ergeben; aber neue Streitlust erwachte beym Weine des Leichenmahls. Die Herren Vettern konnten nämlich über die Theilung der ihnen zugefallenen Stücke nicht einig werden. Der eine wollte sie versteigert, der andere getheilt wissen; der eine sich dieß, der andere jenes vorbehalten. Dabey warfen sie einander alle Diebereyen vor, die während der Krankheit der seligen Regina vor einem Vierteljahre vorgefallen waren. Endlich wurde der Streit so hitzig, und ihre Aufführung so ungebührlich, daß man sie mit Gewalt auseinander bringen mußte. Dieser unvernünftige und, wegen Zeit und Ort, höchst unschickliche Zank, hatte inzwischen ihre Köpfe so sehr erhitzt, daß sie noch länger als drey Monate mit einander fortstritten; viel Wege und Stege machen, ihre Arbeiten versäumen, an Prozeß-Krämer manchen schönen Gulden zahlen und viel kränkende Reden verschlucken mußten, bis man von Amtswegen die Erbschaft auf die Versteigerung bringen, und ihnen das erlösete Geld in gleichen Theilen geben ließ. Das Vieh war indeß müßig auf ihre Kosten fortgefüttert worden, und die übrigen Unkosten beliefen sich so hoch, daß fast die Hälfte der Erbschaft darauf ging. Nun dachten sie freylich, aber zu spät, an das Sprichwort: Ein

mager er Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß.

Noch während des Erbschafts-Krieges wurde auf herrschaftliche Kosten die Einrichtung der neuen Schule besorgt, und die bisherige Wohnstube durch Zuziehung einer Kammer vergrößert; denn Wulfing sagte: nicht das viele Lernen, sondern das lange gedrängte Sitzen in engen, niedrigen, oft überheizten Zimmern und der Qualm von ungesunden Ausdünstungen machen die Kinder zuweilen blaß und kränklich während der Schulzeit. Zugleich ließ er eine andre Kammer zum Wohnzimmer des Schullehrers einrichten, weil er es für höchst grausam und unvernünftig hielt, ihn mit Weib und Kindern in die dumpfige Schule zu sperren und dadurch zu veranlassen, daß der Unterricht alle Augenblicke durch Aus- und Eingehn, durch Handthierung und Kinder-Geschrey unterbrochen würde.

Gustav von Traubenheim wollte bey der Gelegenheit auch das Andenken der seligen Stifterinn ehren, und ihren Namen, auf einer marmornen Platte, an der Vorder-Seite des Hauses einmauern lassen. Niklas aber verbat diese Ehre, weil seine verstorbene Schwieger-Mutter ihn mehr als Einmal beschworen habe, ja nicht zu erlauben, daß auf irgend eine Weise mit dem Vermächtnisse geprangt würde. Der gnädige Herr ließ also mit goldenen Buchstaben auf die Platte setzen:

# Freyschule,

gestiftet

von

einer Kinder-Freundinn,

deren Name

im Himmel angeschrieben ist.

Zugleich machte er alle Schulgüter zehendfrey und nahm dem Hofe die übrigen herrschaftlichen Gefälle und Beschwerden ab.

Schlaghart von Langenhausen, dessen Schule bisher die Traubenheimer Kinder besucht hatten, war nun der erste, der sich um den neuen Dienst bewarb. Schon bey der Leiche der alten Regina konnte man's ihm abmerken; denn er schrie wie ein Zahnarzt bey ihrer Beerdigung, um geschmacklosen Leuten zu gefallen, die das thierische Blöken ungemein lieblich fanden. Im Leichenhause schwatzte er viel von seiner Kunst, und erklärte alle Schulmeister umher für Stümper. Dabey war er doch kriechend demüthig und schmeichelhaft gegen die Traubenheimer Bauern, trank, ohn' Unterlaß Gesundheiten und präsentirte seine silberne Dose herum.

Ein Paar Wochen darauf kam seine Absicht völlig an den Tag. Als ein unhöflicher, träger Mann war er bey Wulfing so übel angeschrieben, daß er sich von ihm kein Fürwort bey dem gnädigen Herrn versprechen konnte; auch mit dem Dorfschulzen stand er nicht wohl. Er machte sich also an das Dorfgericht und an die Gemeine; schlich wie ein Klatschweib von

Hause zu Hause, und ermahnte die Leute, nun ja darauf bedacht zu seyn, das Recht, einen Schullehrer selbst zu wählen, nicht aus der Hand zu lassen. „Die Schule, sagte er, ist von einer Orts-Einwohnerinn und nicht von der Herrschaft gestiftet; folglich gehört das Wahlrecht der Gemeine.“ Dabey bat er sehr demüthig um den Dienst und versprach jedem der zwölf Mitglieder des Dorfsgerichts, im engsten Vertrauen, zehn Morgen Schulfeld um einen Spottpreis in sechsjährigen Pacht.

Das gefiel denn den Meisten, und jeder glaubte, daß nur ihm so viel versprochen sey. Statt zu überlegen, ob auch ihre Kinder von diesem Manne gut würden unterrichtet werden, berechneten sie nur den reinen Gewinn, welchen zehn Morgen gepachtetes Schulfeld, in sechs Jahren abwerfen würden. Die Ehre, selbst einen Schulmeister wählen zu dürfen, that ihnen dabey nicht minder wohl, so daß sie sämmtlich auf den Schulzen einstürmten, bis er es der Herrschaft vortrug. — Gustav von Traubenheim war gütig genug, ihnen zu verstatten, jedesmal den Schullehrer in Vorschlag zu bringen; das Recht der Bestätigung oder Verwerfung, so wie das der etwa nöthig werdenden Entsetzung aber behielt er ausdrücklich sich selbst und den künftigen Gutsherrschaften vor. Die Gesandschaft, damit vollkommen zufrieden, dankte sehr unterthänig für die Gewährung ihrer Bitte.

Welch ein Unmuth aber entstand unter der Gemeine, da der Schulze die herrschaftliche Entschließung bekannt machte! — Was? schrien einige Tollköpfe,

was? bloß vorschlagen? Das ist gerade so viel als nichts! Wie leicht kann die Herrschaft einen Vorwand finden, um uns allen durch den Sinn zu fahren? — Nein! wählen müssen wir dürfen; oder es soll lieber kein Schul=Lehrer ins Dorf!

Vergebens rief der Schulze wohl zwanzigmal: So hört doch nur! Laßt euch nur sagen! Seyd doch einen Augenblick stille! — Die Schwindel=Köpfe wollten nun einmal nicht hören, und Niemand ist bekanntlich tauber, als wer nicht hören will. Ehe man sichs also versah, waren gegen zwanzig solcher ungestümen Schreyer vor dem Schlosse. Zwey der beßten Zungen=Drescher, Herrmann und Ludwig, begehrten vor den gnädigen Herrn und brachten, nach ihrer Meynung, das Wort gar stattlich vor. Mit gerechtem Unwillen hörte sie Gustav und ging, ohne den unverschämten Rede=Führern zu antworten, vor die Schloßthüre. „Wo ist der Schulze?" fragt er mit Hastigkeit. Alle schweigen. . . . . Endlich übernimmt Marks das Wort und sagt: „Ach, gnädiger Herr, drunten steht er unter der Linde mit seinem Anhange. Jammers genug, daß der Orts=Vorsteher nicht für uns reden will!" — Wohl! antwortet Gustav: so geht zurück, und sagt ihm, daß ihr das ganze Spiel verdorben habt. — Und hiermit schlug er die Thüre vor ihren Augen zu.

Verlegen standen die protestirenden Bauern im Schloßhofe; keiner wollte der Anstifter seyn, und die Schuld fiel allein auf die zwey Plauderer, welche die Sache dem Herrn vorgetragen hatten.

Nach langem Besinnen sollte wieder eine Gesandtschaft hinein; aber keiner hatte dazu Herz genug. Ganz langsam und still, wie ein Leichenzug, ging also die Gesandschaft nach der Linde zurück.

Nu, was bringt ihr Gutes mit? fragte der Schulze. „Je, nicht viel!“ war die Antwort; und hiermit erzählten sie den leidigen Vorgang. — Da habt ihr's! sagte der Schulze. Wenn man euch Leuten den kleinen Finger beut: so greift ihr nach der ganzen Hand, und dann geht es so. Wer zu viel verlangt, bekommt gar nichts. Die meisten Rechte der Unterthanen sind dadurch von jeher verloren gegangen, daß sie in Forderungen zu unbillig, oder in der Anwendung zu unvernünftig waren. — „Ach was nützt das Reden?“ erwiederten die Schreyer ganz kleinlaut: „Geht ihr lieber zum gnädigen Herrn, und seht, wie ihr ihn wieder gut macht.“ —

Eine Gesellschaft wackerer Männer ging also ins Schloß.

Da unter diesen auch Niklas und der Schulze waren, welche viel bey dem gnädigen Herrn galten: so brachten sie's endlich mit Mühe wieder so weit, daß er ihnen das Präsentations-Recht (oder das Recht, ihren Schullehrer auf Genehmigung zu wählen) neuerdings zugestand.

Zur Warnung für alle künftige Zeiten, schrieb Wulfing den Auftritt in das Gemeinbuch neben das Privilegium, welches der Herr über das der Gemeine verliehene Recht ausfertigen ließ, und in gleicher Absicht steht auch der Vorfall in dieser Geschichte.

# Fünftes Kapitel.

## Die Traubenheimer wählen zwey neue Schulmeister.

Herr Gregorius Schlaghart war indeß nicht der Einzige, der um das Schulamt in Traubenheim buhlte. Noch drey Mitbewerber versuchten ihr Heil; nur Einer aber hatte den siegreichen Einfall, durch die Schürze der Jungfer Schulzinn sein Glück machen zu wollen. Das Mädchen, in deren Herzen der junge Brodschleicher sich einzunisten wußte, noch eh' er um den Dienst anhielt, war also gewaltig geschäftig, den Vater auf ihre Seite zu bringen. Zum Unglück errieth aber dieser den Schleichweg, und unverhohlen erklärte er ihr, daß er zu der Wahl ihres Liebhabers schlechterdings nicht helfen, ihm wenigstens keine Tochter geben würde, wenn derselbe auch, wider seinen Willen, den Dienst bekommen sollte. Jungfer Liese war über den Bescheid gewaltig betroffen, und wollte den erhaltenen Antrag anfangs verläugnen; aber ein Strom von Tränen verrieth, was sie nun offenherzig gestand. Sie meynte, daß es doch gar keine Seltenheit sey, daß Väter ihre Töchter auf dem Wege zu versorgen suchten; daß sie nun schon ins sechs und zwanzigste Jahr ginge, wo man eben so spröde nicht mehr thun dürfe; daß der Schuldienst doch ziemlich einträglich, und der junge Mensch ein gar freundlicher und artiger Herr sey ꝛc. Aber alles vergebens! Der Vater bestand eigensinnig darauf, daß er ihres Vielgeliebten wegen keinen andern ehrlichen Mann verdrängen und sich den

Ruf zuziehen wolle, nicht den Dorfkindern einen Lehrer, sondern der Tochter einen Mann ausgesucht zu haben.

Indeß nahte der Wahltag heran. Die meisten Gerichtsschöffen waren für die zehn Morgen Pachtfeld so zärtlich eingenommen, daß Schlaghart schon so gut als gewählt war. Nur Niklas und Wilhelm ließen sich durch das Versprechen nicht blenden. Ihnen war Schlaghart dadurch nur verächtlich geworden. Nächstdem sahen sie ohne Fernglas, daß der Schleicher jedem von den zehn übrigen Gerichts = Beysitzern eben soviel werde versprochen haben, als ihnen, ob er gleich, Alles in Allem, nur 30 Morgen zu hoffen hatte. Sie nahmen also mit dem Schulzen Abrede, wie sich dem Herrn Schlaghart und ihren bestochenen Mitbrüdern am füglichsten ein Näschen drehen ließe.

Nach getroffnen Vorbereitungen von beiden Seiten rückte der stolze Wahltag heran. Das ehrsame Dorfgericht versammelte sich mit wichtigen Mienen, und Schultheiß Ortmann behielt sich seine Stimme bis auf die letzte bevor. Alle gaben, der Reihe nach, dem Herrn Schlaghart das Wort; unter andern auch Wilhelm. Zuletzt kam die Stimme an Niklas. „Nun," sagte dieser, „wenn alle für Herrn Schlaghart sind: so mag auch ich nicht gegen ihn seyn; nur will ich den Herrn Schulzen bitten, bey der Wahl sogleich das Pachtwesen der Schulfelder ins Reine zu bringen, damit wir den ehrlichen Mann beym Worte halten. Mir sind zehn Morgen versprochen." — Mir auch zehn! rief Wilhelm mit schalkhaften Tone. — Und mir auch zehn! fiel Lips hastig ein, damit ihm

Keiner zuvor käme; denn er war einfältig genug, um nicht zu merken, daß Niklas und Wilhelm die übrigen nur zum Beßten hatten.

Je nun, sagte der Schulze, so hätten wir ja die 30 Morgen Schulfeld beysammen! Laßt also den Herrn Schlaghart in Gottes Namen rufen, damit er den Pachtbrief unterschreibe.

Wie vom Donner gerührt, saßen bey dieser Rede die neun übrigen umher. Gerade heraus zu gestehen, daß sie gleichfalls, wie Lips, unter die Pachter gehörten, schien ihnen nicht rathsam, und doch wußte keiner, unter welchem Vorwande sich nun das Wort wieder zurückziehn ließe.

Zum Glück erwachte Herrmann zuerst aus seiner Betäubung. Seyd ihr denn stumm, daß ihr nicht reden wollt, was recht ist? rief er. Mit gutem Gewissen können wir unmöglich den Mann wählen. Hätten uns Niklas und Wilhelm voraus gesagt, daß der Simon mit Bestechungen umgeht und geistliche Aemter ums Geld kaufen will: so wär' aus der Sache gleich anfangs nichts geworden. Verflucht sey, wer Geschenke nimmt! steht in der Bibel. Nur der Gottlose nimmt Geschenke, die die Sehenden blind machen, und die Sachen der Gerechten verkehren!

Freylich wohl, Gevatter! rief Ludewig, der ihm an Bibel-Kunde wenig nachgab, und an Bosheit den Rang ablief: Du kannst eben Alles aus der Schrift beweisen; aber die Wahl muß auch unverzüglich zurückgehn! So ein niederträchtiger Geselle, so ein Windbeutel und Maulmacher soll unsre Kinder nicht unter die Hand bekommen! Alle stimmten damit

überein: nur Lips war verstummt, indem er nun erst einsah, wie dumm er in die Falle gegangen war.

Vergebens lauerte indeß Schlaghart am Fenster, ob kein Bote von Traubenheim käme, der ihm, nach Herrmanns Verheißung, die fröhliche Post von seiner Erwählung sogleich überbrächte. Vergebens hatte er sich die Stirne zerbrochen, wie er bey dem mißlichen Pachthandel den Kopf aus der Schlinge ziehn, und alle hinter das Licht führen wollte. Niklas und Wilhelm hatten ihn der Mühe schon überhoben. Kein Bote kam, und mit Schrecken sah Schlaghart die einbrechende Dämmerung, ohne Nachrichten aus Traubenheim erhalten zu haben. Seiner Frau Liebsten war indeß der Geduld-Faden gerissen. Wie ein Platzregen mit einzelnen starken Tropfen beginnt, und dann erst sich in Strömen ergießt, so träufelten Anfangs nur einige Spottreden von ihren blauen Lippen; bald aber ergoß sich eine ganze Sündfluth von Vorwürfen über den betrogenen Betrüger. — Sonst war es so seine Weise, sich in ähnlichen Fällen ins Wirthshaus zu flüchten, bis der erste Sturm vorüber war. Dießmal aber wurd' es ihm nicht sowohl. Er kam vielmehr immer vom Regen in die Traufe; denn noch empfindlicher, als die lieblosen Vorwürfe seiner Hausehre, waren ihm die Stichel-Reden seiner Gemeine. Sobald er Hoffnung geschöpft hatte, nach Traubenheim zu kommen, war er den Langenhäusern schnöde begegnet, hatte viel von ihrem Hungerbrode, von ihrem Laufefold und dergleichen gesprochen, und nun, da er wieder mit dem verachteten Bissen froh war, wurden ihm die bittern Salze der

Spottsucht täglich darauf gestreut. Nichts aber vermochte seine Galle so sehr zu erregen, als wenn auf die 120 Morgen Schulfeld die Rede kam; (denn so viel hätten zum Traubenheimer Dienste gehören müssen, um an jeden Gerichts-Beysitzer zehn Morgen verpachten zu können.) Nicht weniger als Er wurden auch die Herren Pachter zu Traubenheim mit ihrer Schulmeister-Wahl geneckt, und im ganzen Umkreise war dieser Tag unter dem Namen: Schöpenstädter Wahltag bekannt.

Dieser war indeß kaum vorüber, als ein junger Reisender ganz unverhofft in die Traubenheimer Schenke trat. — „Ey," willkommen! willkommen!" ging ihm der Wirth mit freundlichem Handschlag entgegen. „Wie sich meine Kinder freuen werden, wenn sie ihren Herrn Lieberich wieder sehn!!" Er ließ sogleich die Kleinen zusammenrufen, und wir haben nun Zeit, mit dem braven Jünglinge Bekanntschaft zu machen.

Lieberich, der einzige Sohn einer armen Zehndverwalters-Wittwe, aus Halldorf in Franken, ein junger Mann von etwa 20 Jahren, war Chor-Schüler in Nürnberg. Zwey Jahre zuvor mußte er, auf einer Heimreise, wegen höchst ungünstiger Witterung, drey Tage zu Traubenheim in der Schenke zubringen. Die Langeweile sich zu verkürzen, hatte er sich viel mit den Kindern des Hauswirthes beschäftigt, ihnen schöne Geschichten erzählt, Vorschriften geschrieben, und sich dadurch den Kindern so unvergeßlich gemacht, daß sie noch täglich von ihm redeten, die gehörten Geschichten wieder erzählten, und

die schönen Vorschriften wohl hundert Mal abschrieben.

Nun kamen die vier Kinder ins dämmernde Zimmer. Einen Augenblick stutzten die beyden ältesten; erkannten aber, trotz der Abend-Dämmerung, den guten Mann wieder und liefen ihm mit ausgestreckten Armen entgegen. Vor Vergnügen hüpften sie um ihn her und streichelten seine Hände. Die beyden kleinern Geschwister, die sich des Gesichtes nicht mehr erinnern konnten, kamen indeß auch herbey, küßten ihre Hand und schlugen sie treuherzig in die seinige.

Nicht wahr, Vater, sagte der Kleinste, nicht wahr, daß ist unser neuer Herr Schulmeister? — Lächelnd erzählte der Wirth, daß der Knabe deßwillen auf die Frage käme, weil seit einiger Zeit beynahe von nichts als von einem neuen Schullehrer in der Schenke gesprochen würde; indem sie vor Kurzem eine Freyschule bekommen hätten und einen eigenen Schullehrer wählen dürften.

Ey nun, sagte Lieberich, wenn das ist, so könnt' ich ja mein Heil versuchen — Ach ja, Vater! riefen die Kinder. O da wollen wir fleißiger in die Schule gehn, als nach Langenhausen, und noch mehr so schöne Vorschriften schreiben.

Nach einer kurzen Unterredung wurde beschlossen, einen Versuch zu wagen.

Schon gegen acht Jahre hatte sich Lieberich in Nürnberg mit Kinder-Unterricht beschäftigt; auch kannten die meisten Dorfvorsteher seine schöne Handschrift aus den Proben, die sie in der Schenke gesehn hatten; durch die verunglückte Schulmeister-Wahl

waren sie mürbe geworden, und Ortmann, der Dorfschulze, war ein alter Bekannter vom seligen Vater des jungen Lieberichs. Dieß Alles machte viel Hoffnung, und wirklich ward er auch, als er sich am folgenden Tage um den Dienst bewarb, von den sämmtlichen Ortsvorstehern einstimmig gewählt und von der gnädigen Herrschaft mit Freuden bestätigt.

Sein Entzücken über das unerwartete Glück war so groß, daß er den kleinen Knaben, der auf eine so kindliche Weise zu seiner Versorgung Anlaß gegeben hatte, wohl zehnmal an sein Herz drückte. Vorzüglich groß war aber sein Dank gegen Gott, wenn er das Vergnügen überdachte, das er seiner armen Mutter so unverhofft bringen würde.

Thränen rollten ihm über die Wangen bey seiner Heimkunft, als er ihr sein günstiges Schicksal erzählte, und eben so gerührt war auch die arme Mutter. Ach, guter Christian, rief sie: Gott sorgt besser für uns, als wir selbst, und hat nun reichlich erfüllt, was dein seliger Vater auf seinem Sterbe-Bette, da du noch ein Knabe von eilf Jahren warst, zu dir gesagt hat: wir sind wohl arm, mein Sohn; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.— Unter solchen Gesprächen und unter Zurüstungen zur Abreise, rückte die Zeit des Aufzugs heran, und zu Ende Septembers 1694 trafen Mutter und Sohn glücklich in Traubenheim ein.

Lieberich machte sogleich Anstalt zur Verpachtung seiner Schulfelder, weil die Wintersaat bestellt werden mußte. Ortmann, der Dorfschulze, gab ihm

den Rath, sie auf zwölf Jahre zu verpachten; aber nicht zur öffentlichen Versteigerung kommen zu lassen, weil da die Güter leicht in lüderliche Hand fallen könnten. Er nannte ihm etliche brave Männer, welche das Land mit Freuden übernehmen, das Pachtgeld richtig bezahlen und die Güter so gut als ihr Eigenthum behandeln würden. Dem Rathe folgte Lieberich und trat, so bald er Alles ins Reine gebracht hatte, sein Amt an.

Vornehmlich sah er darauf, daß die Kinder nicht nur Wörter auswendig lernen, sondern auch das Gelernte richtig verstehn, über Alles selbst denken und Angelegenheiten des Herzens tief empfinden möchten. Noch heute erzählt man sich allerley Schönes von ihm: aber ein einziger kleiner Zug aus seinem Schulamte wird genug seyn, zu beweisen, wie meisterhaft er die Kunst verstand, mit Kindern umzugehn, und in ihnen frühzeitig gute Empfindungen zu wecken.

Hört, Kinder, sagte er am Schlusse seines ersten Schul-Unterrichts: habt ihr nicht in euern Gärten hübsche Rosen-Stöcke? — O ja, Herr Lieberich, riefen die Kinder. Wir können genug mitbringen, wenn wir Nachmittags zur Schule kommen. „Nun, was habt ihr denn für welche?" . . . Ich habe hundertblättrige — und ich Zucker-Rosen — und ich gesprenkelte — und ich weiße — und ich gelbe — riefen sie untereinander. Ganz gut, ihr lieben Kinder, sagte Lieberich: so bringt mir denn von jeder Art ein Paar Fächser mit; aber wißt ihr denn auch, wo wir sie heute Nachmittag hinpflanzen wollen?

Die Kinder glaubten, in den Schulgarten, und was sie noch mehr riethen; aber immer gefehlt. — Aha, nun weiß ich's auf Einmal! rief endlich ein Mädchen, die Rosen sollen aufs Grab der seligen Regina, das wir im Sommer mit Blumen bestreut haben. — O ja, Herr Lieberich, stimmten alle zusammen, da wollen wir sie hinsetzen! — Recht so, ihr guten Kinder! sagte Lieberich. Auf und um das Grab wollen wir sie pflanzen. Alle Jahre gehn wir dann am ersten schönen Frühlings-Tage hinaus, um die Stöcke zu reinigen und die ausgestorbenen nachzusetzen. Dabey wollen wir uns allemal der seligen Regina mit Dank erinnern und uns vornehmen, recht fromm und fleißig zu seyn.

Am Nachmittage zogen die Kinder mit Rosen-Stöcken, Pfählen, Bandweiden, Hauen und Spaten hinaus auf den Gottes-Acker. Herr Lieberich zeigte ihnen, wie sie die Stöcke setzen und ordnen sollten, nnd sagte ihnen dabey so viel Rührendes, daß fast kein Kind ohne Thränen das Grab verließ.

Noch heute, nach mehr als hundert Jahren, wird es alle Frühlinge von den Schulkindern besucht und wie ein Garten gepflegt. Ein Wäldchen von mancherley Rosen blüht um den Grabhügel der Unvergeßlichen. Nachtigallen flöten an Frühlings-Abenden schwermüthig in dem Gesträuche, als ob sie wüßten, daß hier eine Wohlthäterinn schläft. Bey jeder Leiche zur Rosen-Zeit, bricht sich die Jugend des Dorfes Regina-Rosen von dem Grabe, und so trifft hier wörtlich ein, was Sirach von guten Leuten sagt: Ihre Gebeine grünen noch

immer, da sie liegen, und ihr Name wird gepriesen in ihren Nachkommen, auf die er geerbet ist.

## Sechstes Kapitel.

**Traubenheim bekommt eine eigene Kirche. Eine Pfarr-Besoldung wird ausgeworfen und über Frohnwesen und Kirchstühle werden Bemerkungen gemacht.**

Gustav von Traubenheim hatte nun keinen eifrigern Wunsch als den, die angefangene Kirche vollendet zu sehen; desto kaltblütiger konnten es die meisten seiner Unterthanen erwarten. Sie waren der Frohndienste schon müde, da das Mauerwerk kaum aus der Erde war; denn fast alle drey Tage ging die Frohn im ganzen Dorfe herum. Nur wenige wußten es der Herrschaft Dank, daß sie eine so beträchtliche Summe zum Kirchbaue gesteuert hatte, und der Klagen über Unerträglichkeit der gemeinen Last war kein Ende.

Was klagt ihr doch immer, ihr thörichten Leute? sagte Wulfing. Wer ist denn Schuld an dem schnellen Umlaufe der Frohn, als ihr selbst? Wenn eurer vier kaum so viel arbeiten, als ein einziger sollte: so muß euch natürlicher Weise die Arbeit Viermal für Einmal treffen. — Da hieß es aber: Frohnarbeit ist keine Lohnarbeit, — umsonst ist der Tod, u. s. w.; da fürchtete jeder, mehr zu thun als der andre; jeder nahm den Faulsten zum Muster, und die Fleißigen

(unter diesen vorzüglich Niklas und Wilhelm,) wurden verlacht. Das Meyerey = Gespann, das der gnädige Herr auch mitarbeiten ließ, fuhr allein mehr Steine herbey, als acht Bauern; denn mancher schämte sich nicht, ein Häufchen Steine mit drey starken Ochsen zu fahren, das man bequem auf einem Schiebkarrn über Berg und Thal gebracht hätte. Die Handfröhner waren nicht weniger läßig. Die Hälfte saß immer auf dem Bauholze und legte die Hand in den Schooß. Nach den leichtesten Arbeiten griff jeder, nach den schweren keiner, und täglich liefen von den Handwerkern bittere Klagen ein.

Vogt Wulfing, ihrer Beschwerden endlich so überdrüßig, als die Bauern der Frohn, beschloß daher einen andern Weg einzuschlagen, indem er Kalk, Sand, Steine ꝛc., haufenweise vertheilen, und jedem Bauersmanne, je nachdem sein Gespann war, sein Tagewerk anweisen ließ. Von der Zeit an ging alles besser von statten. Jeder eilte nach Möglichkeit, und trieb auch die Handfröhner zum schnellen Aufladen an, um bald vom Flecke zu kommen und wieder für sich selbst arbeiten zu können. So war denn des Klagens über die Bauern und unter den Bauern auf einmal ein Ende. Nur unter den Handlangern ging es noch einige Zeit im alten Tone fort, weil diesen die Arbeit nicht so vorgemessen werden konnte. Gustav von Traubenheim beschloß daher, diese Leute mit Strenge zur Pflicht anzuhalten.

Von nun an wurden weit weniger Handfröhner bestellt, als vorhin; diesen aber ward angedeutet, daß diejenigen, über welche der Baumeister wegen

Nachläßigkeit klagen würde, ganz unerbittlich von der Frohn ausgeschlossen und angehalten werden sollten, jedesmal einen andern Arbeiter auf ihre Kosten zu stellen. Gleich in der ersten Woche wurde an Einem die Drohung vollzogen, und von der Zeit an lief keine erhebliche Klage mehr ein. Die Handfrohn traf die Leute viel seltner als sonst, und Thurm und Kirche kamen im Herbste 1695 glücklich unter Dach. Die bey der schrecklichen Dorf=Verwüstung unbeschädigt gebliebenen Glocken, welche bisher in einem hölzernen Läuthause gehangen hatten, wurden auf den Thurm gebracht, und also blieb für den folgenden Frühling und Sommer nichts mehr übrig, als die innere Einrichtung der Kirche. Gustav von Traubenheim sorgte dafür, daß Alles einfach, schön und freundlich ausfiel, und je näher das Werk seiner Vollendung kam, desto vergnügter und eifriger wurde die Gemeine.

Nur wegen der Kirchstühle gab es noch einigen Anstand. Wulfing wollte die Stühle der Gerichts=Beysitzer weder mit Gitterwerk noch mit Armlehnen versehn lassen. — Das wär' ewiger Schimpf für uns! sagten die vorachtbaren Herren. In der ganzen Gegend erkennt man am Gitterwerke, das ehrsame Dorfgericht. Sind wir Traubenheimer schlechter als andre?

Das will ich nicht hoffen! erwiederte Wulfing. Wozu soll aber ein Käfich in der Kirche? Ihr, als Orts=Vorsteher, müßt der ganzen Gemeine mit gutem Beyspiele vorangehn. Nun aber sind die bequemen Armlehnen und Gitter zuverläßig daran Schuld, daß man an den meisten Orten in den sogenannten

Herren-Stühlen die größten Schläfer antrifft. Laßt also euer Licht leuchten vor den Leuten! Seyd in der Kirche stets aufmerksam und still. Das werden Andere sehen und nachahmen. Ihr selbst aber könnt dann die Kirche besser überschauen und auf Ordnung Acht haben. Dazu verfinstern die elenden Vogel-Gitter die Kirche, berauben euch selbst des Lichtes und machen überflüßige Kosten. Da mein eigener Kirchenstuhl keine Verzäunung bekommt; so werdet ihr euch hoffentlich nicht schämen, es eben so gut zu haben.—

Durch diese vernünftige Vorstellung besänftigt, ließen sie es denn geschehen, und fanden es in der Folge selbst lächerlich, daß sie eine Ehre darinn gesucht hatten, die Nase durch ein Gitter zu stecken und die Arme breiter auseinander zu spreizen, als andere Kirchgänger. Die Stühle wurden nach der Angabe des Herrn Vogts aufgeschlagen, und nur noch die Frage, welcher davon, nach Gewohnheit jener Zeiten, als Hurenstuhl gebrandmarkt werden sollte, war übrig.

Zur glücklichen Stunde kam Gustav von Traubenheim selbst in die Kirche und Herrmann trug ihm das Anliegen vor.

Da müssen wir erst andere Dinge ausmachen, erwiederte Gustav. Wo ist der Säuferstuhl? — der Lügnerstuhl? — der Diebsstuhl? — der Zänker- und Verläumder-Stuhl? — der Stuhl für Kirchen-Schläfer und Kirchen-Plauderer? ? . . . . Alle schwiegen. . . Nun, sagte Gustav von Traubenheim, wenn man für diese keinen eigenen Sitz hat, so seh ich nicht ein, warum man eines besondern Hurenstuhls bedürfte. — Ach, gnädiger Herr, rief Herrmann,

da werden wir ein zweytes Sodom und Gomorra bekommen! Der Pfarrer von Purrbach hat sogar den Hurenstuhl schwarz anstreichen lassen. . . Hätt' er doch lieber ein Gitter davor machen lassen, damit sich die unglücklichen Beschimpften dahinter verstecken können!" erwiederte der gnädige Herr, weil Herrmann, als Gerichts-Beysitzer, vorzüglich für ein Gitter gestritten hatte. „Doch, sagt mir einmal, Herrmann, ob in Purrbach seit der Hurenstuhl schwarz gefärbt ist, keine Mädchen mehr zu Falle kommen?" — Das kann ich nicht sagen, versetzte Herrmann, mit Achsel-Zucken. — „Nun, so geht hin," fuhr der gnädige Herr fort, „und laßt euch das Tauf-Register auf meine Kosten nachschlagen, und ihr werdet erfahren, daß der schwarze Stuhl nichts genützt hat. In die Kirche gehört kein Pranger. Jedermann muß mit Freuden hineingehn; Niemand aber kann mit Freuden am Schandpfahle stehn. Vor Gott sind wir alle Sünder; und manches Mädchen auf der Jungfernbank ist im Grunde weniger werth, als ihre unglückliche Mitschwester, bey welcher ruchbar geworden ist, was jene heimlich gethan hatte. Laßt nur einmal einen braven Pfarrer ins Dorf kommen, dann wollen wir schon Alle zusammen greifen, um dem Unheil auf andern Wegen zu steuern." —

Leider aber fehlte zur Ausführung der schönen Plane, welche Gustav auf einen eigenen Prediger gebaut hatte, nichts Geringeres, als eine eigene Pfarr-Wohnung und Besoldung.

Gustav von Traubenheim ließ daher die Pfarr- und Schulfelder, so viel ihrer zu den Gemein-Gütern

gekommen waren, wieder aussuchen; einige Zehnten und Zinsfrüchte, welche sein Vater, als ehemaliges herrschaftliches Eigenthum an sich gezogen hatte, wieder aushändigen und zum Ersatze der bisherigen Nutznießung einen Jahrgehalt an Geld der Pfarrey zusichern. Jeder Bauer versprach etwas Bestimmtes an Winter = und Sommerfrucht, und Herr und Gemeine verwilligten das nöthige Brennholz aus dem Herrschafts = und Gemein = Walde, so daß, mit Einschluß der zufälligen Einnahmen, für das nöthige Auskommen einer genügsamen Familie hinreichend gesorgt war. Eben traf sich's, daß ein Haus im Dorfe leer stand, welches ganz kleinen Mündeln gehörte. Dieses ward für den neuen Prediger auf funfzehn Jahre gemiethet, und so gewann man Zeit, auch das nöthige Geld zur Erbauung einer eigenen Pfarrwohnung allmälig zusammen zu bringen.

Nichts fehlte von nun an, als der Prediger selbst, dessen Bekanntschaft die Leser schon im folgenden Kapitel machen werden.

---

## Siebentes Kapitel.

**Ankunft eines neuen Predigers in Traubenheim. Die Leser machen Bekanntschaft mit einem armen Manne, der reich ist an Zufriedenheit.**

---

Während seines Aufenthalts in Bayreuth, hatte Gustav einen jungen Pfarr = Bewerber, Namens Ehrlich, kennen gelernt, welcher arm und älternlos

sein Stückchen Brod mit Kinder-Unterricht erwarb. Seine Geschicklichkeit im Harfen-Spiele machte ihn aber auch in andern Häusern beliebt, und hatte ihm namentlich im Hause des Herrn von Traubenheim Zutritt verschafft.

Sein Harfenspiel war so voll Melodie, seine Stimme so weich und rührend, sein Herz bey dem Gesange so theilnehmend, und die Wahl seiner Lieder so ganz für die fromme Seelen-Stimmung der gnädigen Frau, daß sie gewöhnlich, wenn Ehrlich ein Lied von der Zufriedenheit, vom ruhigen Gewissen, oder vom bessern Leben gespielt und gesungen hatte, sich im Innersten erheitert fühlte und ihrer mannigfaltigen körperlichen Leiden vergaß.

Das Andenken an diese Stunden der Andacht war unauslöschlich in ihrem Herzen. Ganz natürlich fiel also die Wahl eines neuen Predigers auf den jungen Ehrlich. Gustav kannte die Neigung dieses Mannes zum Jugend-Unterrichte, sein frommes Herz, seinen Eifer fürs Gute, und seine Zufriedenheit mit dem geringsten Glücke. Das Alles war in Traubenheim doppelt nöthig; da die Jugend gar sehr eines bessern Unterrichts, die Alten eines recht guten Beyspiels, und die geringen Pfarr-Einkünfte eines sehr genügsamen Beziehers bedurften.

Christian Ehrlich, der sich in Traubenheim längst schon vergessen glaubte, bekam also ganz unverhofft, im Herbste 1696, den Ruf nach Traubenheim. Voll Dank gegen Gott nahm er die ihm übertragene Stelle sogleich an, und ehe zweymal vier und zwanzig Stunden vergingen, war er zum Auszuge fertig.

Zufriedner als ein Fürst, der zwanzig Packwagen vor sich hersendet, wanderte Ehrlich aus Bayreuth. Ein Bote, dem er ein Felleisen mit Wäsche und Kleidern, ein Paar Bücher und seine geliebte Harfe auf den Rücken gepackt hatte, trug seinen ganzen Reichthum vor ihm her, und zwey arme, bisher unentgeltlich von ihm unterrichtete, Schüler begleiteten ihn bis zum nächsten Dorfe. Beyde sprachen zum Abschiede viel mit ihm von ihrer sorgenvollen Zukunft. — Man muß nur Vertrauen zu Gott, zu sich selbst und zu guten Menschen fassen, sagte Ehrlich, und es wird Alles noch gut gehn. Als ich in meinem funfzehnten Jahre, von meinen seligen Aeltern nach Hof auf die Schule geschickt wurde, trug ich mein Bündelchen auf dem eigenen Rücken; jetzt trägt es schon ein Bote vor mir her; am Ende trägt man mich gar selbst, und so weit bringen wir's alle noch. Während dieser Worte, die er mit einer ihm eigenen Heiterkeit sprach, hatten sie das Ziel der Begleitung erreicht. Ehrlich drückte die beyden Jünglinge an sein klopfendes Herz, und sagte: Wie gern hinterließe ich euch Gold und Kostbarkeiten zum freundlichen Andenken! Aber ihr wißt ja: Gold und Silber hab' ich nicht. Nehmt also statt dessen drey goldne Sprüche zum Lebewohl:

Zufriedenheit ist der Reichthum des Armen, und Unzufriedenheit die Armuth des Reichen;

Nicht der ist arm, der wenig hat, sondern der, welcher viel begehrt;

Es haben viele zu viel; aber nur wenige genug.

Mit Thränen nahmen sie hierauf Abschied, und Ehrlich wanderte, von den Segens-Wünschen seiner Schüler begleitet, unter allerley süßen Träumen, auf Traubenheim zu.

Gustav und seine Gemahlinn saßen eben, in Gesellschaft Wulfings und Lieberichs, am Abend-Tische, als Ehrlich hereintrat.

Aeltern können nicht froher seyn bey der Ankunft eines lange vermißten Sohnes. Gustav, der sich nicht schämte, einen braven bürgerlichen Mann zu umarmen, küßte ihn mit väterlicher Liebe, und seine Gemahlinn bot ihrem Harfen-Spieler mütterlich die Hand. Nach den ersten wechselseitigen Herzens-Ergüssen, machte Gustav den Neuangekommenen auch mit seinen beyden Gästen bekannt.

Wulfings ehrliches Gesicht und treuherziger Gruß gewann sogleich das Herz des gutmüthigen Fremdlings. Auch mit seinem künftigen Gehülfen, dem Schullehrer Lieberich, war er in kurzem bekannt. Unsere Namen, sagte er zu ihm, versprechen viel Gutes; wir wollen aber auch ehrlich und liebreich unter einander selbst und gegen die ganze Gemeine seyn, die uns Gott und die gnädige Herrschaft anvertraut hat.

Ey, ey! rief Gustav mit Lachen, nun ist mir nur um meinen guten Wulfing bange, wie der sich mit seinem reißenden Namen ins Kleeblatt schicken wird.

Mein Name soll nur an die Weissagung des Propheten erinnern, daß Wölfe bey den Lämmern in Friede wohnen werden, erwiederte Wulfing.

Unter dergleichen Scherzen und mancherley Erzählungen, ging der Abend wie eine Minute dahin.

Hätten wir doch eine Harfe bey der Hand! Unser lieber Ehrlich müßt' uns ein Abendlied zur guten Nacht spielen, sagte Frau von Traubenheim, als man eben sich trennen wollte. — Stillschweigend ging Ehrlich nach seinem Gepäcke, stimmte eiligst die Harfe und kam mit derselben, zur großen Freude der Gesellschaft, ins Zimmer zurück. — Sehen Sie hier, gnädige Frau, die nämliche Harfe, welche mir das Glück Ihrer Bekanntschaft in Bayreuth erworben hat, sprach er. Das nämliche Abendlied, das Sie bey meinem ersten Eintritt in Ihr menschenfreundliches Haus gefordert haben, soll auch hier mein Antritts-Gesang seyn. — Er spielte, und die ganze Gesellschaft sang mit inniger Rührung das von ihm angestimmte Lied.

Wenig Abende kamen sie in der Folge zusammen, ohne sie auf eben die Weise zu beschließen, und der Gemeine gefielen diese Abend-Andachten sowohl, daß nach und nach der häusliche Gesang in Traubenheim fast allgemein wurde; denn täglich überzeugten sich die Leute lebendiger, daß nichts in der Welt das Herz so tief rührt und zu guten Entschlüssen erwärmt, als der Zauber des Gesangs; Ehrlich und Lieberich sahen aber auch darauf, daß die Leute gut singen lernten. Vor ihrer Zeit, glaubte das Volk in Traubenheim (wie damals fast überall), daß ein tüchtiger Sänger, gleich einem gähnenden Löwen, den Mund aufsperren, und mehr das Trommelfell, als das Herz, rühren müsse. Jeder suchte daher den andern zu überschreyen, und den Kindern wurde diese Unanständigkeit in Langenhausen

niemals untersagt. Schlagharts eigenes Gebrüll war im Gegentheil ein reizendes Beyspiel für die schreyende Jugend. — Lieberich ging mit einem ganz andern Beyspiele voran. Ganz sittsam mußten auch seine Schüler singen, und keiner durfte sich unterstehn, seine Mitschüler durch unartiges Geplärr irre zu machen. Auf diese Weise lernten die Kinder ihre Melodien weit besser als vorhin, und Ehrlich bat auch die Erwachsenen, in der Kirche sanfter und mit mehr Andacht zu singen. Noch heute sieht und hört man die Früchte dieser Bemühungen. Fremdbürtige, welche die häßliche Schreysucht nach Traubenheim bringen, schämen sich bald ihrer übeln Gewohnheit, und so erbt ein melodischer Gesang von Kindern auf Kindeskinder, und von Einheimischen auf Fremdlinge fort.

---

## Achtes Kapitel.

### Einweihung der neuen Kirche. Rede des Herrn von Tranbenheim bey der Vorstellung des Pfarrers Ehrlich.

Am frühesten Morgen war Ehrlich schon munter und wach. Er ging an das Fenster und übersah das vor ihm liegende Dorf. Voll Rührung fiel er auf seine Kniee, gelobte Gott unabläßigen Eifer in seinem künftigen Amte, und freute sich im voraus des Glückes, das ein redlicher Mann genießt, wenn er sagen kann: ich habe meine Pflichten erfüllt! Hierauf begleitete ihn der gnädige Herr zuerst in die neue Kirche und dann

in die gemiethete Pfarrwohnung, welche er jedoch erst beziehen sollte, wenn er durch ein braves Weib für seine Wirthschaft würde gesorgt haben. Bis dahin behielt er Tisch und Wohnung im herrschaftlichen Schlosse.

Groß war der Jubel der Traubenheimer über ihren neuen Prediger. Alles sah aus den Fenstern; denn ein eigener Pfarrer, den das Dorf seit 62 Jahren entbehrt hatte, war in aller Hinsicht eine fremde Erscheinung. Die Kinder auf der Gasse liefen heran, boten ihm freundlich die geküßte Hand und flogen dann zu ihren Aeltern zurück, um es auch ihnen zu verkündigen; dem guten Ehrlich aber traten Freuden-Thränen ins Auge.

Der nachfolgende Sonntag wurde nun zur Einweihung der Kirche bestimmt, weil gerade vor 62 Jahren, an eben dem Sonntage, die letzte Versammlung in der alten Kirche gewesen war.

Auf Befehl der Herrschaft kam an diesem schönen Herbst-Morgen die ganze Gemeine vor dem Schlosse zusammen; der Prediger von Langenhausen, der den jungen Ehrlich zu seinem Amte einsegnen sollte, war angelangt, und die Gemeinde-Vorsteher hatten sich schon im Schlosse versammelt, als Gustav im Schloßhofe einen uralten Mann, ohne Stab und Führer, unter einer Menge junger Leute stehn und mit jugendlicher Scherzhaftigkeit den bänderreichen Hut eines jungen Burschen aufprobiren sah.

Neugierig fragte Gustav nach dem Namen des muntern Altvaters. — J, das ist ja der alte Steinhauer Anton! sagte Wulfing. Seit lange sah ich

ihn nicht mehr ohne Stab, und heute steht der Grauskopf da, wie Caleb vor Josua.

Gustav rief ihm zu sich, und mit einem rüstigen Streiffuße trat Anton herein.

Gustav. Wie alt seyd Ihr, Meister Anton?

Anton. Sieben und achtzig, gnädiger Herr!

Gustav. (Gegen den Vogt.) Also noch älter als Caleb vor Josua.

Anton. Nur aber nicht mehr so rüstig und stark. Doch fühl' ich mich heute zehn Jahre verjüngt. Mein Stecken, der mir seit lange nicht aus der Hand kam, liegt zu Haus an der Wand.

Vogt. Was aber macht Euch denn wieder auf Einmal so grün, alter Deutscher?

Anton. Die Freude, Herr Vogt! Sieht Er, übermorgen sind's drey und sechzig Jahre, daß ich mit meiner seligen Anne vorm Altare stand. Keine fünf im Dorfe können sich die alte Kirche nur denken, und ich alter Knabe bekam in ihr noch mein Weib! — Draußen im Eichthale lag ich vor 62 Jahren mit ihr hinterm Busch, bis die Kaiserlichen vorüber waren. Vor Hunger aßen wir Eicheln und bedeckten uns vor Kälte mit Moos. — Hu! das war schaurig, wie die Flamme von Traubenheim auffuhr! Da war's als geriethe der Himmel in Brand. Ich stieg auf einen Eichbaum und sah hinein in das Elend. Brennt auch unser Häuschen? fragte meine Anne mit Thränen. — Je, Häuschen? sagt' ich; das ganze Dorf steht in Flammen! Da barg mein Weib das Gesicht in die Schürze und heulte und schluchzte hinein: nur mir lief keine Thräne vom Antlitz; denn mir ahnete, daß

.Alles wieder so gut werden müßte. — Heut aber, da die Glocke ging, mußt' ich weinen wie ein Kind, daß mich Gott noch das Liebste erleben läßt, was ich seit lange gewünscht habe. — Mußt noch einmal frisch thun vor deinem Ende! dacht' ich, und mir war's als wär' ich verjüngt wie ein Adler. Ich denk' aber immer, Gott gibt mir nur deßwillen noch Einmal einen so gesunden und frohen Tag, weil er mich bald zu sich rufen will.

So sagte der Steinhauer, und Gustav nahm sich vor, ihm diesen Tag, vielleicht zur guten Letzte, so heiter als möglich zu machen.

Wulfing erhielt den Befehl, zwey Greise zu rufen, die beyde noch in der alten Kirche zum Nachtmahle gegangen waren, um den Altvater Anton in die Kirche zu führen. — Sie kamen, — aber mit Stäben in der Hand und zitternd, wie Aspenlaub. Kaum war ihnen begreiflich zu machen, was sie sollten. Da sie's endlich begriffen hatten, sprach Anton im scherzhaften Tone: „Haltet euch nur fest an mich, wenn ihr fallen wollt, ihr alten Spießgesellen!" Gegen den gnädigen Herrn aber wußt' er nicht Worte zu finden, um für die ihm zugedachte Ehre zu danken.

Es war auch die letzte, die dem Alten in seinem Leben wiederfuhr. Wenige Tage nach der Kirch-Einweihung klagte er über Unpäßlichkeit. Seine Haushälterinn hielt es für Kleinigkeit; fand ihn aber am andern Morgen todt und starr im Bette. Wie seine Miene im Leben, so war sie auch im Tode. Er lag da wie ein Müder, der mit unschuldigem Herzen eingeschlafen ist, und mit Lächeln wieder erwachen kann.

Wir kommen indeß zurück auf den Kirchgang.

Voran Musik; dann die Schulknaben und die übrige männliche Jugend, mit Bändern auf den Hüten; darauf der alte Steinhauer mit seinen zwey Begleitern; der gnädige Herr und Vogt Wulfing, mit dem Prediger von Langenhausen; der neue Pfarrer von Traubenheim zwischen seinem Schullehrer und dem Dorfschulzen; hinter ihnen das Dorf- und Feldschieder-Gericht nebst den verehlichten Mannsleuten von Traubenheim; nun die Mädchen des Dorfs, mit Flittern und Bändern im Haar; dann die gnädige Frau, von der Pfarrerinn von Langenhausen und von Lieberichs Mutter geführt; hinter diesen die sämmtlichen Weiber des Dorfs, und endlich beschlossen die versammelten Fremdlinge den Zug.

Pfarrer Schorr von Langenhausen segnete sogleich nach dem ersten Gesange den neuen Prediger zu seiner Amtsführung ein, und dieser hielt darauf eine so rührende Predigt, daß er Aller Herzen gewann. Besonders tief war der Eindruck, als er auf das Unglück des Dorfes im dreyßigjährigen Kriege kam, und sich namentlich an die vor ihm sitzenden Greise richtete, welche die Leiden des Kriegs, Hunger, Blöße, Kummer und Todes-Gefahr mit erduldet hatten. Den Alten fiel eine Thräne nach der andern in den grauen Bart und lautes Schluchzen kam unter die ganze Gemeine.

Nach geendigter Predigt stellte Gustav den neuen Pfarrer dem Volke selbst vor, mit folgender unter den Kirchen-Acten noch aufbewahrten

## Einsetzungs-Rede.

Liebe Traubenheimer!

Nach zwey und sechzig Jahren seyd ihr endlich wieder so glücklich, in unsrer neuen Kirche einen eigenen Prediger zu sehn, und zwar an eben dem Tage, an welchem der selige Zauner, in der alten Kirche, den letzten Segen über eure Väter und Großväter, und auch über euch noch, ihr grauen Greise, gesprochen hat.

Ich achte diesen Tag als einen der glücklichsten meines Lebens, und habe mir es daher selbst vorbehalten, euch in dem gegenwärtigen Herrn Christian Ehrlich einen Seelsorger vorzustellen, der diesen Namen, wie ich hoffe, ganz verdienen wird.

Erkennet, ehret und liebet ihn demnach fürs erste als euern Lehrer! Die Kirche ist die öffentliche Schule für die Erwachsenen. Wie man diese besuchen, wie man den Unterricht hören und anwenden müsse, hat euch euer lieber Lehrer selbst gesagt. Laßt mich nur noch einige Worte der Warnung und Mahnung hinzusetzen.

Der Jünger soll nicht seyn wollen über seinen Meister! Hütet euch also vor dem Eigendünkel mancher schriftgelehrten Bürger und Bauern, welche die heilige Schrift besser zu verstehen wähnen, als ihre Lehrer, weil sie einige Dutzend Bibel-Sprüche gelernt haben und bey jeder Gelegenheit an den Mann bringen. Was würdet ihr sprechen, wenn eure Prediger euch lehren wollten, wie man den Pflug regiert? — und doch könntet ihr euch unterfangen, sie über ihr Fach, über Kirchen- und Schulwesen eines Bessern zu belehren? Nein! so soll es nicht seyn. Bleibt also bescheiden bey Wagen und Pflug, oder bey dem erlernten Handwerke,

und überlaßt Andern, was sie gelernt haben und besser verstehn. Zweifelt ihr an irgend etwas, oder habt ihr eine Auslegung nicht verstanden; so geht zu eurem Seelsorger und befragt ihn darum. Er wird euch Bescheid geben und die Sache besser erklären; aber keiner soll sich unterfangen, über seinen Vortrag zu lästern und zu richten; denn eure Obrigkeit setzet euch Lehrer, von denen ihr lernen sollt, und nicht Schüler, die von euch lernen sollen.

Erkennt und ehret fürs zweyte euern neuen Prediger auch als den Seelsorger der Gemeine, als den Mann der über euer Seelenwohl wacht. Als dieser hat er die heilige Pflicht auf sich, nicht nur an eurem Verstande, sondern auch an eurem Herzen und Willen zu arbeiten, euch fleißig eure Fehler vorzuhalten, und die Gottlosen so abzuschildern, wie sie wirklich sind, damit sie sich in seinem Vortrage, wie in einem Spiegel erkennen. Eine Predigt, in welcher sich niemand getroffen findet, kommt mir vor wie ein angelaufener Spiegel, in welchem niemand sein Antlitz erkennet. — Diejenigen aber, welche zürnen, wenn sie sich getroffen fühlen, gleichen einem unreinlichen Menschen, welcher den Spiegel schmähte, weil er ihm sein Gesicht eben so schmuzig zeigt, als es ist.

Erkennet und liebet, fürs dritte, euern neuen Lehrer auch besonders als euern Beichtvater! Beichten heißt: einem Etwas bekennen, einem sein Anliegen offenbaren. Ein Beichtvater ist also ein Mann, gegen den man so offenherzig seyn soll, wie liebe Kinder gegen einen lieben Vater. Diese

Offenherzigkeit zeigt sich aber bey uns am allerwenigsten im sogenannten Beichtstuhle. Wer möchte wohl so viele Zeugen bey geheimen Anliegen?

Die öffentliche Beichte ist nicht einmal ein Beweis des Zutrauens zu den Prediger, weil es nicht in eurer Willkühr steht, ob ihr euch bey diesem oder jenem einfinden wollt; aber das ist Beweis des Zutrauens und schafft großen Nutzen, wenn iht aus innerm Antriebe zu ihm geht, ihm euer Anliegen eröffnet, und seinen Rath nicht nur vernehmt, sondern auch befolgt; wenn ihr ihm aufrichtig erzählt, wie sich alles verhält; wenn ihr nicht verlangt, daß er euch unbedingt recht geben und eure Widersacher verdammen soll; wenn ihr vielmehr sein Urtheil auch dank- und liebevoll aufnehmt, wenn er euch unrecht gibt. Vornehmlich sollen Lasterhafte, wie Kranke zum Arzte ihre Zuflucht zu ihm nehmen, und sich bey ihm Rath holen, wie sie ihrer Fehler künftig los werden und das Böse wieder gut machen mögen. Deßwillen ist jeder christliche Prediger verpflichtet, verschwiegen zu seyn, und das Beichtsiegel nicht zu brechen.

So faßt denn, ihr lieben Traubenheimer, recht herzliches Zutrauen zu euerm neuen Lehrer, Seelsorger und Beichtvater. Er heißt Ehrlich und ist ehrlich. Er hat viel Einsicht in den Geist des göttlichen Wortes und ein Herz wie Johannes. Ich weiß, daß ihr mich für ihn noch segnen werdet, wenn ich längst todt bin; denn ich hinterlasse euch in ihm einen Lehrer, Freund und Berather, der auf euer Wohl mehr bedacht seyn wird, als auf sein eigenes. Vergeßt aber auch nicht, daß ihr ihm sein Amt erleichtern und euch so bezeigen

müßt, daß er es mit Freuden und nicht mit Seufzen thue; denn letzteres ist euch nicht gut! — Was ihr übrigens in Ansehnng des Soldes, der Achtung und Höflichkeit, des Gehorsams gegen seine Veranstaltung in Kirchen und Schulen u. s. w., zu beobachten habt, wird euch euer Herr Vogt nunmehr einschärfen und euch zum Hand-Gelübde feyerlich auffordern.

---

## Neuntes Kapitel.

### Ein Tischgespräch über Essen, Trinken, Langleben und Gesundseyn.

Nach geendigter Feyerlichkeit gab Gustav ein Gastmahl. Prediger Schorr und sein Weib, Ehrlich, Wulfing, Lieberich und seine Mutter, Ortmann, Anton, Niklas und Herrmann waren seine Gäste. Beyde letztere kamen anstatt der zwey Greise, welche den Steinhauer Anton zur Kirche geführt, und die ihnen weiter zugedachte, für ihr schwaches Alter aber zu beschwerliche Ehre für ihre beyden Tochtermänner, Herrmann und Niklas, erbeten hatten.

Die ganze Tisch-Gesellschaft war heiter und vergnügt. Nur dem Prediger Schorr und seiner Hausfrau las man den Harm auf der Stirne, daß der schöne Pfennig wegfiel, den sie bisher von Traubenheim gezogen hatten. Sie brachen früh auf, und die ganze Versammlung war eben nicht mißvergnügt darüber.

Gustav hatte nun Zeit, sich mit seinem alten Steinhauer zu unterhalten; diesem aber that es im

Innersten wohl, wieder einmal vom dreyßigjährigen Kriege, von der Pest und vom Franzosen-Einfall erzählen zu können.

Mit Erstaunen sah Gustav die Lebhaftigkeit des Alten. Meister Anton, fragte er ihn endlich, wie kommt es doch, daß Ihr bey so vielen Beschwerden des Lebens, ein so hohes Alter erreicht habt und noch immer so munter und gesund seyd?

Herrmann, der Zungen-Drescher, der es gewohnt war, immer für Andere zu reden, erwiederte schleunig: da kommt's eben darauf an, Ewr. Gnaden, wie Gott einem Menschen das Ziel gesetzt hat. Soll er sieben und achtzig Jahre leben, so darf er im dreyßigsten ins Feuer gehn, und er verbrennt so wenig, als die Männer im Feuer-Ofen; soll er in der Jugend sterben, so bricht er im Bette den Hals, wenn sein Stündlein schlägt. — Da heißt's: bis hierher und nicht weiter!

Der Meynung bin ich nicht, sprach Anton. Freylich weiß der liebe Gott voraus, wie hoch wir es bringen werden, weil er voraus sieht, was des Menschen Leben verkürzen oder verlängern wird; aber das ist, mit Gunst, nicht wahr, daß dem Menschen auf die Art seine Zeit gesetzt ist, wie du auf gut türkisch glaubst!

Gustav lobte den verständigen Greis und bat ihn, zu erzählen, was er über die Kunst gesund zu bleiben und alt zu werden gedächte.

„Du warst eben von Kindes-Beinen an ein derber Junge, Nachbar Anton,“ kam ihm Herrmann, nach seiner löblichen Weise, zuvor.

Das eben nicht, erwiederte jener. Ich konnte weniger vertragen, als viele meiner Kameraden; vielleicht leb' ich aber deßwillen noch, weil ich weniger auf mich losstürmen durfte. Nächst Gott verdank' ich mein langes Leben und Gesundseyn vorzüglich der mäßigen und ordentlichen Kost. — Kälber-Krippen und Kinder-Hände dürfen nie leer werden — sagt man im Sprichworte. Meine Aeltern waren anderer Meynung; das Wenige, was sie mir gaben, war aber gut und nahrhaft gekocht. Meine selige Mutter verstand die Küche von Grund aus, und wußte aus geringen Zuthaten einen guten Bissen zuzurichten. Wer mit Wenigem vorlieb nimmt, sagte sie, darf immer etwas Besseres genießen, als der Viel-Esser; denn was man an der Menge erspart, kann man an der Güte zusetzen. Die wenigen nahrhaften Speisen werden gut verdaut und geben Kraft; das Uebermaß hingegen kann der Magen nicht verarbeiten, und sein Innhaber gleicht einem überladenen Wagen, der unter seiner Last stecken bleibt oder zerbricht. — So sagte meine Mutter, und keines ihrer Kinder verfiel in der Folge in Unmäßigkeit, weder im Essen noch im Trinken. Das kam mir besonders in der Fremde zu Statten. Meine Neben-Gesellen aßen oft in drey Tagen keinen warmen Bissen, weil sie zu viel brauchten, und also mit Brod und Käse vorlieb nehmen mußten; ich aber hatte an Wenigem genug und aß täglich, um das nämliche Geld, gute warme Kost. Meine Meister gaben mir Dach und Fach im Winter, und durch Schuhflechten und andre Neben-Arbeiten, erwarb ich mir immer so viel, daß ich nie Mangel litt. Gerade so hielt ich's in

meiner eigenen Wirthschaft. Meine selige Anne war, das bravste Weib von der Welt; ihr Haushältchen war hübsch nett und reinlich, und auch die geringste Kost schmackhaft und gesund. Natürlicher Weise blieb ich also gern bey ihr zu Hause, und ging selten in die Schenke; das ersparte mir manchen schönen Batzen, für den wir uns mit unsern Kindern etwas zu Gute thaten. Zornig, zänkisch und neidisch waren wir alle beyde nicht, und so wurden wir alt, ohne zu merken, wie das Leben verstrich.

Herrmann saß bey dieser ganzen Erzählung und hatte den Mund offen, als ob er etwas dazwischen sagen wollte; der gnädige Herr aber gab ihm allezeit einen Wink, so oft er im Begriffe war den alten Anton zu unterbrechen. Jetzt aber machte er auf Einmal sich Luft, wie gährender Most, der, bey verschlossenem Spunde, den Boden sprengt: Nicht wahr, Anton, rief er lächelnd, bey dir heißt's eben: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen?

Anton. (ganz ernsthaft.) Oder ists nicht so?

Niklas. Man könnt' es auch umwenden und sagen: Essen und Trinken scheidet Leib und Seele von einander.

Ortmann. Auf jeden Fall sterben vierzig am Zuviel-Essen und Trinken, bis einer vor Hunger und Durst.

Herrmann. Was Altes! das steht schon im Jesus Sirach: Viele haben sich zu tode gefressen; wer aber mäßig isset, der lebt desto länger.

Gustav. Und das war es ja, was Meister Anton behauptet hat und durch sein Beyspiel beweis't.

Lieberich. Schon in der Schule kann man gefräßig erzogene Kinder an dummen Hohlköpfen, dicken Bäuchen, blasser Farb' und schwachem Untergestell, von mäßig gehaltenen unterscheiden. Man sollte wahrlich! gegen das Unmaß im Essen so laut predigen, als gegen die Völlerey!

Niklas. Der Meynung bin auch ich; aber Maß und Ziel ist allein nicht genug. Eben so viel, und oft mehr noch, kommt darauf an, was man genießt. Es gibt Haushaltungen, in welchen die Leute sich mit Futter begnügen, das der verlorne Sohn nicht gemocht hätte.

Gustav. Diese Bemerkung hab' auch ich gemacht, wenn ich so sah, welch erbärmliches Brod manche Arbeiter beym Kirchbau aus dem Schubsacke brachten. Oben eine abgebackne Rinde und unten ein Teig, aus dem man Schappnudeln hätte machen können. —

Herrmann. Gnädiger Herr, für Bauers-Leute taugt die leichte Kost nicht. Schwere Arbeiten, schwere Speisen!

Anton. Ganz recht! aber hoffentlich verstehst du doch nicht unter schweren Speisen unverdaulich zugerichtete, die im Magen liegen bleiben? Nicht was den Bauch füllt, sondern was in Saft und Blut übergeht, gibt dem Menschen Kraft.

Gustav. Eben darum sollten wenigstens die nachwachsenden Mädchen eine verdaulichere und schmackhaftere Zubereitung der Speisen lernen.

Herrmann. Das geht nicht, gnädiger Herr! Hier zu Lande kochen nicht die Mädchen, sondern

die Hausfrauen. Das junge Völkchen hat genug in Feld und Stall zu thun, und gehört nicht in die Küche.

Anton. Leider! ist das der allgemeine Glaube. Manche Braut von vier und zwanzig Jahren hat noch keinen Kochlöffel in die Hand gebracht, kocht als Hausmutter ihren ersten Klos und bringt ihrem lieben Eheschatz Knollenbrey zum Probestücke.

Niklas. Manche Hausmutter sieht zwar den Fehler ein, und stellt auch die Tochter an den Heerd; aber wie will eine Blinde der andern den Weg weisen? Schon oft wollt' ich daher die gnädige Frau um Erlaubniß bitten, meine jüngste Schwester Marie manchmal in die Schloßküche schicken zu dürfen. Sie hat einen gelehrigen Kopf und ist auch in der Kochkunst nicht ganz ungeschickt; aber ich wünschte, daß sie noch mehr lernte, als meine Frau sie lehren kann. Selbst die geschicktesten Köchinnen unter uns sind nur Einäugige unter Blinden.

(Während dieser Aeußerung kam Frau von Traubenheim, welche mit Lieberichs Mutter von der Tafel gegangen war, ins Zimmer zurück. Sie schien überaus vergnügt über den Wunsch des verständigen Mannes, und versprach, das Mädchen der Köchinn besonders zu empfehlen und dafür zu sorgen, daß es auch selbst Hand anlegen dürfte.)

Ehrlich. Und warum sollte man nicht obrigkeitlich verlangen können, daß jedes Mädchen, welches als Hausmutter auftreten will, auch die hausmütterlichen Geschäfte, namentlich das Backen und Kochen, so weit es die Umstände fordern, tüchtig

gelernt habr? Kein Schuhmacher wird ja von der Zunft angenommen, der nicht sein Probestück gemacht hat.

Gustav. Und, das Probestück der ländlichen Kochkunst könnte ja an der Sonntagskost in der Meyerey gemacht werden?

Frau von Traubenheim. Damit aber niemand über Mangel an Unterweisung klage; so soll jedes Mädchen freyen Zutritt in die Schloß= und Meyerey=Küche haben. Was ich Marien versprach, versprech' ich hiermit allen.

Wulfing nahm hier das Glas und rief: Aufs Langleben und Gesundseyn unsrer gnädigen Frau, und auf glückliches Gedeihen ihrer neuen menschenfreundlichen Anstalt! — Langes Leben und Gesundheit! rief die Versammlung und leerte die Gläser. Nur Herrmann verzog dabey das Gesicht, wie einer, der Arzney nimmt.

Marie machte sogleich den Anfang und mehrere kluge Mädchen folgten ihr nach. Die gnädige Frau gab der Köchinn Befehl, ihren Koch=Schülerinnen bey jedem Gerichte zu sagen, was man allenfalls weglassen, oder statt des einen und andern gebrauchen könne. Sie selbst kam fleißig vor den Heerd, um nachzusehen, und eh' ein Jahr verging, hatten schon zwölf Mädchen in der Schloßküche das Kochen gelernt, so weit es für eine Bauers=Wirthschaft nöthig ist. Zugleich bekam das Volk mehr Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, und nur unwissende Leute, wie Herrmann, schwatzten und spotteten darüber.

Das Gesinde in der Meyerey war ein Hauptsporn für die Ungeschickten. Da jede Braut vier Tage lang in der Meyerey zur Probe kochen und auch einmal backen mußte: so war das Dienstvolk immer an diesen Tagen doppelt aufmerksam auf die Zurichtung. Im ganzen Dorfe kam es mit allerley beißenden Anmerkungen herum, wenn die Braut sich übel gelöset hatte; dagegen aber ward auch im entgegengesetzte Falle, das Lob derselben in allen Hütten bekannt.

So wurde nach und nach nicht nur beßre Bestellung der Küchen, sondern auch ein weit höherer Grad von Ordnung und Reinlichkeit im Dorfe fast allgemein, ohne daß dadurch Leckerhaftigkeit oder Verschwendungs-Sucht eingerissen wären: denn gewöhnlich ist die schlechteste Köchinn die größte Verschwenderinn, und ihr Aufwand kommt nur den Ferkeln zu gut.

---

## Zehntes Kapitel.

### Welches die Haushaltungs-Geschichte Hans Großmanns, oder des sogenannten reichen Hans enthält.

Nach einem so fröhlichen Tage schlief Gustav zu süßen Träumen ein, und sein erster Gedanke beym Erwachen betraf die weitere Beglückung seines Dörfchens; nur war er noch unentschlossen, mit welcher Anstalt und Verbesserung er sein neues Tagewerk anfangen sollte. Bald aber entschied sich die Wahl. Eine alte Dienstmagd kam mit Heulen

und Schreyen ins Schloß. „Ach, gnädiger Herr, schrie sie, nun sind es schon vierzig Jahre, daß ich mir's um mein bischen Geld sauer werden ließ. Wenn du einmal nicht mehr fort kannst, willst du dir noch gütlich damit thun, dacht' ich immer, und nun bringt mich der reiche Hans auf einmal darum! Gott verzeih es dem Schulden-Macher! — aber Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr." — —

Hans Großmann, (im gemeinen Leben der reiche Hans genannt,) hatte von ihr hundert Gulden geborgt und sein Gut so ganz verschuldet, daß die arme Dirne Gefahr lief, ihre ganze kleine Baarschaft, den Erwerb eines vierzigjährigen Dienstes, mit einem Male zu verlieren.

Geh nur hin und gib dich zufrieden; du sollst nichts verlieren! sagte Gustav, von ihrem Anblicke tief gerührt; (wirklich schoß er auch in der Folge so viel zu, als die Arme bey Großmanns Concurse verlor,) vor allem aber ließ er seinen ehrlichen Wulfing rufen, um das Anliegen mit ihm zu besprechen.

Wie kommt es doch, lieber Herr Vogt, fragte er ihn, daß seit einigen Jahren mehr Güter-Besitzer als Tagelöhner in Traubenheim verderben?

Daß läßt sich wohl nicht im Allgemeinen beantworten, versetzte Wulfing; bey den meisten aber kommt es vom Bauern-Stolze.

Worin besteht dieser? fragte Gustav.

Darinn, erwiederte Wulfing, daß fast jeder Bauer, der einige Morgen mehr im Felde und ein größeres Gespann hat, sich größer dünkt als sein Nachbar. Das Volk überlädt sich daher mit unbezahlten

Gütern, um groß und reich zu scheinen, und prahlt sich darüber an den Bettelstab.

So sagte der Vogt und berief sich dabey auf Hans Großmanns Haushaltungs-Geschichte.

Hans Großmann, oder der reiche Hans, war ein Sohn wohlhabender Aeltern. Schon als Kind hörte er viel von den Aeckern, Wiesen und Weinbergen seines Vaters und sog das Vorurtheil, daß viele Felder den Mann machen, schon mit der Muttermilch ein. Aermere Kinder, mit denen er spielte, nannte man in seinem Hause nur die schlechten Kinder und ihn den reichen, steifen Bauern-Jungen. Hänschen machte daher bey jedem Spiele den Herrn. Ihr seyd alle Lumpen-Kinder gegen mich! rief er oft, wenn er mit ärmeren in Streit gerieth. Mein Vater hat mehr in Einer Flur, als ihr zu Haus und zu Felde. —

Bey seiner Verheyrathung sah er nach einem Mädchen, das ihm brav Güter zubrachte. Die Braut bekam einen Hof und zwanzig Morgen Feld zur Mitgabe. Sein Vater, der achtzig besaß, gab ihm die Hälfte schuldfrey mit, und so brachte Hans sechzig Morgen zusammen. Das war ihm aber noch nicht genug, ob er gleich damit kaum fertig werden konnte. Was unter hundert Morgen ist, klingt bettelhaft! sagte Hans.

Sein Vater starb und hinterließ ihm sein Haus mit vierzig Morgen Land. Das war indeß nicht Zuwachs an Vermögen, sondern nur an Schulden; denn die schuldfreyen einzelnen Grundstücke hatte Hans, zur Beförderung seiner Heyrath, schon mit

bekommen. Nur der verpfändete Hof war in des Vaters Händen geblieben. Die Zinsen aßen mit ihm aus der Schüssel, die Schulden wurden täglich größer, und als Vater Großmann starb, reichte seine Hinterlassenschaft kaum zur Deckung seiner Schulden hin. Das Amt rieth zum freyen Verkaufe des Hofes; Hans aber freute sich der schönen Gelegenheit, seine Morgenzahl auf Hundert zu bringen, und übernahm das väterliche Erbe mit allen darauf haftenden Schulden; denn der Ruhm: Hans besitzt zwey Häuser, hundert Morgen Feld, vier Tagwerk Wiesen und eben so viele Morgen Weinberg, klang ihm viel zu schön, als daß er dem Zauber hätte widerstehn können. Er schaffte sogleich ein Paar Ochsen ab und hielt sich dafür drey stattliche Pferde. — Ihr elenden Ochsen-Bauern! sagte er nun zu seinen Nachbarn, wenn ihm der Wein zu Kopfe stieg. Kein Jahrmarkt verging in der Nähe, auf den er nicht geritten wäre. Dabey setzte er den Hut aufs rechte Ohr und baumelte beständig mit den Füßen, weil er glaubte, daß es ein rechtlicher Pferde-Bauer so machen müsse. — Da er mit seinem Gesinde nicht Alles bestreiten konnte; so dingte er noch einen Knecht und eine Magd, und hatte daneben seinen Tisch fast täglich voll Tagelöhner.

Unmöglich konnte Hans die große, beschwerliche Wirthschaft überschauen. Tagelöhner und Gesinde arbeiteten schlecht, schliefen auf dem Felde, bestahlen den Brodherrn und kosteten mehr als sie verdienten. — Hans erzürnte sich, lief täglich, wenn er nicht aus Hochmuth einen Ausritt vornahm, auf dem Felde

sich müd und matt; aber umsonst! Wo er war, ging die Arbeit von Statten; wo er nicht war, blieb sie liegen, oder wurde nachläßig gethan. Von hundert Morgen nahm er nicht vielmehr herunter als zuvor von sechzig. Schiff, Geschirr und Vieh kosteten eine Menge Geld; denn da wurde nichts geschont. Schmid=, Wagner= und Sattler=Arbeit beliefen sich so hoch, daß Hans wie vorm Galgen erschrak, wenn er vom Rechnen nur hörte. — Von der Schuld etwas abzuverdienen, that er für Handwerker und Tagelöhner eine Menge Fuhren, und übernahm Frachtgut für Kaufleute, um nur baares Geld zu gewinnen. Darüber versäumte er sein Eigenthum.— Kam die Wanderzeit des Gesindes: dann durfte Hans ein ganzes Kapital auf einmal hinzahlen; des andern Eingedings gar nicht zu gedenken; und für Menschen und Vieh ging in der Haushaltung so viel auf, daß ihm von hundert Morgen Ackerland nicht so viel übrig blieb als zuvor von sechzig. Gleichwohl sollte Hans alle Jahre viel Zinsen entrichten. Er nahm also sein bischen Gewinn von den bezahlten Feldern und gab es für die unbezahlten hin. Seine Güter gingen indeß zurück, weil Viehstand und Dünger der Morgenzahl nicht gleich kam. Nicht einmal zur rechten Zeit konnt' er seine Felder bestellen. Das Unmaß von Aeckern zwang ihn, viele davon zu früh oder zu spät, wenigstens bey ungünstiger Witterung zu pflügen und einzusäen. Nun kam ein hartes Mißjahr. Jedermann hatte seine liebe Noth; aber Hans mehr als der ärmste Tagelöhner. Was er an Korn, Dinkel und Weizen erhielt, ging im Haushalt

auf, und den Hafer fraßen größtentheils die Pferde. — Hans sah sich genöthigt Geld aufzunehmen, um die Zinsen zu entrichten. Sein schönes Gespann war heruntergeführt und konnte die schweren Arbeiten nicht mehr thun. Um einen Spottpreis gab er's von der Hand, und kaufte theuer wieder ein. Hätt' ich doch mein Rindvieh behalten und den Hof meines Vaters verschenkt! sagte nun Hans zu sich selbst. Ochsen hätten mir bessern Dünger gegeben als Pferde, wären alle Jahre ins Geld gewachsen und hätten mir den Hafer nicht gekostet. Bey wenigen Aeckern hätt' ich Alles selbst übersehn können und weniger Gesinde und Tagelöhner nöthig gehabt. Von sechzig Morgen wäre mir Frucht zum Verkaufe übrig geblieben, und nun muß ich froh seyn, wenn ich mit hundert Morgen in dem Mißjahre nur zureiche. Nicht einmal Schiff und Geschirr erträgt mir die Aernte. — Was soll ich aber thun? — Ein Drittel meiner Güter verkaufen? — Nein! dann heißt es: Hans kommt von den Federn aufs Stroh. — Doch, warum zerbrech ich mir den Kopf? — Frisch gewagt ist halb gewonnen! Kommt Zeit, kommt Rath. — So dachte Hans, nahm noch einmal Geld auf, bezahlte damit seine Zinsen, Handwerker und Tagelöhner, und sah bessern Zeiten entgegen.

Aber ehe sechs Jahre vergingen, war er schon so weit herab, daß er anfing bey Juden zu borgen. Das Geld bekam er zwar um landläufige Zinsen; aber bey jedem Hundert mußt' er zehn Gulden Provision schreiben, und erhielt also nur neunzig. Konnt' er

mit den Interessen nicht zuhalten: so mußt' er die Hebräer durch allerley Waaren aus der Haushaltung bestechen. Sie borgten ihm Vieh und setzten den Zahlungs-Termin auf eine Zeit, wo es den meisten Nutzen gab, und der Bauer am wenigsten Geld hatte. Konnt' er am Termin nicht einhalten; so drohte der Jude, das Vieh aus dem Stalle zu führen. Das wär' ewige Schande für mich! dachte Hans, und ließ acht bis zehn Gulden im Kaufbriefe weiter schreiben, um noch einmal Frist zu gewinnen.

Da die Haushaltung endlich anfing recht mißlich zu werden, liefen die Juden vor Amt und begehrten obrigkeitliche Bekräftigung ihrer Schuldbriefe. Wulfing merkte die Tücke, ließ Hansen allein vor sich kommen und sagte: Du bist sicher betrogen! — Geh nun mit der Farbe heraus. Vielleicht kann ich noch helfen. Aber Hans fürchtete den Lärm. Wo er hinkam, hieß er der reiche Hans. Den Namen wollt' er noch nicht verlieren; und nach seiner Berechnung ließ sich alles wieder ins Gleis bringen. Da ward immer auf die Einnahme doppelt, und auf die Ausgabe nicht halb gerechnet. Hans bestand also darauf, daß er wirklich so viel, als die Scheine besagten, von Juden aufgenommen habe, und die Handschriften wurden bekräftigt.

Weib und Kinder heulten und schrien indeß in geheimen Winkeln; aber nichts desto weniger ließen sie sich die Schulden-Macherey gefallen, weil auch sie glaubten, daß es schimpflicher seyn würde, die Hälfte der Güter von der Hand zu geben, als — neue Schulden zu machen.

Gleichwohl kam das Gerücht aus: Hans steht am Concurs. Um das zu widerlegen, that er in allen Schenken mit dem entlehnten Gelde sich vor; borgte Vieh bey den Juden und verschacherte es sogleich um den halben Kaufschilling, damit er nur baare Münze bekam. Sein bisheriger Fleiß ließ gänzlich nach: Im Hause war nichts als Muthlosigkeit, Kummer und Streit. Er zerstreute sich in Wirthshäusern. Wulfing beschwor ihn, doch jetzt sein Gut aus freyer Hand zu verkaufen; aber umsonst. — Keine zwey Jahre vergingen: so war der reiche Großmann mit Hab und Gut so ganz fertig, daß bey seinen Gläubigern in letzter Classe kaum funfzig aufs Hundert kam.

## Eilftes Kapitel.

**Was Gustav und Wulfing über das Schulden-Wesen mit einander sprechen, was für Einrichtungen dagegen gemacht werden, und wie sich das Volk dabey verhält.**

„So muß man die Schulden-Macher früher werfen, und ihre Güter versteigern, so lange kein Gläubiger verliert und ihnen selbst noch Etwas übrig bleibt.“ — sagte Gustav.

Vogt. Das kann man nicht, gnädiger Herr. Das Amt kennt den Zustand der Unterthanen zu wenig. Weder Vermögen noch Schulden sind mir vollständig bekannt.

Gustav. Und warum nicht? Steht das nicht Alles im Flur- und Lager-Buche?

Vogt. Nein, gnädiger Herr. Die hiesigen Lager-Bücher enthalten bey weitem nicht alle Grundstücke, sondern nur die zehent- und zinsbaren, noch weit weniger alle darauf haftende Schulden; sondern nur diejenigen, auf welche herrschaftliche Versicherung verlangt worden ist.

Gustav. So muß man ein vollständiges Lagerbuch fertigen, das alle Grundstücke und alle Capital-Schulden der Eigenthümer enthält.

Vogt. Ein vollständiges Flurbuch hat allerdings keine erhebliche Schwierigkeit; wohl aber ein solches Schulden-Verzeichniß. Wenn nicht alle Gläubiger amtliche Sicherheit fordern — wer soll dann die Capital-Schulden anzeigen? Der Schuldner thut es wohl nicht selbst.

Gustav. Wie aber, wenn man öffentlich bekannt machte, daß jeder Capital-Gläubiger als des Betruges verdächtig angesehen, und nur in außerordentlichen Fällen mit seinen Klagen gehört werden solle, wenn er seine Forderung nicht in das allgemeine Schuldbuch eintragen läßt?

Vogt. Wohlan! es gilt den Versuch. — Wer zu viel auf Schwierigkeiten achtet, fehlt eben so sehr, als wer keine bedenkt. Gelingt dieser Plan: so darf in Traubenheim kein Gläubiger, auch wenn er auf bloße Handschrift geliehen hat, einen Verlust fürchten; der Credit des Dorfes wächst; die Stricke, mit denen die Schuldner an Juden und andre Wucherer gebunden sind, zerreißen, und dem Concursfälligen bleibt noch,

wenn er zeitig genug geworfen wird, ein Noth-pfennig.

Gustav. Nach welchen Grundsätzen müßte man aber beurtheilen, ob der Concurs nöthig ist, oder nicht?

Vogt. Ein Landmann, der zwey Drittel vom Werthe seines Hofes schuldig ist, hebt sich, nach meiner Meynung, ohne besondern Glücksfall, nie wieder. — Doch über diese Frage kann niemand besser urtheilen, als der Bauer selbst.

Gustav ließ also den Dorfschulzen, Niklas, Wilhelm und den Wirth rufen. Diese vier Männer waren unstreitig die Klügsten im Dorfe; mit ihnen wollte daher Gustav noch zu Rathe gehen. Durchgängig stimmten sie mit Wulfing überein. Sie sagten: Unser Sprichwort ist: Wer mehr hundert Gulden zu verzinsen, als Morgen in jeder Flur zu schneiden hat, ist verloren! — Wilhelm berief sich auf sein eigenes Beyspiel. Als neuer Ehemann, sprach er, war ich nur die Hälfte meines Hofes schuldig, und ich wäre sicher verdorben, wenn ich nicht eine gute Erbschaft zu rechter Zeit gethan hätte. — Dieser Aussage zu Folge ward Wulfings Vorschlag genehmigt und der herrschaftliche Befehl, im Dorfe wie in der Nachbarschaft, bekannt gemacht.

Wulfing war nun unermüdet in Verfertigung eines neuen Flur- und Schuldbuchs; aber eben so unermüdet war auch ein großer Theil der Gemeine, den ehrlichen Mann zu verlästern.

„Ich will des Henkers seyn, wenn das verdammte Flurbuch nicht auf Tücke abzielt!" sagte Marks in öffentlicher Schenke.

Herrmann. Nichts Gewisseres, Gevatter! Stehn einmal unsre freyeigenen Aecker im Flurbuche, so müssen unsre Kinder und Kindes-Kinder, wenn es einen Kauf- oder Tauschhandel gibt, davon Lehn-Geld bezahlen, so gewiß wir hier beysammen sind.

Wirth. Hast du denn nicht gehört, Herrmann, daß die freyeigenen Güter in ein besondres Buch kommen sollen?

Herrmann. So viel Ohren hat unser einer Gottlob! aber ich weiß auch: wer einfädeln will, muß den Faden spitz machen. Traue doch niemand den Herrschaften!

Lips. Da hast du recht, Herrmann. Mit der Wolle sind sie nicht zufrieden; sie wollen auch Grund und Boden, worauf sie wächst.

Marks. (Schlägt auf den Tisch) Verdammt will ich seyn, wenn ich dem Vogt einen einzigen freyeigenen Acker ansage! Ein Schelm, der's nicht mit mir hält!

Wirth. Sachte, sachte, Nachbar Marks! Schimpfen ist verschlagene Münze, und Schelme sind nicht Trumpf.

Steffen. Aber sag mir, Vetter Wirth, was gehen den Vogt unsre Schulden an?

Wirth. Die meinigen darf und soll er wissen.

Herrmann. Der Gottlose borgt und bezahlt nicht; aber Steffen hat recht: den Vogt geht es nichts an! Wer keinen Consens verlangt oder braucht, hat ihm keine Schuld anzusagen!

Steffen. Dafür wird das Judenvolk schon sorgen. Ehe vierzehn Tage vergehn, sind all' unsre Schulden eingeklagt.

Marks. Meinerwillen! Mich hat keiner am Seil: aber aus dem Aecker-Einschreiben wird nichts, das sag' ich Ein-für Allemal!

Wirth. Was ihr doch immer mit Argwohn euch peinigt!

Herrmann. Sagt nur: Herrmann hat's gesagt! unsre freyeigenen Aecker werden alle noch lehnbar. Ich für meine Person könnte wohl zusehn. Wie lange wird's währen, so nimmt mich der liebe Gott zu sich; aber Kinder und Kindes-Kinder würden uns fluchen, wenn wir Alles so lämmerfromm geschehn ließen. — Unser Schulze ist eine Memme, die das Herz nicht hat, im Namen Gottes den Mund aufzuthun.

Steffen. Mit unserm Marke stopft man ihm schon das Maul; denn wenn man ehrliche Leute, die kaum zwey Drittel ihres Hofes schuldig sind, schon wirft: so gibt es brav Concurs- und Schuldtheilungs-Gebühren, Lehngelder und Hochzeiten. Das hat der Vogt längst ausgerechnet, und sein Pudel bekommt auch seinen Theil davon.

Herrmann. Richtig! Dann steckt auch viel Wohldienerey dahinter; — bey mir aber heißt's: Rufe getrost und schone nicht! Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod: so wird Gott der Herr für dich streiten! aber das Schelmenvolk hängt den Mantel nach dem Winde. Das sind mir wohl ja die stummen Hunde, die sich nicht zu reden trauen, was Recht ist.

Wirth. Laß doch die Bibel aus dem Spiele, wenn du lästerst!

Herrmann. Wahrheit sagen ist nicht gelästert! Was ich da sage, getrau ich mir dem Herrn und seinem Vogt ins Angesicht zu behaupten.

Lips. Recht so, Herrmann! Du solltest Schulze seyn, dann müßt' es anders gehn! — aber . . . . .

Der Amtsknecht. (im Hereintreten.) Feyerabend! Polizey!

Herrmann. (erschrocken.) Was sich die Zeit verplaudert! Hat's denn schon zehn geschlagen, Herr Jost?

Amtsknecht. Hat schon darüber geviertelt.

Herrmann. Nun, thut einmal Bescheid! (er reicht ihm höflich das Glas.)

Amtsknecht. Ich trinke nach zehn nicht mehr im Wirthshause. (geht ab.)

Herrmann. (leise zu den übrigen, indem sie miteinander aufbrechen.) Der verdammte Spürhund wird doch nicht gelauscht haben?

Wirth. (lächelnd.) I, was liegt daran? Du willst's ohnedieß ja dem Herrn und seinem Vogt unter den Bart sagen . . .

---

Es war eine gewöhnliche Unart der Traubenheimer, daß sie wie ungezogene Kinder, über Alles, was zu ihrem Besten geschah, viel Geschreys machten. Die Brausköpfe schlugen oft in der Schenke fast den Tisch in Stücke, und krochen dann geraden Weges ins Bockshorn; läugneten und verschworen Leib und Seele

vor dem Vogte, und machten dabey die Faust immer in den Sack.

So war's auch dießmal. Die Gemeine wurde Mann für Mann vor Amt geladen. Das neue Lagerbuch kam zu Stande, und die sämmtlichen Schulden des Dorfes waren in Zeit von sechs Wochen angesagt; aber fast ein Jahr verstrich, bis Wulfing mit den Juden fertig wurde. Fast gegen all' ihre Forderungen gab es Einwendungen, und unzählig waren die Betrügereyen, die dabey an das Licht kamen. Manchem Hebräer wurde ein volles Drittel der eingeklagten Schuld gestrichen, und von der Zeit an war für das Volk Israel schlechter Markt in Traubenheim. — Da niemand mehr, als höchstens zwey Drittel seiner Güter verschulden durfte, so hatte jedermann Credit bey Christen, und niemand verlangte zehn Gulden fürs Hundert einem Juden oder Geldmäkler Provision zu schreiben. — Vier Einwohner, die schon an Provision sich arm geschrieben hatten, wurden gleich Anfangs hintereinander ausgeschätzt. Alle brachten noch ein Drittel ihres Vermögens davon, fingen ihre Wirthschaft kleiner an und bekamen wieder frischen Muth, weil sie von den Stricken los waren, an denen sie bisher, wie Fische an der Angel, gehangen hatten. Steffen allein ging beynahe leer aus; denn sein Gut war gänzlich verschuldet, und eben das war auch der Grund, warum er in der Schenke so mächtig gegen den herrschaftlichen Befehl loszog.

Allmälig überzeugten sich auch die Widersacher der neuen Concurs-Ordnung von der Wohlthätigkeit derselben; das Dorf fand im ganzen Umkreise erhöhten

Credit; die von ihren Gütern Gekommenen erholten zum Theil sich wieder, und Vater Gustav ärntete selbst von denen noch Lob ein, welche seine Verordnung am meisten geschmäht hatten. So erhält ein Wundarzt den verdienten Dank nicht während der schmerzhaften Operation eines fressenden Krebsschadens, sondern erst nach glücklich erfolgter Genesung.

## Zwölftes Kapitel.

### Therese von Traubenheim stirbt und wird nach ihrem Tode geöffnet.

Eben war Gustav am geschäftigsten in Ausführung seiner menschenfreundlichen Anschläge, als ihn ein Unglück so sehr daniederschlug, daß er, alles Andere vergessend, nur allein seinem Kummer nachhing.

Seiner Gemahlinn Therese vieljährige Kränklichkeit war unerwartet in eine gefährliche, schmerzhafte Krankheit übergegangen, und das Kranken-Lager schien langwierig zu werden. Zugleich fand sich die Niedergeschlagenheit wieder ein, mit der die Kranke schon oft gekämpft hatte. Lieberichs Mutter, welche mit ganzer Seele der Leidenden anhing, übernahm die Verpflegung derselben und bekam des Niklas jüngste Schwester, Marie, deren sich unsre Leser wohl noch, als der ersten Traubenheimer Kochschülerinn, erinnern, zur Gehülfinn. Diese hatte das ganze Zutrauen der gnädigen Frau gewonnen und oft halbe Tage bey ihr im Zimmer zugebracht, um auch sonst noch allerley Nützliches zu lernen.

Therese fand daher in den Beystande dieser guten Seele ganz vorzüglichen Trost. Auch Pfarrer Ehrlich war täglich mehrere Stunden und oft halbe Nächte vor ihrem Bette, hob und legte sie, wie ein dankbarer Sohn, reichte ihr selbst die Arzneyen und tröstete sie mit Gebet und Gesang. Seine Harfe hing in dem Kranken-Zimmer an der Wand, und Therese wußte kein Mittel, das ihr kräftigern Trost gab, als ein Lied zur Harfe gesungen. Was ihr aber zur größten Beruhignng diente, das entlockte gewöhnlich den Augen ihres Gemahls heiße Jammer-Thränen. Weine doch nicht so, lieber Gustav, sagte dann die Kranke. Wir haben Gutes empfangen von Gott, warum wollen wir das Böse nicht auch annehmen? O, wie hat das schöne Lied die Last meiner Leiden nun wieder erleichtert! und wie danke ich der Vorsehung, daß ich beten kann, und daß mein Herz so weich ist für die Tröstungen des Gesanges!

Drey Monate lang dauerten ihre Leiden ununterbrochen fort. Nach einem sanften Schlaf' erwachte sie einst. So heiter war sie seit lange nicht. Marie wachte bey ihr. Rufe doch, sagte die Kranke mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, rufe doch meinen Mann und den Herrn Pfarrer. Mir ist so wohl, daß ich vor der Stunde meines Abscheidens mit ihnen noch sprechen kann. Da weinte Marie, lehnte sich über das Sterbe-Lager und schluchzte vor Wehmuth. Geh doch, geh doch, Marie! sagte die Kranke. Mir ist ja so wohl, daß die Stunde meines Abscheidens herbey naht. Gott vergelte dir, was du an mir gethan hast, und wenn du einmal krank und schwach wirst: so geb' er dir auch

eine Pflegerinn, die sich deiner erbarmt, wie du dich meiner erbarmt hast! — Mit Jammer und Wehklagen lief Marie vor das Schlafzimmer des Pfarrers; weckte darauf auch die alte Frau Lieberich und diese den gnädigen Herrn.

In etlichen Minuten waren alle beysammen. Mit heitrer Miene sprach Therese von ihrem nahen Abschiede, verordnete, daß man ihre Leiche, zur bessern Belehrung ihrer Aerzte, öffnen, und dann ohne alles Gepränge beysetzen sollte. Geräuschlos, sagte sie, ging ich durchs Leben; geräuschlos bringt mich ins Grab.

Dann wandte sie sich besonders an ihren in Wehmuth zerfließenden Gemahl. Weine nicht, lieber, theurer Gustav, sprach sie, und gönne mir eine sanfte Auflösung. Meine Seele hab' ich Gott empfohlen. Er wird auch mit dir seyn und dir alle Liebe und Treue vergelten, die du an mir gethan hast. Frau Lieberich, meine treue Pflegerinn, soll, so lang es nöthig seyn wird, deine Wirthschaft führen. Lohn' ihr und der guten Marie reichlich; sie haben viel um mich verdient. — Aber bleibe nicht den Rest deines Alters in der Einsamkeit. . . Du bist der letzte deines Stammes. Stirbst du: so fällt unser Traubenheim in böse Hände: — deine Nachkommen werden es hoffentlich glücklich machen. — Nimm ein armes Fräulein, das dein Alter mit Geduld trägt. — Mir war es oft geheimer Kummer, daß ich unfähig war, deinen Namen fortzupflanzen. Vielleicht gönnt dir Gott noch in deinem hohen Alter die Freude, Vater zu werden. — Und nun leb wohl — wir sehen uns in jener Welt wieder, wo kein Leid — und kein Geschrey

mehr ist, — wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen!

Gustav barg sein Gesicht in das Sacktuch und tiefe Rührung erstickte seine Rede. — Therese nahm nun auch Abschied von Wulfing, der indeß angekommen war. Sie empfahl ihm mit gebrochenen Worten die Angelegenheiten ihres Gemahls; ließ hierauf ihre treuen Wärterinnen, (welche aus dem Zimmer gegangen waren, weil die gnädige Frau mit ihrem Gemahl reden wollte,) nebst dem Gesinde hereinkommen, und dankte allen für die bewiesene Treue.

Dann sagte sie mit einer Stimme, die durch das Geschluchz der Umstehenden drang: Nun; guter Ehrlich! die Harfe zur Hand! Gesang hat mich getröstet im Leben und soll mich noch erquicken im Sterben. — Bebend griff Ehrlich nach der Harfe. Seine Stimme war gehemmt und die Thränen liefen ihm auf die pochende Brust. So gut er konnte sang er den Vers:

Laß mich an meinem End
Auf Christi Tod abscheiden ꝛc.

Nach diesem Gesange lag die Sterbende ganz still. Die Versammlung zog sich zurück, um die Kranke nicht im Schlummer zu stören; was man aber für den herannahenden Schlummer hielt, war — der Bruder des Schlafes. Therese lag bis an den Abend im Bette, wurde mit warmen wollenen Tüchern gerieben, auf den Fußsohlen gebürstet ꝛc.; aber kein Leben kam zurück. Gustav erfüllte nun (was auch sein zärtliches Gemüth darunter litt) den Befehl der Verstorbenen, indem er ihren Leichnam öffnen ließ. So lehrreich das aber auch für die berufenen Aerzte war; so wenig schien das

Volk damit zufrieden zu seyn. Viele konnten es dem gnädigen Herrn gar nicht verzeihen, daß er es erlaubt hatte.

Ganz anders urtheilte Pfarrer Ehrlich darüber, und die nahe Gelegenheit, auch das Volk eines Bessern zu belehren, war ihm erwünscht. Zwar hatte er bey der stillen Beysetzung keine Veranlassung dazu; desto lauter rühmte er am folgenden Sonntage, in der Gedächtniß-Predigt, die von dem Volke so laut getadelte Leichen-Oeffnung.

„Wie selten," sprach er, „gelingt es einem Arzte, die Familie des ärmsten Tagelöhners zu überreden, daß ein Leichnam in ihrer Hütte geöffnet werden darf! Und doch ist das für die Heilkunst so wichtig! Gar viele von euch wären gewiß von erlittenen Krankheiten nicht wieder genesen, hätte man nicht an früher Verstorbenen, durch Oeffnung ihrer Leichname, den Sitz und die zerstörenden innern Wirkungen der Krankheit, welche euch befallen hat, näher kennen gelernt. Leichen-Oeffnungen verdankt ihr also die Rettung eures Lebens, und dennoch wolltet ihr sie in Ansehung eures eigenen Körpers im Voraus verbieten? oder in Ansehung der Leichname eurer verstorbenen Verwandten verweigern? Ist das nicht Undank gegen Gott und Gleichgültigkeit gegen das Wohl eurer Mitmenschen?

Gelassen gebt ihr zu, daß eure beerdigten Freunde von Würmern zernagt, von der Fäulniß aufgelöst, und endlich in schrecklichen Trümmern von dem Todten-Gräber wieder ausgescharrt werden; — nur das Messer wollt ihr nicht an ihre Leiche setzen lassen? — Am lebenden und fühlenden Körper verstattet ihr

dem Wundarzte die schmerzhaftesten Schnitte; nur am todten, gefühllosen wolltet ihr sie nicht zugeben?

Die Gefahr, eure Lieben und Freunde lebendig begraben zu lassen, achtet ihr so gering, daß man eurer Eilfertigkeit in der Beerdigung kaum Einhalt thun kann; und gegen den wirklich todten Körper zeigt ihr eine so abergläubige Zärtlichkeit?

Sagt mir ja nicht: „der Verstorbne hatte großen Abscheu gegen alle Leichen-Oeffnungen; seine Seele würde nicht ruhen, wenn man ihren Körper dennoch so behandelte.“ — Das ist leere Ausflucht! Die freye Seele wird ihren Körper wie ein abgenutztes und unbrauchbar gewordenes Werkzeug betrachten, und sich freuen, wenn von den ihr unnützen Ueberresten noch ein so guter Gebrauch gemacht wird.

So dachte unsre fromme Mutter Therese schon im Leben, und befahl daher selbst, ihre Leiche zu öffnen; denn sie wünschte, daß Andere, in gleichen Fällen, besser möchte geholfen werden. So dachte auch ihr verehrungswürdiger Gemahl, und äußerte daher gegen die Verordnung nicht die leiseste Bedenklichkeit.

Sollte ein so rühmliches Beyspiel der gnädigen Herrschaft, bey ihren Unterthanen fruchtlos seyn?“ — —

Nein! das war es auch nicht.

Theresens Tod hatte aber noch eine andere wohlthätige Wirkung. Noch während der tiefsten Bewegung aller Gemüther wurde der Befehl gegeben, daß von nun an die Leichen nicht sogleich nach dem letzten Athemzuge aus den Betten genommen, in kalte

Kammern gebracht, und mit fest verbundnem Munde aufs Stroh gelegt werden sollten. Noch sechs Stunden mußte jede Leiche im Sterbe-Bette bleiben; bey bedenklichen Fällen wurden Wiederbelebungs-Versuche angewandt, und vor dem dritten Tage kam kein Leichnam ins Grab. Bei ansteckenden Seuchen wurden zwar die Verstorbenen weit in ein kleines Häuschen über der herrschaftlichen Gruft auf dem Kirchhof gebracht; aber bey gelüpftem Sargdeckel daselbst zwey Mal vier und zwanzig Stunden unbeerdigt gelassen. Bey dieser vorläufigen Anstalt blieb es, bis endlich Traubenheim, wie wir später hören werden, das erste öffentliche Leichenhaus in Franken erhielt.

## Dreyzehntes Kapitel.

### Die Nebel verziehen sich. Schöne Aussichten in die Zukunft.

Gleich nach Beerdigung der gnädigen Frau übernahm Lieberichs Mutter die Wirthschaft im herrschaftlichen Schlosse; schwer aber lag ihr nun die Haushaltung ihres Sohnes auf dem Herzen. Deine Wirthschaft, lieber Christian, sagte sie, taugt nichts, wenn du sie mit Mägden fortführst. Der geschickten, fleißigen und treuen gibts weniger, als du glaubst, und die beßte schlägt oft, ohne genaue Aufsicht, aus der Art. Du hast ein Herz, zur Freundschaft geneigt, und es gibt hundert Fälle, wo man einer vertrauten Person bedarf; selbst im Umgange kann man ihrer

nicht entbehren. Machst du aber deine Dienstmagd zur Freundinn: so bist du selbst in täglicher Versuchung, und bey aller Tugend gibst du dich dem Verdachte der Welt und bösen Nachreden preis; nicht zu gedenken, daß Mägde nur allzugern die Vertraulichkeit ihrer Herren mißbrauchen, sich ihrer rühmen und selbst Mißtrauen und Verdacht erregen. Bist du befehlshaberisch und kalt gegen deine Wirthschafterinn: so hast du das freudenloseste Leben; wirst täglich mißmuthiger und deine Magd wird es nicht minder als du. Nimm ein braves Weib und laß mich die Freude erleben, einen Enkel zu küssen.“ — „So ein Weib wie Ihr seyd, beßte Mutter,“ erwiederte Lieberich, „oder doch wenigstens ein Weib, das Euch liebt wie ich, und Euch Liebes thut, und kein Leid so lang ihr lebt! Aber, Mutter, es ist ein Glückstopf, in den man greift, und ich möchte nicht gern eine Niete ziehn.“

Es gibt auch Treffer, lieber Christian, sagte die Mutter, und man greift ja nicht blind zu, wie in den Glückstopf. Ich denke bey solchen Gelegenheiten immer an Eliezer, der für Isaak ein Weib suchen sollte. Das dienstfertigste Mädchen, dacht' er, wird auch die beßte Hausmutter seyn, wenn es sonst nur verständig ist; und mit einem Kruge Wasser *) gelang ihm die Probe. Deine Mutter hat dir nie Böses gerathen, folg' ihr auch dießmal, mein Sohn! Ich weiß dir ein Mädchen, das sich neun Wochen lang dienstfertiger bewiesen hat, als Rebecka. — Marie, die Schwester des Niklas, wäre sicher ein Weib, das dich beglücken

*) 1. Mos 24, 43 — 48.

und auch mir das Alter nicht verbittern würde. Die gnädige Frau hat ihr sterbend einen wohlverdienten Segen gegeben, der gewiß auf ihr ruhen wird. Sie ist fleißig und geschickt, für ihren Stand ungemein verständig und wohlgesittet, dienstfertig und duldsam, verschwiegen und ehrlich; kurz, sie ist alles, was ein gutes Weib seyn soll, und so ein Weib verdienst du, lieber Christian!

So redeten Lieberich und seine Mutter an einem einsamen Abende mit einander, und Marie, von dem gnädigen Herrn reichlich belohnt, ward das Weib dieses frommen Sohnes.

Frau Lieberich versah nun das Hauswesen des gnädigen Herrn mit leichterem Herzen: aber all' ihre Sorgfalt war nicht vermögend, die Ruhe Gustavs wieder herzustellen. Das Andenken an seine Therese hatte ihn so tief in Schwermuth versenkt, daß Ehrlich fast immer um ihn seyn und ihn zu zerstreuen suchen mußte, wenn gleich Gustav lieber in der Einsamkeit seinen Schmerz ausgeweint und dem geheimen Kummer überlassen hätte; denn, wer recht von Herzen betrübt ist, findet gewöhnlich mehr Unterhaltung in seinen schwermüthigen Gedanken, als in den Zerstreuungen des Lebens. Sein Pfarrer aber verstand die Kunst, das Gespräch über die Verstorbene so zu wenden, daß Gustav in seinen eigenen Klagen Trost fand, und alle Tage ruhiger von ihr sprach.

Wulfing fing auch wieder an, ihm allerley Dorfs-Angelegenheiten vorzutragen, und Gustav nahm wieder Antheil an den Bemühungen seines Vogts. Nun schien es diesem auch Zeit, von dem letzten guten Rathe

der Verstorbenen mit ihm zu reden. Daß Traubenheim, nach dem Ableben des Alten, in böse Hand gerathen sollte, ging ihm so nah, daß er die Wiederverheyrathung seines Herrn sehnlich wünschte, was auch immer sein Verstand dagegen einwenden mochte. Wulfing und Ehrlich) thaten daher alles Mögliche, um ihren Herrn zu einer zweyten Vermählung zu überreden. — Diese Ermunterungen, nebst der Hoffnung, seinen ritterlichen Stamm weiter fortzupflanzen und noch in seinen alten Tagen Vater zu werden, und der Gedanke, wie übel es seinem Traubenheim gehen würde, wenn es dem Herrn von Sturm, einem seiner Seiten-Verwandten, heimfiele, wirkten endlich zusammen, daß er sich in seinem fünf und sechzigsten Jahre noch entschloß, den letzten Rath seiner verstorbenen Therese zu befolgen.

Vier Jahre zuvor hatte er, bey seinem Aufzuge nach Traubenheim, ein armes, älternloses Fräulein, Namens Carolina von Bollingen, kennen gelernt, das sich in Sippstein, an der bambergischen Gränze, bey einem alten Oheim aufhielt. Caroline war schön und blühend, wie frische Rosen. Ihr Vetter, ein alter eigensinniger Maun, dessen Schloß an Einsamkeit einer Einsiedeley glich, gönnte ihr nur selten einen Ausflug; gleichwohl blieb Caroline stets heiter und wohlgemuth. Ihre einzige Gesellschafterinn war Rosina, die Tochter des Pfarrers von Sippstein, und außer dieser Freundinn schien sie nichts in der Welt zu wünschen. Durch diese Geduld und Eingezogenheit hatte sie bey dem alten Hofmarschall von Traubenheim ungemein viel Beyfall gefunden, und auch Therese

war so sehr für das arme Fräulein eingenommen, daß Gustav glaubte, die Wünsche seiner seligen Gemahlinn nicht besser erfüllen zu können, als wenn er sich um Carolinens Hand bewürbe. Diese, dacht' er, ist arm und hat wenig in der Welt zu hoffen; ihr Oheim, ein eigensinniger Mann, hat sie Geduld gelehrt, und ihr gesundes Ansehen läßt mich hoffen, von ihr, noch in meinem Alter, Nachkommen zu erleben. Sie wird froh seyn, aus dem Hause ihres Oheims erlös't zu werden; dein Alter wird sie mit Nachsicht tragen, und bedenken, daß sie doch Erbinn deines baaren Vermögens wird, wenn du sie auch kinderlos zurücklassen solltest. —

Genug, Gustav entschloß sich einen Versuch zu machen. Ehrlich mußte ihn begleiten, und unerwartet kamen beyde zu Sippstein an. Ein peinlicher Ueberrest von Unentschlossenheit, der ihn auf der ganzen Reise beunruhigt hatte, verschwand auf Einmal, beym Anblicke der freundlichen Caroline; dafür aber fand sich die Besorgniß ein, daß ein Mädchen von kaum fünf und zwanzig Jahren, von so heiterm Sinn und schöner Gestalt, sich schwerlich entschließen würde, die Gattinn eines fünf und sechzigjährigen Mannes zu werden. — Ehrlich übernahm es also, durch die Pfarr-Tochter von Sippstein bey dem Fräulein nachforschen zu lassen. — Einem so hübschen, feinen und umgänglichen Manne konnt' es nicht fehlen, bey Carolinens Freundinn Eingang zu finden; aber auch er fühlte noch ein Paar Unterredungen, daß das Mädchen gleichen Eingang bey ihm gefunden hatte. Ihr älterliches Haus war ein Muster von sparsamer

und ordentlicher Einrichtung; Rosina legte selbst überall Hand an, und eine seltene Gutmüthigkeit mit Verstand gepaart, war in all ihrem Thun und Lassen. Ehrlich glaubte daher das Anliegen seines Herrn nnd sein eigenes nicht besser verbinden zu können, als wenn er zuerst selbst um Rosinens Hand würbe, und dann auch durch sie die Gesinnungen des Fräuleins gegen seinen Herrn erforschen ließe.

Rosina zweifelte gar nicht, daß Gustav die Hand des Fräuleins erhalten würde. Die gute Caroline, sagte sie, wird froh seyn, wenn sie von ihrem Oheim kommt. Er ist alt und hat kein langes Leben zu hoffen. Stirbt er: so weiß sie nicht wo aus und an; lebt er: so hat sie mit ihm täglich ihr Kreuz. Auf jeden Fall ist ihr also mit dem Herrn Hofmarschall besser geholfen, und wirklich kann der Herr noch immer für einen Funfziger gelten. Mit Einem Worte, nach Rosinens Meynung hatte die Bewerbung gar keinen Anstand.

So war es auch. — Das Glück, nun auf Einmal Frau Hofmarschallinn und Besitzerinn eines Ritterguts zu werden, in Rosinens Gesellschaft von dem Einsiedlerischen Sippstein abziehen und ferner mit ihr an Einem Orte leben zu können, hatte so viel Reiz für unsre Caroline, daß ihr auch Gustav, der ihr übrigens glich, wie der Januar dem May, noch liebenswürdig schien.

In dieser Ueberzeugung wurde sie von ihrem Oheim sorgfältig bestärkt. Der alte Schloßwächter war unermüdlich, ihr die Vorzüge des künftigen Ehe-herrn vorzukörnen und von seiner bereits vierzigjährigen

Bekannrschaft mit ihm tausend Alterthümer zu erzählen. Er betheuerte sogar, daß nun Gustav, als ein gesetzter Mann, ihm weit liebenswürdiger scheine, als vor vierzig Jahren in seiner höfischen Flatterhaftigkeit. Dabey vergaß er auch nicht, den alten Adel, das schöne Rittergut und baare Vermögen des Hofmarschalls in hohen Anschlag zu bringen und seine Nichte, demüthigend genug, an ihre Dürftigkeit zu erinnern.

So wenig ihr das Letztere gefiel, und was sie auch immer gegen das gesetzte Alter ihres Liebhabers einzuwenden hatte: so war sie doch dießmal wirklich froh, diese Sprache zu hören: denn es gibt Fälle, zu welchen man überredet und gleichsam gezwungen seyn will, um, wenn es mißlingt, die Schuld Andern aufbürden zu können. Gustav erhielt also die Hand des jungen Fräuleins mit allen Förmlichkeiten seines Zeitalters.

Wenn je ein fünf und sechzigjähriger Liebhaber der Spottsucht entgangen ist: so war es gewiß Gustav. Er suchte seiner Caroline so wenig durch geckenhaftes Jungthun zu gefallen, daß er vielmehr nur Achtung gegen sein Herz ihr einzuflößen bemüht war: desto gewisser aber gewann er ihre Freundschaft; und mehr als Freundschaft und Achtung sollte wohl kein Mann im fünf und sechzigsten Jahre von einem frischen Mädchen erwarten.

Ehrlich hingegen überließ sich ganz seinem Entzücken. Oft saß das Pärchen beysammen und weinte, wie Jakob und Rahel, vor freudiger Wehmuth. Auch der alte Schwieger-Vater war von dem Glücke seiner

Kinder so gerührt, daß er kaum sprechen konnte, als er, nach vorhergegangener Trauung des gnädigen Herrn, auch seinen Kindern den väterlichen Segen ertheilte.

Von tausend guten Wünschen begleitet, verließen darauf Gustav und Ehrlich mit ihren Gattinnen Sippstein und kamen ganz unerwartet nach Traubenheim zurück.

Es war ein festlicher Augenblick für den ehrlichen Vogt, als er seine neue schöne Gebieterinn aus dem Wagen hob. Er sah schon im Geiste einen Erben von ihr, der Alles vollenden würde, was Gustav über Traubenheim beschlossen hatte.

Carolinens Leutseligkeit war aber auch wie die Frühlings-Sonne, die Alles erfreut. Jedem ihrer Unterthanen begegnete sie wie einem Freunde. Sie war in allen Hütten geliebt und gepriesen. Mit jedem Kinde, das ihr auf der Gasse die Kußhand bot, sprach sie freundlich, wie eine leibliche Mutter. Die Mädchen des Dorfes wetteiferten um das Glück, in dem herrschaftlichen Schlosse viel Nützliches zu lernen. Die unabläßige Munterkeit der jungen gnädigen Frau und eine gewisse Art von jugendlichem Leichtsinn, die man gern leiden mag, verjüngte das Gemüth des alten Herrn so sehr, daß allmählig alle Furcht wegen der Zukunft aus seinem Herzen verschwand. Die kleine Eitelkeit seiner Caroline befriedigte er durch neue Kleider und Putzwerk. Fast jeden Abend kam sie mit ihrer Jugend-Freundinn Rosina zusammen, und im beyderseitigen Betragen der Frauen war nicht der kleinste Unterschied gegen die vorigen Zeiten. Oft

gränzten ihre Scherze so sehr ans Kindische, daß dem alten Herrn vor Lachen eine Freuden-Thräne über die Wangen lief. Die nämliche Harfe, zu der man gemeinschaftlich fromme Lieder sang, erfreute die Gesellschaft auch mit fröhlichen Stückchen. Beyde Frauen flogen dazu im raschen Walzer herum, und ein volles Jahr verging wie ein Augenblick unter solchen häuslichen Freuden.

---

## Vierzehntes Kapitel.

**Caroline schenkt dem Vater Gustav einen Erben. Nebenbey eine Lection über allerley Thorheiten, die heute noch hier und da für Weisheit gelten.**

---

Caroline befand sich indeß guter Hoffnung, und die Zeit ihrer Entbindung rückte heran. Niemand war dabey geschäftiger als Gustav. Der weise Mann, der als Freywerber von fünf und sechzig Jahren die Oberherrlichkeit über seinen Verstand glücklich behauptet hatte, schien itzt, vor Vaterfreude über den ungebornen Erben, diese Herrschaft zu verlieren. Auf der einen Seite wußt' er den Stolz nicht zu bergen, noch im sechs und sechzigsten Jahre Vater zu werden, und auf der andern schlug ihn die ängstliche Besorgniß nieder, daß ein einziger Zufall seine schönen Hoffnungen auf Einmal wieder vereiteln könnte. Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen sah er oft der Pfarrerin auf die noch platte Schürze, und verglich sie, scherzhaft prahlend, mit seiner runden Caroline. Nicht selten

aber unterbrach ihn, von böser Ahnung überrascht, ein tiefer Seufzer mitten in Scherz, was gegen die gleichzeitige Neckerey possirlich genug abstach.

Ernstlicher waren seine Zweysprachen mit der alten Frau Lieberich, welche noch die Wirthschaft im Schlosse versehn half. Bey jeden ganz unbedenklichen Zufalle der gnädigen Frau wurde sie zu Rath gezogen; aber reicher an Rath und That waren die Bäuerinnen des Dorfes, welche, durch Carolinens Leutseligkeit dreist gemacht, sich bey jedem Zusammentreffen mit ihr nach dem Befinden derselben erkundigten, viel von ihren eigenen Wochen-Betten erzählten und mit guten Erfahrungen an die Hand gingen. Als Verwahrungsmittel gegen das Beschreien sollte die gnädige Frau beständig Salz und Brod bey sich tragen; vornehmlich aber vor dem Versehen sich hüten, und wenn sie gleichwohl vor Etwas erschräke, ja nicht mit der Hand das Gesicht berühren, damit dem Kinde, Gott behüt's! kein Mutter-Maal an einem so sichtbaren Orte angehängt würde. Nächstdem sollte sie, wenn ihr irgend ein Gelüsten ankäme, sich ja nichts versagen; sonst lernte das liebe Kind entweder die von ihr entbehrte Speise sein Lebtage nicht essen, oder bekäme wohl gar irgendwo ein Wahrzeichen am Leibe. — Denn wenn jener Zeit ein Kind mit einem Feuer-Maale, mit Leber-Flecken oder Fleisch-Gewächsen, mit einer Häsen-Scharte, einem Wolfs-Rachen oder sonst einer Unförmlichkeit zur Welt kam: so mußte immer ein Schrecken oder Gelüsten daran Schuld seyn. Sah der Leber-Flecken keiner Maus ähnlich: so ließ sich doch eine

Wurst, ein Stückchen geräuchertes Fleisch oder sonst Etwas daraus machen. Runde Flecken hießen Aepfel, Nüsse, Zwiebeln, Pflaumen oder Kirschen; denn sie waren ja rund, — und die Frau Basen, wenn sie auch Anfangs die Aehnlichkeit gar nicht errathen konnten, begriffen sie ganz deutlich, so bald Frau Base Kindbetterinn die Entstehung derselben erklärt hatte.

Nächst der hier zu gebrauchenden Vorsicht sollte die gnädige Frau, bey Leib und Leben, durch keinen Zaun, oder unter einem Geländer wegschlüpfen, ohne den nämlichen Weg wieder rückwärts zu machen; sonst stürbe das Kind in der Geburt, oder bliebe doch lebenslänglich ein Zwerg. Gegen die Niederkunft hin sollte sie brav Wein trinken, und sich vorläufig mit Karfunkel-Tropfen versehen, um damit bey der Niederkunft nachzuhelfen; wiewohl auch einige der Essentia dulcis, der Edelleber-Tinctur und den gepülverten Kröbsen von drey Nüssen noch mehr Kraft zuschrieben.

Natürlicher Weise fand nicht Alles, was die klugen Weiber sagten, Eingang bey der gnädigen Herrschaft. Trotz dem abergläubigen Zeitalter war ihr die Furcht vor dem Beschreien lächerlich, und hätte sie auch an dergleichen Verzauberungen geglaubt, so war ihr doch einleuchtend, daß Salz und Brod wohl gegen den Hunger, aber nicht gegen das vermeintliche Beschreyen helfe; wegen des Versehens und Gelüstens aber war Vater Gustav immer in Sorgen. „Bist doch nicht erschrocken, lieber Engel?" fragte er daher seine Caroline, wenn ihr nur eine Maus über den Weg lief, oder ein lahmer Bettler vors Schloß kam. Ingleichen war er auch sehr

besorgt, das gute Kind unter ihrem Herzen vor dem Fehler zu behüten, nicht Alles essen zu können, und Caroline, die vielleicht mit Mutter Evens Lüsternheit von Natur aus behaftet war, trug dann wirklich alle Augenblicke nach etwas Anderm Verlangen, und aß oft Dinge durch einander, die gar nicht zusammen taugten; wurde aber auch einmal so krank und vom Erbrechen überfallen, daß ihr eine unglückliche Geburt bevorstand.

Ehrlich, der bisher schon öfters Bedenklichkeiten gegen das Versehen und Gelüsten geäußert hatte, konnte nun, da der gnädigen Frau wieder glücklich geholfen war, nicht länger schweigen. Er gestand daher geradezu: seiner Ueberzeugung nach, komme das Gelüsten der Schwangern weniger von ihren Leibes-Umständen, als von dem Vorurtheile her: daß sie auf jedes kleine Gelüsten achten und es befriedigen müßten. Warum, sagte er, bemerkt man an unehelich Schwangern selten dergleichen Lüsternheit? — Weil sie mehr auf neue Vorwürfe als auf Befriedigung ihres Appetits von Seiten der Aeltern zu rechnen haben. Gleichwohl bringen ihre Kinder, so selten, als die ehelichen, Mutter-Mähler und Wahrzeichen mit zur Welt und lernen gewisser noch Alles essen, als die von Vater und Mutter in die Wette verhätschelten Ehe-Sprößlinge.

Ueber die Mutter-Mähler machte er noch besonders die Anmerkung: daß es gar nicht abzusehen sey, wie die Einbildung der Mutter auf die Haut des Kindes wirken könne, und daß man auch keinen ganz überzeugenden Beweis in der Erfahrung habe;

denn dergleichen Mähler wären oft vorhanden, wo sich die Mutter keines Schreckens oder Gelüstens erinnere; fänden sich aber bey solchen Kindern oft nicht, deren Mütter gar viel Schrecken ausgestanden, und gar manches Gelüsten nicht befriedigt hätten. Auch könne man größtentheils das nämliche Mutter-Maal, das, nach Aussage der Aeltern, eine Maus seyn sollte, mit eben dem Rechte für eine Bratwurst ansehn.

Bey alle dem (fuhr er fort,) leugne ich in andrer Hinsicht die Schädlichkeit des Schreckens und Entsezzens bey schwangern Frauen keineswegs; vielmehr glaube ich, die Policey-Aemter sollten dafür sorgen, daß Personen, deren Anblick Entsetzen erregt, ihre verstümmelten Glieder nicht Jedem, den sie um Allmosen anflehen, ganz nackt und bloß entgegenstrecken dürfen, sondern diese bedecken, oder sich ganz und gar von öffentlichen Straßen entfernt halten müssen. Der Schreck liegt oft starken Männern wochenlang in den Gliedern; wie vielmehr nervenschwachen Frauen? Da nun das Kind mit der Mutter einerley Blutumlauf hat: so kann es nicht fehlen, daß zarte Kind muß den Schreck der Mutter zugleich fühlen, und die damit verbundene Erschütterung kann sogar die natürliche Lage desselben verrücken, und also daran Schuld seyn, daß es unförmlich und elend zur Welt kommt; aber daß ein Mensch eine halbe Thierfigur geboren habe, werd' ich nicht eher glauben, als bis ich es selbst sehe, oder bis einmal ein Thier eine halbe Menschen-Gestalt zur Welt bringt. — So sagte der Pfarrer in einem Zeitalter, in welchem noch viele seiner

Amts-Brüder die Frage aufwarfen: ob man wohl ein Kind mit Bocksfüßen, mit einem Bärenfell, mit einem Affen-Gesichte, mit einem Schweins-Rüssel u. s. w. taufen dürfe oder nicht.

Ob unter solchen Umständen der gute Prediger einen sechs und sechzigjährigen Mann, dem es übrigens an Scharfsinn gar nicht gebrach, ganz überzeugt habe, wissen wir nicht; genug, daß von nun an vom Gelüsten und Versehen nur noch selten die Rede war und Caroline nach einiger Zeit von einem gesunden und frischen Knaben glücklich entbunden wurde.

Gustavs Vater-Freude war um so größer, je weniger er noch vor einigen Jahren darauf gehofft und je sehnlicher er sie, seit seiner zweyten Vermählung, gewünscht hatte. Vor Entzücken lief er, mit dem Kinde auf den Armen, seinem Vogt und Pfarrer entgegen, als sie kamen, um dem erfreuten Vater und der Wochen-Betterinn Glück zu wünschen.

Allgemein war indeß das Jubiliren im Dorfe; denn Alles hatte sich vor dem Herrn von Sturm gefürchtet, dem das Gut heimfallen sollte. Die Bäuerinnen besuchten häufig die gnädige Frau im Wochenbette und brachten ihr Pfeffer-Kuchen und Herz-Morsellen mit, weil, ihrer Meynung nach, einer Wöchnerinn nichts zuträglicher war, als Herzzucker und Lebkuchen. Ob nun gleich Caroline von diesen Sachen nichts genoß: so gefiel ihr doch die gute Meynung. Die Weiber aber waren größtentheils desto unzufriedner mit Ihr. Sie glaubten gewiß, daß ihr noch Etwas angethan werden würde, weil sie so frevelhaft und verwegen wäre. Ueber der Bettstätte sahen

sie z. E. keine † † † gegen die Hexen. Caroline rief herzhaft: Herein! wenn sie allein war und jemand an der Thüre pochte. „Ei, Ei! das sollt' eine Wöchnerinn nicht, wenn sie allein ist," sagten die furchtsamen Mütter. Sie visitirten das Wickelband, und — kein Salz und Brod war ins Ende genäht; in der Wiege war nicht dreyerley Stroh, von dreyerley Hofraithen. Die Wiege selbst, die doch binnen sechs Wochen drey Mal hätte umgedreht werden sollen; blieb einmal wie das andere Mal stehen, der kleine Heinrich war oft ganz allein, und kein geistliches Buch lag auf seinem Bette; kam jemand, der das Kind sehen wollte: so wurde gar nicht gefragt, ob es wache oder schlafe; und doch sollte von Rechtswegen kein böses Auge schlafende Kinder sehn! Die gnädige Frau lieh noch überdieß während der sechs Wochen jedermann, sogar am Dinstage und Freytage, allerley Waaren, und hatte gleichwohl kein Beschrey=Kraut im Vorrath, um im Falle der Noth das Kind kreuzweis damit waschen zu können.

Kurz, Caroline gab sich, auf Ersuchen des Predigers, wahre Mühe, dem landläufigen Aberglauben stracks entgegen zu handeln, und ging sogar beym ersten Ausgang aus dem Wochenbette, ohne alle Begleitung, zur Kirche.

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht; Vorsorge verhütet Nachsorge; wer sich in Gefahr begibt, kommt darinn um; wem aber nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen," — hieß es nun lange Zeit. Was aber auch immer die guten Weiber Böses prophezeihten: so blieben doch Mutter und Kind frisch

und gesund. Marie Lieberich, die wenige Wochen darauf mit einem Mädchen niederkam, war nun eben so freygeisterisch und fürchtete sich weder vor Wechsel-Bälgen noch vor dem Alpe. Ein Jahr darauf ward auch Rosina von einem Knaben entbunden. Ohne Salz und Brod war sie vor allem Beschreien sicher, und Ehrlich legte es recht absichtlich darauf an, daß an seiner Frau, so wie an ihrem Kinde, von Allem, was der Aberglaube verlangt, gerade das Gegentheil gethan wurde.

Dadurch bekamen die albernen Hirn-Gespinnste mancher Mütter einen gewaltigen Stoß. Selbst die alte Wehmutter würde noch überzeugt worden seyn, wenn sie nicht, bald nach der Niederkunft der gnädigen Frau, durch den Tod ihren Platz einer andern geräumt hätte, welche von Haus aus gescheider und für gute Belehrungen empfänglicher war. Da diese noch überdieß bey Wochen-Betten im Pfarr- und Schulhause augenscheinlich sah, daß man, ohne Gefahr von Allem was der Aberglaube bey Wöchnerinnen und ihren Kindern fordert, gerade das Gegentheil thun dürfe: so war im Tempel des Aberglaubens ein Hauptpfeiler gestürzt. Auf eine mehr scherzhafte als ernste Weise gelang es der neuen Amme, mancher lächerlichen Zumuthung auszuweichen, und eine Menge Albernheiten vergessen zu machen. Kinder-Krankheiten waren von nun an nicht mehr das Werk böser Leute, und vermeintlich beschriene Kinder wurden nicht mehr mit drey Schürzzipfeln unter folgender Segen-Sprecherey gemessen, welche ich der Rarität willen hier mittheile:



Bayerische Staatsbibliothek München

N. N.!
Hat dich beschrien ein Mann,
So komm' es ihm selber an;
Hat dich beschrien ein Weib,
So verscheid' es in ihren Leib;
Hat dich beschrien ein Mägdlein oder Knab,
So wisch' ichs mit meinen drey Schürzzipfeln ab,
Im Namen Gottes des V. S. u. H. G. Amen!

† † †

Zwar verlor sich dadurch der Wochenbetts-Aberglaube nicht ganz; heute noch, ist dieser Mann ohne Kopf nicht ganz aus Traubenheim verbannt; aber ich darf kühnlich behaupten, daß in ganz Franken kein Dorf so gereinigt von seinen Spükereyen ist, als unser Traubenheim, wo man schon so früh die Fackel der Vernunft aufgesteckt hat.

## Funfzehntes Kapitel.

### Gustavs Vater-Freuden. Eine Gemein-Weide wird vertheilt.

Gustav schaukelte nun seinen kleinen Heinrich, der wie Erlen am Bache heranwuchs, täglich auf den Armen und ergötzte sich an den muntern Gebehrden des Kindes; der Tag aber, da es zum ersten Mal den Namen Papa herausbrachte, war ihm ein Festtag. Kinder warten am heiligen Christabend in der finstern Kammer nicht mit so pochendem Herzen auf den Ruf der Mutter: Kommt heraus, ihr Kleinen, die Bescheerung ist angelangt! als Gustav auf die Freude wartete,

seinen Namen aus dem Munde des kleinen Heinrichs zu hören. Nun aber brachte jeder Tag neue Vater-Freuden.

An schönen Sommer-Abenden saßen gewöhnlich Gustav und Caroline, Vogt Wulfing, Pfarrer Ehrlich und seine Rosina, Lieberich, seine Mutter und Marie beysammen im Schloßhofe. Der kleine Heinrich ging dann wie ein Ball von Hand zu Hand. Ehrlich spielte dabey zuweilen die Harfe, und Gustav lachte seelenvergnügt, wenn sein Heinrich so nach der Harfe hinstrebte und in den Saiten krabbelte. Die Bauers-Leute, die vom Felde zurückkamen, vergaßen ihrer Müdigkeit und blieben eine Weile vor dem Schlosse stehn, um auf das liebliche Harfenspiel des Pfarrers zu lauschen; noch besser aber gefiel allen das Geklimper des Kleinen. Die Weiber und Mädchen brachten ihm milde Birnen oder Beeren vom Felde mit und ergötzten sich, wie der Junge so herzhaft zugriff und nach dem Munde fuhr. Dann nahmen sie ihn auf den Arm, und schaukelten ihn den Mannsleuten entgegen, die nach dem lachenden Kleinen haschten, wie wenn sie nicht geschwind genug wären, ihn aufzufangen. Unter solchen häuslichen Ergötzungen strichen die Sommer-Abende wie Minuten dahin, und Gustav und Caroline genossen ganz die Freuden, die Lamech empfand, als er beym Anblicke seines kleinen Noah ausrief: dieser wird uns trösten in all unsrer Müh und Arbeit auf Erden!

---

Gustav, der bisher sein Traubenheim nur aus Liebe zu seinen Unterthanen glücklich zu machen gesucht hatte, that es nun auch in Rücksicht auf seinen Heinrich.

Sein erster Blick war auf eine große Weide gerichtet, die gegen Langenhausen zu lag, über zweyhundert Morgen betrug, und jetzt unter dem Namen Neugereut bekannt ist. Sie hatte den beßten Boden, war aber einer dürren Wüste gleich, weil vor dem vielen Vieh, das vom ersten Frühlings-Tage bis in den späten Herbst darauf Hunger litt und den Dünger verschleppte, kein Gräschen gedeihen konnte. Der schlimmste Umstand war, daß das Stück Land zwey Gemeinen, der Langenhäuser und Traubenheimer, gemeinschaftlich gehörte. Verschiedene Male hatte schon Wulfing den Antrag gemacht, die große Weide, wie andere Gemeinwiesen, wenigstens so lange zu schonen, bis das erste Heu davon gewonnen seyn würde; da konnten aber die Gemeinen nie eins werden, wieviel Morgen auf die eine oder andre gerechnet werden sollten. Langenhausen hatte mehr Häuser, und Traubenheim mehr Vieh. Von Seiten des ersten Dorfs wollte man es daher nach der Häuserzahl, und von Seiten des letzten nach dem Viehstande ausgeschlagen wissen. Nach vieler Mühe gelang es indeß doch einmal dem ehrlichen Vogt und seinem Schulzen, daß Traubenheim nachgab und sich dazu verstand, die Haupt-Abtheilung nach der Dorfsgröße machen zu lassen. Nun aber entstand in beyden Orten ein innerlicher Krieg. Die Reichen verlangten nach Verhältniß ihres Viehstandes, wohl vier Mal so viel als die Armen, die nur ein einziges oder ein Paar Stückchen im Stalle hatten; und diejenigen, die gar kein Vieh hielten, sollten ganz durchfallen. Der Schulze von Langenhausen war auf Seiten der Reichen, und wurde von den Armen gehaßt

und geschmäht; noch weit schlimmer aber stand Ortmann, sein Amtsbruder, bey den Reichen zu Traubenheim, weil der ehrliche Mann, ob gleich selbst ein Besitzer von acht bis zehn Stücken Rindvieh, gleichwohl den jährlichen Ertrag nach der Häuserzahl ausgetheilt wissen wollte. Das Geschrey der begüterten Filze über dieses Urtheil war so schrecklich, daß man meynen konnte, die ganze Heerde blöke selbst um das liebe Gras. Die armen Leute, welche vom Tagelohne dieser Schreyer lebten, mußten endlich nachgeben; dafür aber bestanden sie darauf, daß es nun auch beym Alten bleiben und gar nichts vertheilt werden sollte. Schulz Ortmann hatte sich indeß viele Feinde gemacht, und Wulfing wurde nicht wenig als Anstifter verlästert.

Ein Umstand, der leicht den gnädigen Herrn hätte zurückschrecken können: aber Gustav war unabläßig in Allem, worauf er verfiel. Sein erstes Bemühen war also, die Langenhäuser wieder auf die Bahn zu bringen. Er schrieb deßwillen an ihren Herrn, den Kammer-Junker von Schleich, nach Ansbach; dieser gab seinem Amte Befehl, den großen Rasen mit Traubenheim nach der Häuserzahl abzutheilen, und Gustav eilte nun mit der Ausführung seines Vorhabens, weil er wohl wußte, wie schwer es hält, eine Gemeine zu vereinigen, wenn man ihr Zeit läßt, über ein Vorhaben beym Glase zu schwatzen.

Kurz entschlossen ließ er also die ganze Gemeine vors Schloß kommen.

„Der große Gemein-Rasen zwischen hier und Langenhausen, sprach er, hat schon eine Menge vergeblichen Streit veranlaßt; immer aber, ihr lieben

Traubenheimer, seyd ihr darinn einig gewesen, daß das schöne Stück Land zehn Mal besser benutzt werden könnte, wenn jeder Orts-Einwohner ein Stück davon als Eigenthum bekäme und als Acker oder Wiese nach Gefallen behandeln dürfte. — Nur über die Grundsätze der Vertheilung seyd ihr noch immer im Streit. Die Reichen wollen, in Rücksicht auf ihr Vieh, mehr als die Armen, und die Armen glauben, als Haus-Besitzer, eben so viel Anspruch auf ein Gemeinrecht zu haben. — Es liegt mir nun daran, zu wissen, welche von euch begüterten Einwohnern, den Armen das Bißchen Feld vergönnen oder nicht.

Sogleich rührten sich einige Tollköpfe, und ohne Zweifel würde wieder ein wildes Gelärm entstanden seyn, wenn nicht der gnädige Herr mit den Worten Frieden geboten hätte:

„Still! Ich will euch ein Mittel vorschlagen, durch welches ihr eure Meynung zu erkennen geben könnt, ohne Gelärm und Geschrey. Wer die Austheilung nach den Häufern verlangt, der trete hier auf meine rechte Seite; wer es nach dem Viehstande begehrt, der gehe zur Linken! Nur so viel bedenkt, daß des Abtheilens, Wegnehmens und Hinzuthuns kein Ende seyn würde, wenn man sich nach dem so veränderlichen Viehstande richten wollte. Sagt also, ob ihr deßwillen auf ein Haus ewigen Fluch legen wollt, weil der gegenwärtige Besitzer entweder nur Ein Stück Vieh, oder gar keines im Stalle hat?“

Hiermit trat Gustav selbst auf die rechte Seite.

„Vivat, wer mir nachfolgt! Ich habe das meiste Vieh; aber die Armen sollen leben!!“

Schnell liefen die Armen auf Gustavs Seite. Niklas und der Schulze machten den Anfang unter den Reichen, und viele folgten nach; denn ihnen kam es vor, als ob der letzte Gerichtstag gehalten würde, wo die Guten zur Rechten und die Bösen zur Linken des Richters stehn sollen.

Nur etwa zehn Starrköpfe traten auf die linke Seite, an deren Spitze sich besonders Herrmann, Marks und Lips hervorthaten. Sie standen und wisperten untereinander, und bleckten die Zähne vor Zorn, wie satte Hunde, die der hungrigen Katze den Brey verwehren.

Da erschienen plötzlich acht würzburger Dragoner mit einem Corporal vor dem großen Schloßthore. Sie hielten an, und besetzten den Schloßweg. — Herr Jemine! Soldaten! — murmelte Lips gegen seinen Nachbar und schlich, ganz blaß im Gesichte, auf die andere Seite. Von gleichem Schrecken ergriffen, folgten ihm auch die Uebrigen nach, und das Volk stand auf Einmal, wie eine Mauer, zur Rechten.

Gustav ließ sogleich Mann vor Mann ins Schloß kommen. Das Gemeinbuch lag auf einem Tische und die Bauern fingen an zu unterzeichnen.

Indeß kam auch der alte Schnurbart von Unterofficier und begehrte mit dem gnädigen Herrn zu sprechen. Seine Absicht war, auf Befehl seines Fürstbischofs nach lüderlichem Gesindel zu streifen, und, nach damaliger, das Entwischen der Landstreicher begünstigenden Sitte, erst um das Streifrecht in dem Traubenheimer Gebiete nachzusuchen. Gustav lächelte bey sich selbst über den glücklichen Zufall, der eine so

schnelle Veränderung in den Entschlüssen der Starrköpfe bewirkt hatte; denn diese glaubten steif und fest, der Schloßweg sey um ihrer willen besetzt worden.

Die hundert Morgen Weide wurden nun in hundert gleiche Theile zerschlagen. Jeder Haus-Besitzer bekam einen Morgen Land nach dem Loose, und sechs überschüssige Morgen wurden zur Verbeßrung der Pfarr-Besoldung verwendet. Der Neubruch trug überschwänglich Frucht, und die dadurch reicher gewordenen Einwohner, die größtentheils geargwohnt hatten, daß es ihrem Herrn bloß um den Neuriß-Zehenten zu thun sey, waren seelenvergnügt, als sie das schöne Stück einärnteten, ohne eine Garbe davon zu verlieren. — Nun erst priesen sie die gute Veranstaltung; denn Viehweiden hatten sie noch immer genug, und fühlten also den Abgang nur wenig. Die Langenhäuser sahen den Vortheil der Traubenheimer, und theilten die andre Hälfte der Trift gleichfalls unter sich aus: denn ein guter Vorgänger findet fast immer auch seinen Nachfolger; bey guten Lehren aber, ohne Beyspiel, gleichen die meisten Menschen einer wohl aufgezogenen Wanduhr ohne Gewichtstein.

## Sechszehntes Kapitel.

Ein großes Stück Wald wird angesä't. Die Leser lernen einen betrogenen Betrüger kennen.

Mit dieser gemeinnützigen Anstalt beschloß Gustav das alte Jahrhundert. Mit einer noch wichtigern wollt' er das neue beginnen.

Zu dem Dorfe gehörte ein großer Gemeinwald. Vor Alters bekam jeder Einwohner seinen ganzen Holzbedarf daraus, und manche Ladung wurde noch zum Besten der Gemein-Casse, an holzarme Nachbarn verkauft. Jetzt reichte er nur zur halben Befriedigung des Dorfes zu.

Der erste Grund zur Abnahme wurde allerdings schon bey Wiedererbauung des Dorfes nach dem großen Brande gelegt; das Verderben des Waldes wurde doch aber erst in der Folge vollendet. Da jeder Mitnachbar sein Bauholz, nach altem Herkommen, um einen Spottpreis aus der Gemein-Waldung erhielt, so dachte keiner an Ersparniß. Mancher, der nur eine Wand einziehen ließ, nahm zu einem ganzen Stockwerke Holz an, und lösete mehr aus dem Abfall und Ueberfluß, als die ganze Reparatur kostete. Von Steinen wurde beynahe gar nichts gebaut, und die Geschwelle lagen und faulten hart auf der Erde. Gärten umfriedigte man nicht mit lebendigen Hecken, sondern mit palisadenähnlichen Stickel-Zäunen; böse Wege besserte man mit Stammholz und Faschinen; an Sparsamkeit bey der Feuerung wurde gar nicht gedacht; Holzfresser von Oefen

verschlangen doppelt so viel, als nöthig war; jedes Haus hatte seinen eigenen Backofen und heizte diesen um ein einziges Gebäcke Brod; gebrauchte ihn auch außerdem, mit ungeheurer Holz-Verschwendung, als Obstdarre u. s. w.

Noch mehr Holz, als verschwenderisch zu Hause verbraucht wurde, ging im Walde zu Grunde. Beym Holzfällen dachte man an keine Säge; unter der Axt fiel an fünf Klaftern gewiß die sechste in die Späne; Schafe, Ziegen und Rinder weideten in jungen Schlägen; das Laubrechnen beraubte den Wald seines natürlichen Düngers und entblößte oder zerknickte die jungen Schößlinge; um eines Spanngels willen hieben die Bauern den ersten besten jungen Baum ab; zu Leiter-Bäumen und Deichseln stahlen sie die schönsten Standreiser, die man zu künftigem Bauholze verschont hatte; zur Verherrlichung des Pfingstfestes holten alle Jahre die jungen Bursche des Dorfes so viel schöne junge Birken, als ihnen beliebte, um sie vor und in den Häusern ihrer Mädchen aufzustecken, und die Alten beklagten nur, daß sie, in Ermanglung einer eigenen Kirche, das Fest nicht auch mit Meyen schmücken konnten bis an die Hörner des Altars, wie das in Langenhausen zur sonderlichen Erbauung der lieben Jugend, welche hinter den Laubhütten Unfug trieb, Mode war.

An forstgerechte Behandlung des Waldes war übrigens gar nicht zu denken; denn Tagelöhner und Handwerker, die vom Waldwesen so wenig verstanden, als von der Sternkunde, wurden zu Forst-Aufsehern gemacht. Wer es mit ihnen hielt und jährlich ein

Paar Pfunde Butter daran wagte, durfte stehlen, so viel er mochte. Mancher brachte mit langen Fingern so viel davon, daß er sein ganzes Forst-Gemeinrecht verkaufen und sich bloß mit Brechholz und gestohlener Waare behelfen konnte. Dadurch kam aber auch die Waldung ganz in Verfall, und ein Waldstück von etwa dreyhundert Morgen war zum öden Anger geworden.

Schulz Ortmann beherzigte zwar schon lange vor des gnädigen Herrn Ankunft das Unwesen, und that der Verwüstung nothdürftigen Einhalt; und Wulfing hatte längst schon das Volk zu überreden gesucht, einstweilen wenigstens einige verödete Plätze frisch anfliegen zu lassen; aber umsonst! — Was nützt uns der Anflug? hieß es. Wir dürfen Arbeit und Samen daran setzen, und unsre Nachkommen ziehen den Vortheil. Einige meynten denn wohl, daß man ja für seine leiblichen Nachkommen sorge, daß man doch selbst auch froh seyn würde, wenn die Vorfahren besser gewirthschaftet hätten und s. w.; da waren aber immer zwanzig Stimmen gegen Eine. Nach hundert Jahren, schrien die Starrköpfe, sorgt niemand mehr für uns, was sollen wir auf hundert Jahre hinaus sorgen?

Das ist wahrlich die Sünde der Väter, sprach Wulfing voll Unwillen, die der Herr an den Kindern heimsuchen wird bis ins dritte und vierte Glied; denn eure Kindes-Kindes-Kinder werden erst die Folgen der Sünde tragen müssen, die ihr in Ansehung des Waldes begehrt.

Ich denke, wir geben den Pfarrer von Langenhausen auf und gehn zu unserm Vogt in die Kirche — sagten Einige; Andre: Es ist Gemeinde-Sache, die den Vogt nichts angeht; wieder Andre: Der gestrenge Herr hat gut schwatzen; er treibt keine vier Beine auf den Anger, und beym Umreißen der Ortschaft fällt ihm keine Frohnfurche zur Last.

Die wenigen verständigern und bessern Leute schwiegen aus feiger Menschen-Furcht und Wulfing hatte den Verdruß, eine seiner schönsten Unternehmungen vereitelt zu sehn. — Herr Vogt, sagte der Schulze, wer sich eines Bessern vom Volke versieht, kennt die Leute nicht, und wer sich darüber erzürnt, stirbt sicher an der Schwindsucht.

Nun aber sollte die Sache von Neuem betrieben werden. Gustav ließ also das Dorfgericht und zwölf Abgeordnete von der Gemeine zu sich rufen. Sie erschienen.

Wie stark ist euer Gemein-Wald? fragte der gnädige Herr.

Er ist nicht genau gemessen. Man schätzte ihn vor dem Kriege auf 1000 Morgen, erwiederte der Schulze.

Gustav. Und wie stark mag er jetzt noch seyn?

Herrmann. Das weiß man nicht genau zu sagen, gnädiger Herr.

Schulze. Mehr als ein Drittel ist zuverläßig eingegangen.

Niklas. Mein seliger Großvater sprach immer: daß er sich wohl erinnerte, wie der große Anger vor

den lichten Eichen noch voll Bäume gestanden habe.

Schulze. Und der Anger beträgt beyläufig 300 Morgen.

Gustav. Wie kommt es denn aber, daß das ganze Stück Wald ausgestorben ist?

Herrmann. Das will ich wohl sagen, gnädiger Herr: Der Boden taugt nichts.

Ludewig. Das sieht man ja schon am schlechten Graswuchse.

Lips. (Der es nicht erräth, warum Herrmann und Ludewig den Boden verachten.) Aber die sechs oder acht Birnbäume, die darauf stehn, schlagen doch fast alle Jahre gut ein.

Herrmann. Ja, das glaub' ich, weil die Schafe drauf getrieben werden. Der Schafmist thut schon viel.

Gustav. (spöttelnd.) Aha! deßwillen hat man sie wohl auch sonst in junge Schläge getrieben, um das Holz besser wachsen zu machen? — Wie kommt es denn aber, daß ein Stück Land, das doch vor Alters, ohne Schafdung, so schönes Holz gebracht hat, in den neuern Zeiten so schlecht geworden ist?

Herrmann. Lieber Gott! die Welt wird eben immer schlechter.

Gustav. (hastig.) Das merk' ich an Dir, elender Tropf! — Aber nun auch kein Wort mehr von kahlen Ausflüchten! Der Anger soll und muß wieder angesä't werden. Wenn ihr nicht gutwillig an die Nachkommen denken wollt: so weiß ich Mittel dafür. —

Niklas. Mir thut es leid, gnädiger Herr, wenn wir alle in so schlechtem Credit stehn.

Wirth. Der Schulze muß uns bezeugen, daß wir uns schon jenes Mal, als der Herr Vogt den Vorschlag that, nicht geweigert haben.

Gustav. Habt ihr aber auch ernstlich für die gute Sache gesprochen? . . . Schweigen zur Unzeit ist oft eben so schädlich, und noch schädlicher als unzeitiges Geplauder. Der rechtschaffne Mann sucht keine Verdrießlichkeiten; aber er scheut sie auch nicht, wenn es eine gute Sache betrifft. Nicht Euch, ihr rechtschaffenen Männer, gilt indeß der Vorwurf, sondern denen, die ihn verdienen. — Mit Einem Worte, Herrmann, Ludewig und wie ihr heißet, wollt ihr den verödeten Anger wieder ansäen helfen, oder zeitlebens und immer die frisch umgerissene Langenhäuser Weide verzehnten?

Herrmann. Nun, ach ja, gnädiger Herr! nur nicht das ganze Stück auf Einmal!

Gustav. Das verlang' ich nicht. Rom ward auch nicht in Einem Tage gebaut.

Die Drohung wegen des Zehntens schlug durch. Funfzig Morgen Land wurden noch in dem nämlichen Herbste zur Saat bearbeitet, und so sollt' es von Jahr zu Jahr fortgehn.

Niemand war indeß unruhiger, als Herrmann. Vor Zorn über den kurzen Prozeß, den Gustav mit ihm gemacht hatte, konnt' er die ganze Nacht nicht schlafen. Er warf sich, unter Hin- und Hersinnen, wie ein Unsinniger herum. — „Der schlafende Fuchs fängt keine Henne!" sagt er endlich bey sich selbst,

und erwartet mit Sehnsucht den anbrechenden Morgen, um mit seinem Spießgesellen Ludewig geheime Zwey=sprache zu halten.

---

Herrmann. Das war ein verdammter Streich gestern, Gevater Ludewig! Wir waren wohl Erznarren, daß wir so flugs in das Bockshorn gekrochen sind.

Ludewig. Ei, da hätt' ein Andrer sich sträuben mögen! Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. — Wenn du nur vom schlechten Boden geschwiegen hättest! Nun wird der Anflug wie Unkraut hervor=stechen, und wir bestehn in Schanden. —

Herrmann. Hast du nicht selbst mit einge=stimmt, daß du nun mir allein Schuld gibst?

Ludewig. Nun ja doch! aber wer hätt' auch gemeynt, daß der Junker den Plicktri=Plecktri gleich merken würde?

Herrmann. Drum eben! Nun ist nur die Frage, wie wir uns heraushelfen.

Ludewig. Da ist guter Rath theuer. Friß Vogel, oder stirb! heißt es da. —

Herrmann. Und doch weiß ich Rath, daß die ganze Haide liegen bleiben soll. . .

Ludewig. Nur nichts mit Gewalt! Kurz und gut hat der Junker wieder Dragoner bey der Hand, und unsre Kinder und Kindes=Kinder müssen noch oben ein den Neuriß auf der Langenhäuser Weide verzehnten.

Herrmann. Weder Eins, noch das Andre! — Aber reinen Mund! das sag ich dir, Gevater! — Wer Heimlichkeiten offenbart, verliert den Glauben, sagt die Schrift.

Ludewig. Die Zunge soll mir schwarz werden! — Nur heraus damit!

Herrmann. Der Jäger von Purrbach, mein Vetter, soll uns, so Gott will, nicht stecken lassen. Nur müssen wir's einleiten, daß der Same nirgends anders als bey ihm genommen wird, und das kann niemand besser, als Du. Wenn Ich den Vorschlag mache: so glaubt der Schulze, daß ich Vetterchens spiele. Du aber kannst es ohne Verdacht, und ich spreche dann schon mit meinem Vetter, daß er schlechte Waare gibt, die nicht aufgeht.

Ludewig. Aber dann dürfen wir noch einmal den Anger umarbeiten.

Herrmann. Nicht daran zu denken! Die ganze Gemeine wird rebellisch, wenn der Herr noch Einmal davon anfängt, und Er selbst glaubt dann, daß der Boden nichts tauge. Auf die Weise behalten wir den Rasen fürs Vieh, und bringen die leidige Frohn für die Zukunft vom Halse.

---

Ludewig übernahm es mit Freuden, beym Schulzen den Holzsamen des Purrbacher Jägers aufs Beßte zu loben, und Herrmann machte vorläufig bey letzterem den tückischen Antrag, indem er dem Förster versicherte, daß die Gemeine nichts sehnlicher wünsche, als den zur Saat bestimmten Platz als Weide zu behalten. Weislich verschwieg er indeß, daß mit der Waldsaat von funfzig zu funfzig Morgen fortgefahren werden sollte.

Anfangs gefiel der Markt dem Jäger. Er hatte viel verdorbenen Holzsamen, und war gar nicht abgeneigt, ihn für gut zu verkaufen. Gesetzt auch, dacht' er bey! sich selbst, ich verlöre dadurch auf immer und ewig den Credit in Traubenheim — was liegt daran?. Die Bursche kaufen mir doch ihr Lebtage keine Metze mehr ab, und da sie es selbst für ein Unglück halten, wenn der Anflug gedeiht, so verdien' ich ja noch obenein Dank. —

Des folgenden Tags aber fing er an das Ding besser zu überlegen. Er und Herrmann waren nie sonderliche Freunde gewesen. Der Jäger wollte die Welt todt fluchen, und Herrmann todt beten. Der Jäger rief bey allen Lügen den Teufel, und Herrmann den lieben Gott zum Zeugen. Ob nun gleich einer ein Schalk war, wie der andre: so waren sie's doch auf so verschiedene Weise, daß keiner den andern wohl leiden mochte. Wie kommts doch, dachte der Jäger, daß Herrmann auf Einmal so dienstfertig wird, und mir einen Hasen in die Lappen jagen will? Sollt' es ein Kerl, der seinen eigenen Herrn ums Licht führt, mit mir gut meynen?

In diese Betrachtungen war er eben vertieft, als der Schulze von Traubenheim hereintrat, um vorläufig auf Holzsamen Bestellung zu machen. Wenn wir gute Waare bekommen, sagte dieser: so gibt es noch ferner gute Losung; denn alle Jahre werden nun 50 Morgen angesät, bis wir auf einem Anger von mehr als 300 Morgen herum sind.

Wie? dachte der Jäger: also nicht nur ein= für allemal 50 Morgen, sondern alle Jahre so viel? —

Müßt' ich nicht ein Narr seyn, wenn ich mir gleich anfangs, durch schlechte Waare, die Kundschaft verdürbe?

Herrmann prophezeihte indeß auf allen Bänken herum: gebt Acht! aus dem ganzen Anfluge wird nichts; — der Boden, wie gesagt, ist zu schlecht; — es gehn euch keine hundert Ruthen auf! — Aber welch ein Schrecken für den scheinheiligen Bösewicht, als er eines Abends vor den Anger kam, und mit eigenen Augen sah, daß der Anflug wie eine Hechel hervorstach! Er hätte hineinspringen und die jungen Schößlinge zu Boden treten mögen; denn welcher Prophet kann gleichgültig bleiben, wenn seine Weissagung nicht zutrifft?

So geht es mit dem Ottern-Gezüchte! sagte Herrmann zu Ludewig, als er hörte, daß alles Volk über die Waldsaat frohlockte. Wenn ein ehrlicher Mann etwas zum Beßten des Dorfes thun will: so sind immer zehn für Einen da, die sich freuen, wenn's ihm umschlägt. Aber dem Schelmen zu Purrbach, dem Bluthunde, soll es gedacht werden!

So tobte er wie unsinnig in Ludewigs Gegenwart; mit seinen übrigen Nachbarn aber sprach er nie von dem neuen Anfluge, ohne Gottlob! dazu zu setzen. Selbst gegen den gnädigen Herrn, der ihn gar unsanft darüber angelassen hatte, bezeugte er sein überaus großes Vergnügen, und betheuerte noch Einmal, daß er nun und nimmermehr den Anger für so fruchtbar gehalten hätte. Meinem Vetter in Purrbach, setzte er hinzu, hab' ich's aber auch eingebunden, uns ja vom beßten Samen zu geben. —

Der mißlungene Streich hatte den Heuchler indeß abgeschreckt, noch mehr dergleichen Schwänke gegen die Wald=Ansaat zu versuchen, und auf Rache gegen den Jäger sann er so wenig, daß er vielmehr in beständiger Angst lebte, noch obenein verrathen zu werden. Das Volk, ermuntert durch den wohlgerathenen Anflug der 50 Morgen, that die Arbeit mit mehr Lust als anfangs, und Gustav hatte die Freude, noch mit eigenen Augen den ersten Erfolg eines Unternehmens zu sehn, für das ihn noch Kindes=Kindes=Kinder segnen und preisen.

## Siebenzehntes Kapitel.

**Eine trübe Wolke zieht schon wieder auf über Traubenheim.**

Mit dieser Anstalt noch nicht zufrieden, war nun Gustav auch darauf bedacht, mit dem schon vorhandenen Walde besser wirthschaften zu lassen. Zu dem Ende unterwarf er das ganze Gemeinholz der Aufsicht seines Revier=Jägers, so daß von nun an forstmäßig geschlagen werden mußte. Hatte jemand einen Bau vor: so wurden sehr genau die nöthigen Stämme berechnet; der Abfall gehörte nicht mehr dem Bauherrn, sondern der Gemein=Kasse. Zur Ersparung des Holzes und zur Beförderung der Dauer mußte jeder, der ein Haus oder andres Gebäude errichten wollte, drey Schuhe Mauerwerk aufführen, damit das Geschwelle nicht so tief zu liegen kam. Auf den

Wald selbst wurde so sehr gesehen, daß niemand eigenmächtig nur einen Leiterbaum abhauen durfte. Das Laubrechnen war nicht mehr unbedingt und wo es jedem gefiel, erlaubt. Vielmehr wurde alljährlich ein bestimmter Platz angewiesen, damit die dem Dörfchen am nächsten gelegenen und bequemsten Strecken nicht ganz abgeschält würden. Auf diese Weise kam nur alle sechs Jahre die Reihe wieder an den alten Platz. — Noch weit mehr hätte freylich geschehen können; aber das Wenige erregte schon des Unwillens genug, besonders, weil nun der herrschaftliche Förster über den Wald gesetzt war, was vielen Nachbarn ein grausamer Eingriff in ihre Rechte schien. Doch fehlte es auch dießmal nicht an vernünftigen Leuten, welche Gustavs väterliche Absicht erkannten; und die Liebe dieser bessern Menschen war ihm mehr werth, als das Lob aller unwissenden und schlechten.

Es war im Herbste 1703, als er, in Gesellschaft seiner Caroline und der gewöhnlichen Begleiter aus dem Pfarr- und Amthause, wieder einmal auf den großen Anger fuhr, um den frischen Umriß zu betrachten und der Freuden zu genießen, die ein ehrlicher Mann fühlt, wenn er ein gutes Werk ansieht, von dem er sagen kann: es ist mein Werk.

Bey seiner Zurückkunft nahm er den kleinen Heinrich auf den Schooß. Der Knabe ritt auf seinem Knie und schwatzte nach seiner Weise gar traulich mit ihm. Auf einmal wurde Vater Gustavs Sprache ganz unvernehmlich; er sank auf die eine Seite, und schaukelte den Knaben nicht mehr. — Was ist dir, um Gottes willen! lieber Gustav? fragte Caroline,

und nahm den Jungen vom Schooße. Weiß nicht, lallte Gustav, lehnte sich gegen seine weinende Gemahlinn und versuchte aufzustehn; aber ach! die ganze rechte Seite war gelähmt. — Eine große Bestürzung ging durchs ganze Dorf. Nur ein Paar niederträchtige Gesellen triumphirten, daß Wulfings Stütze gefallen war.

Doch, so ganz war sie noch nicht gefallen. Nach einer Zeit von drey Wochen konnte Gustav wieder außer Bett seyn, und von zwey Menschen geführt, zur Noth über das Zimmer gehn; auch die Sprache kam so ziemlich wieder; aber ach! gelähmter, als seine Körperkraft, war sein Geist.

Unermüdlich war indeß die Sorgfalt unsrer Caroline. Sie wetteiferte mit Ehrlich und Wulfing, ihren Gemahl in seiner traurigen Lage zu erheitern. Diese beyden Freunde in der Noth, und mit ihnen auch Lieberich, kamen täglich in das Schloß, gängelten den alten Herrn im Zimmer herum und unterhielten ihn voll liebreicher Bequemung nach seiner geringen Empfänglichkeit.

Glücklich ist der Herr, der seine Diener zu Freunden hat, wenn gleich diese Freundschaft vielen Tausenden des Suchens und Annehmens nicht werth scheint! Dieß fühlte jetzt Gustav mehr als jemals. Keiner der vornehmen Höflinge würde sich seiner mit so zärtlicher Sorgfalt erbarmt, ihn so gegängelt und gepflegt haben, wie diese bürgerlichen Freunde. Jene würden fast alle den Anblick des Elends vermieden und die lange Weile eines Kranken-Zimmers geflohen haben, um angenehmere Gesellschaften zu suchen;

diesen aber war es so wenig um eigene Zerstreuung zu thun, daß sie nur wünschten, ihrem gütigen Herrn seine Leiden versüßen zu können.

Ein ganzer Winter ging so dahin. Mit Sehnsucht erwartete Caroline den Anbruch des Frühlings. Sie zählte nicht nur auf mehr Zerstreuung für ihre Person, sondern auch auf Wiedergenesung ihres Gemahls. Die ersehnte Frühlings-Zeit kam; aber für unsern Gustav brachte sie keine Hülfe, wenn man nicht das so nennen will, daß er wieder zur Noth mit einer Krücke im Zimmer herumgehen konnte. Für Carolinen kamen hingegen der Zerstreuungen und Gemüths-Erheiterungen so viel, daß man eben nicht mehr Ursache hatte, sie wegen ihrer Einsamkeit, wohl aber wegen ihrer Gesellschaft, zu bedauern.

---

## Achtzehntes Kapitel.

**Das Herz rühme sich seiner Tugend nicht, das nie mit Versuchungen gekämpft hat!**

---

Caroline war bey der allereinfachsten Erziehung aufgewachsen. Ihren Vater hatte sie verloren, ehe sie die Größe des Verlustes noch zu berechnen vermochte; desto tiefer war die Mutter gebeugt; denn seine geringe Hinterlassenschaft würde lange nicht zu ihrem und ihres Kindes nothdürftigstem Unterhalte hingereicht haben, hätte nicht der Fürst, in dessen Kriegs-Diensten er gestanden, einen kleinen Gnaden-Gehalt für sie ausgesetzt, von dem sie in einem vogtländischen Landstädtchen sehr

bürgerlich lebten. Caroline sah daher niemals die große Welt. Ihre Mutter und etliche junge Freundinnen aus dem Städtchen waren ihr einziger Umgang. Noch hatte sie das dreyzehnte Jahr nicht erreicht, als auch ihre fromme Mutter starb. Nothgedrungen übernahm nun ihr alter Oheim zu Sippstein die verwaiste Caroline, und erzog sie noch eingeschränkter, als sie bisher gelebt hatte. Viertel-Jahre lang kam oft kein fremder Hund in das Schloß; denn der alte Herr Oheim war mürrisch, und mochte seinen Gästen lieber auf den Rücken als in das Angesicht sehn. Sein einziger Sohn sogar kam oft Jahre lang nicht zu ihm, weil er des Vaters Wiedersehn mit zu viel bittrer Langeweile bezahlen mußte. Nur der Prediger von Sippstein konnte sich in die Launen des alten Herrn schicken und galt daher viel bey ihm. Caroline wuchs unter diesen Umständen in ländlicher Einfalt empor, ohne die Welt und ihre Verführungen kennen zu lernen.

In eben der ländlichen Einfalt und von lauter guten Menschen umringt, lebte sie darauf in Traubenheim. Jetzt aber nahte die Stunde der Versuchung. Moritz von Schleich, Kammer-Junker in Ansbach, kam mit seiner Schwester im Frühlinge 1704 auf sein Rittergut Langenhausen, um da den Sommer zu verschwenden. Er war beständig von jungen Hofleuten aus Ansbach belagert. In seinem Schlosse herrschte Spiel und Tanz, und auf der Flur umher Jagd und Peinigung des armen Wildes. Nächst dem streifte er auch auf der Freuden-Jagd, bald allein, bald in guter Gesellschaft, im ganzen Umkreise herum.

Kein Ort in der Runde schien ihm aber zu dieser Streiferey bequemer als Traubenheim. Es lag ihm wie dem in der Scheuer campirenden Marder der Hühnerhof. Ein schöner und kurzer Weg, ein alter seelenblinder Hausherr und eine junge feurige Gemahlinn — das waren Umstände, bey denen unserm Junker der Zahn wässerte.

Vor Zeiten hatt' er das Traubenheimer Schloß wie ein Stockhaus geflohen. Therese war in seinen Augen eine Betschwester und Gustav ein Dorfschulze. Nun aber gelüstete dem Spürhunde nach dem sonst verschmähten Reviere.

Den ersten Besuch machte er ganz allein. Ihm gelang es, mit dem ehrlichen Gustav zu weinen, und dieser war schwach genug, Crocodils-Thränen für Zähren des Mitleids zu halten. Neugierig und lüstern blickte dabey der Junker nach dem schönen, rothwangigen Weibe; streichelte, der Mutter willen, den kleinen Sohn, und wiederholte den Besuch bald darauf in Gesellschaft seiner Schwester, die eben so wenig als er im Rufe der Heiligkeit stand. Auch dieses Mal schien er sich um die gnädige Frau nur so viel zu kümmern, als der Wohlstand forderte; desto mehr aber schwatzte er mit ihrem schlagflüssigen Gemahle von Krankheits-Angelegenheiten, vom Langenhäuser Neuriß und vom jungen Anfluge des Waldes. Er schlug eine Spazier-Fahrt nach Langenhausen vor, und Gustav, von seinen Thränen und Liebkosungen bezaubert, kam zum Gegen-Besuch, eh' eine Woche verging.

Mit ausgestreckten Armen flog ihm der Junker entgegen; hob ihn selbst aus dem Wagen, und führte

ihn mit hocheigenen Händen die Schloß-Treppe hinauf. Im Zimmer war, wie gewöhnlich, fremde Gesellschaft. Wie von ungefähr kam Musik; es ging zum Tanze, und Caroline gebehrdete sich, nach einem so langen trübseligen Winter, wie ein Vogel, der dem Käfig entwischt ist. Im Reihen drückte Moritz gar zärtlich ihre Hand, und war überhaupt so gefällig und galant, daß Gustav gegen die Absichten des Junkers Verdacht schöpfte.

Zum Schrecken des kranken Herrn vergingen keine acht Tage, als Moritz mit einem ganzen Zuge seiner wackern Gesellschaft schon wieder in Traubenheim eintraf, um sich zu erkundigen, wie die Spazier-Fahrt angeschlagen habe. Man spielte, man ging in den Garten, man lief alle Zimmer und Winkel des Schlosses durch, und Gustav, mit dem man vormals so traulich gekos't hatte, war beynahe gänzlich vergessen. . . Moritz von Schleich benutzte indeß jeden Augenblick, der gnädigen Frau viel vorzuschwatzen von seinem Mitleide, von ihrer trüben, traurigen Lage, von den lustigen Zerstreuungen am Ansbacher Hofe; vom Elende des Landlebens im Winter und dergleichen. Er empfahl ihr, zur Aufheiterung, fleißige Spazier-Fahrten, und konnte nicht genug versichern, wie angenehm ihre fernern Besuche seiner Schwester seyn würden.

Auf der Seite hatte Caroline noch nie ihr Schicksal betrachtet. Sie sah bisher noch immer auch auf das mit untergemengte Gute; nun aber allein auf ihr Unglück. — Das wollte, das suchte der Junker: denn der erste und sicherste Schritt zur Verführung

ist in vielen Fällen, daß man den Menschen unzufrieden macht mit seinem Zustande und ihm angenehmere Lagen vorspiegelt.

Täglich züngelte nun Caroline nach Zerstreuungen; aber Gustav hatte keine Lust mehr nach Langenhausen. Vergebens drängt und treibt sie an ihm; vergebens stellt sie ihm vor, daß Eine Spazier-Fahrt dahin zu seiner Wieder-Genesung mehr beytragen würde, als zehn Apotheken. Gustav ist zu Allem bereit, nur für Langenhausen hat er kein Ohr. Er ist sogar schwach genug, merken zu lassen, warum ihm Langenhausen nicht ansteht, und seine selige Therese mit Thränen zurück zu wünschen.

Hätte Gustav nur Eifersucht gehegt — je, dann würde Caroline sich vielleicht getröstet und bey sich gedacht haben: sey froh, wunderlicher Mann, daß du ein Weib hast, das schön, jung und artig genug ist, auch Andern zu gefallen! Aber daß er noch seiner Therese das Thränen-Opfer brachte; daß er seiner ältern Geliebten den Vorzug vor der jüngern zugestand — das war unverzeihlich in den Augen seiner Gemahlinn.

Gott, ach Gott! rief sie mit Schluchzen: bin ich nicht ohnedieß elend genug, daß du mich noch elender machst durch eifersüchtige Grillen? Wie gern wollt' ich deiner seligen Therese das Glück vergönnen, deine Kranken-Pflegerinn zu seyn! Aber so geht es, wenn junge Mädchen sich bethören lassen vom Zureden eines alten grämlichen Oheims!

Dieß sagte sie mit einem Tone der Verzweiflung: ging in das Nebenzimmer, warf sich aufs Bett und

weinte, daß eine Thräne in die andere floß; kam dann mit rothen Augen zu ihrem Gemahle zurück, war ungefällig, zählte ihm ihre bisherige Sorgfalt und seine Undankbarkeit an den Fingern her und — bestärkte dadurch seinen Verdacht.

Zum Unstern erschien eben Moritz, der zudringliche Gast, schon wieder und fand die gnädige Frau ganz verstimmt und niedergeschlagen. „Was ist Ihnen, meine schöne gnädige Frau?“ fragte er unter vier Augen mit scheinbarem Mitleid; aber seine Augen blickten dabey unter den Wimpern hervor, wie Räuber aus dem Busche. „Ach lassen Sie mich! lassen Sie mich! Meiner Leiden seh' ich kein Ziel!“ erseufzt sie, und giebt ihm den Grund ihrer neuen Leiden nicht undeutlich zu verstehn.

Das war eine Stimme, die der Niederträchtige längst gern gehört hätte; denn das Weib, das Einmal anfängt gegen einen Wollüstling über häusliche Verfassung zu klagen und ihm Ehestands-Zwiste zu offenbaren, ist schon halb in den Stricken des Verführers.

Ach, vergeben Sie solchen Schwachheiten! sagt der Junker mit einem herzlichen Händedrucke. Freudenhaß und Eifersucht sind gewöhnlich bey Geistes- und Körper-Schwäche. — Freylich aber können Sie sich nicht in alle Mißlaunen Ihres Herrn Gemahls fügen, meine liebste gnädige Frau, wenn Sie nicht eben so tiefsinnig werden wollen, als Ihre verewigte Frau Vorfahrinn. — Man ist sich selbst der Nächste, und muß in solchen Fällen thun, was man vor sich selbst verantworten kann. — Vorwürfe schwacher

alter Personen muß man mit Leichtsinn übersehn. Es sind Krittel-Reden, die ihnen in schwachen Augenblicken entfallen, über die sie selbst nichts denken.

So hatten Wulfing und Ehrlich nie mit ihr gesprochen. — Dafür aber war sie bis dahin gelassen im Leiden und getreu ihrer Pflicht. Nun aber sank sie in tiefes Nachsinnen und war ungewiß, wen sie hören und wem sie folgen sollte.

Der Lasterhafte, der einmal anfängt mit sich selbst uneins zu werden, der sich Vorwürfe macht und widerlegt, dann unentschlossen ist, was er thun oder lassen soll, ist schon auf dem Wege der Besserung; weit gewisser aber ist der Tugendhafte, der für reizende Fehler im Voraus Entschuldigungen sucht, auf dem Wege des Verderbens. — Kommt dazu noch unverdienter Argwohn von Seiten Anderer; so fällt er um so viel leichter in die Fehler, deren man ihn schuldig oder fähig hält, weil er den Verdacht lieber verdienen als unverdient tragen will. Nun fehlt nichts mehr, als ein Verführer, der Fehltritte beschönigt und vorläufig das Gewissen einschläfert — dann gute Nacht Tugend!

Caroline, mit den Ränken der Verführungs-Kunst unbekannt, vermochte unter solchen Umständen nicht zu widerstehn. Zwar kämpfte sie viel mit sich selbst:

„Wie lange wird's auch noch dauern? wie schnell kann Alles vorüber seyn!" sagte sie zu sich selbst. — „Aber es kann auch noch Jahre lang währen!" dachte sie wieder.

„Er meynt es so böse nicht: selbst seine Eifersucht ist Liebe: — aber mit lauter Gutmeynen bringt er mich ins Grab, oder macht mich wenigstens so tiefsinnig, als meine Vorfahrinn war."

„Er kümmert und kränkt sich, und ist ohnedieß elend genug; — aber bin ich nicht eben so elend? kränkt mich sein unverdienter Verdacht weniger, als ihn mein unschuldiges Betragen?"

„Er war doch sonst ein liebevoller Mann; — aber was nützt mir im December-Froste der Sonnenschein des verfloßnen Augusts?"

„Er hat mich von meinem schlimmen Oheim erlöst; — aber bin ich nicht vom Regen in die Traufe gerathen?"

„Er hat mich aus meiner Dürftigkeit gerissen und hinterläßt mir ein gemächliches Auskommen: — aber macht denn Geld und Gut glücklich? und hätt' ich nicht durch die Hand eines jungen zärtlichen Gatten eben das erhalten können? Verdient nicht ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen eine Grafschaft, das sich einem sechsundsechzigjährigen Wittwer in die kalten Arme wirft?"

„Wenn er todt ist, werd' ich mich kümmern und mir Vorwürfe machen; — aber warum? Bin ich nicht unschuldig? . . und Moritz hat recht: es thut dergleichen seelen-schwachen Leuten nicht so weh, als es scheint. Ihre Grillen sitzen nur auf der Zunge, nicht im Herzen."

„Die Welt wird mir's verargen; — aber man muß in dergleichen Fällen thun, was man vor sich selbst verantworten kann, sagt Moritz. Und soll ich der Splitter-Richter wegen ins Kloster gehn?

„Nach Langenhausen soll ich nicht, sonst überall hin; — aber warum nicht an den einzigen Ort, wo mir's gefällt? Soll ich meinen freyen Willen einem Kerker-Meister unterwerfen? und wär' es nicht schwarzer Undank, wenn ich die Freundschaft so edler Menschen, die mich nie mit einem Auge beleidigt haben, die mir mit so viel Liebe zuvorgekommen sind, mit Gewalt von mir stieße?"

So stritt Caroline mit sich selbst. Sie war Klägerinn, Advocat und Richter in der eigenen Sache; behielt also Recht, und sank jeden Tag tiefer ins Verderben.

Merkt es, die ihr euch stark dünket im Guten: der sicherste Wanderer ist dem Falle am nächsten! Merkt es, die ihr euch selbst gefallt mit eurem weichen, fühlenden Herzen. Das beßte Herz ist in doppelter Gefahr, wenn es nicht durch Grundsätze gelenkt wird.

Merkt es, die ihr euch hoch vermeßt über euret Unschuld und aufs gute Gewissen trotzt: die Handlung ist nicht gut, für die man bey sich selbst hundert Entschuldigungen braucht. Schein-Ausflüchte schläfern das böse Gewissen zwar auf kurze Zeit ein; aber sie machen kein gutes. „Die Scheingründe, mit denen man schlechte Thaten bemäntelt," sagte Pfarrer Ehrlich, sind wie einige Hände voll Erde, mit denen man einen nackten Felsen bestreut. Der erste Platzregen führt den Scheingrund weg, und der öde Steingrund ragt wieder hervor. Jeder Mensch weiß Entschuldigungen für seine Fehler; aber nur der hat ein gutes Gewissen, der keiner Entschuldigung bedarf.

Eine Handlung, die wir nicht geradezu wie sie ist, ohne Verdrehung und Beschönigung, jedem Rechtschaffenen im Nothfall erzählen dürfen, an die wir nicht, selbst auf dem Sterbe-Bette mit getrostem Muthe zurückdenken können, ist nicht gut, und beschwert unser Gewissen. Das Gewissen selbst aber ist für uns, ehe wir fehlen, ein Zaum, und wenn wir gefehlt haben, eine Geißel.

---

## Neunzehntes Kapitel.

**Der gute Herr! — Er fault schon lange — Ihm waren alle Bauern gut!**

---

Niemand war bey Gustavs Klagen und Carolinens Leichtsinne verlegener als Wulfing. „Hätt' ich nicht den letzten Rath der seligen Therese wieder auf die Bahn gebracht, so würde Gustav vielleicht nie daran gedacht haben, ihn zu befolgen. — Das Alles hätt' ich vorausehn können und sollen. Ist das nicht die gewöhnliche Folge von ungleichen Ehen? Und was nützt uns ein Erbherr aus der Familie, wenn er nicht wird, was sein Vater war? und muß nicht der Knabe bey der Erziehung, die er nun ohne Zweifel erhält, ein zweyter Herr von Sturm werden?" — So sagte der Vogt bey sich selbst und machte sich Vorwürfe.

Vergebens bemühte er sich, die gnädige Frau durch andre Zerstreuungen für Langenhausen zu entschädigen; und durch Vorstellungen für den alten

Herrn zu gewinnen. Vergebens hielt Ehrlich bey jeder Gelegenheit Lobreden aufs gute Gewissen; auf die Geduld und auf eheliche, beharrliche Liebe. Vergebens ermahnte er, in vertrauten Gesprächen, zur Nachsicht gegen den alten, innigst guten, aber nun schwachen und kranken Mann. Alle Versuche des Pfarrers und Vogts schienen Dünger aufs Unkraut. Nichts vermochte die gnädige Frau für Langenhausen schadlos zu halten. — Je mehr Schwierigkeiten sie fand, desto heftiger ward ihre Neigung. Moritz von Schleich bemerkte sogleich die Steine, die ihm im Wege lagen, und ließ keine Gelegenheit vorbey, den Pfarrer als einen engherzigen Frömmler, den Vogt als einen herrschsüchtigen Grobian, beyde aber als Urheber der Eifersucht des gnädigen Herrn anzuschwärzen.

Das wirkte wie Feuer im Zunder. Caroline hielt nun jede Vorstellung des guten Predigers für Frömmeley und haßte jeden Rathschlag ihres Vogts als Herrschsucht.

Gustav war indeß tief betrübt über seinen Zustand. Sein körperliches Unvermögen hätt' er noch gern getragen; aber schwer lag ihm der Kummer auf dem Herzen: „Caroline ist meiner und meiner Leiden überdrüßig; ich soll sterben und kann nicht!" . . . Gott, ach Gott! rief er oft aus, wenn er mit Wulfing und Ehrlich allein war, was hab' ich gethan! Gleich und gleich muß glücklich gehn, was ungleich ist, kann nicht bestehn! — Ach, fromme Therese, du hast mir nur Einmal zum Unglück gerathen; aber ich bin unaussprechlich elend! Dann drückte er den kleinen Heinrich an seine Brust. „Ach, Schmerzenssohn! wenn du nur

ein guter Mensch wirst! — Lieber Wulfing, liebe Ehrlich, sorgt für den Jungen, wenn ich nicht mehr bin, und seyd seine Freunde, wie ihr die meinigen waret!"

Ehrlichs Anblick erinnerte ihn nebenbey jedes Mal an die Miethwohnung, in welcher dieser noch lebte. Was der gute Alte nicht mehr vollendet zu sehn hoffte, sollte wenigstens bey seinem Leben noch beginnen. Er steuerte aus der Amts-Casse 500 fl. zum Baue, und ließ sogleich Vorrichtung treffen. Dieses letzte seiner guten Werke war von nun an sein Tag-Gedanke und Traum; bald aber starb er auch dieser Lieblings-Beschäftigung seines Geistes ab. Ein wiederholter Schlagfluß beraubte ihn fast aller Besinnung; die Sprache war ihm beynahe ganz entfallen; gegen das Verhalten seiner Caroline schien er nun gleichgültiger, als sie gegen seine Leiden, und Moritz von Schleich hatte freyes Gewerbe.

Das fühlte niemand so sehr als Wulfing, der die ganze Feindschaft des Junkers empfinden mußte. Caroline zog sich ganz von ihrer bisherigen Gesellschaft ab, und hatte keinen Vertrauten, als ein vor Kurzem erst in ihre Dienste gekommenes Kammer-Mädchen und die saubern Herrschaften von Langenhausen mit dem eben so nichtswürdigen Anhange derselben. Mit letzterem spielte sie viel in der Karte; verlor ganze Summen auf Einmal; forderte diese mit empörender Derbheit aus der herrschaftlichen Casse; fuhr mit dem Meyerey-Gespanne nach Langenhausen, wenn die Feldarbeit am dringendsten war; sah ihre vormalige Freundinn Rosina nur über di

Schulter an; selbst ihr Heinrich war ihr nicht mehr so theuer als sonst, und dieser ward, was Kinder in solchen Fällen zu werden pflegen — gleichgültig gegen seine Mutter.

Frau Liebrichinn besorgte zwar die Wirthschaft; pflegte mit zärtlicher Sorgfalt des gnädigen Herrn; nahm sich des kleinen Heinrichs mütterlich an; aber bey alle dem war das Traubenheimer Schloß, in welchem sich sonst bey stiller Ordnung alle häusliche Freuden versammelten, einer neu eroberten Festung gleich. Alles ging durch und gegen einander. Unter dem Gesinde war nichts als Hader und Klatscherey. Die gnädige Frau hing immer denen an, die ihr am schönsten thaten und den Vogt und Pfarrer am beßten verleumdeten. In dieser Kunst war niemand geübter als ihr Kammer-Mädchen. Moritz von Schleich, oder vielmehr seine Schwester, hatte den jungen Hausteufel empfohlen, und dieser war dafür so dankbar, die gnädige Frau Gebieterinn fleißig nach Langenhausen zu begleiten und nach der Langenhäuser Schloßluft zu drehen.

Es war im October 1704, als beyde wieder einmal das Fräulein von Schleich, oder vielmehr ihren Bruder Moritz besuchten. Frau Liebrichinn, ihre Schwieger-Tochter, Maria und der kleine Heinrich waren allein im Zimmer bey dem gnädigen Herrn. Er saß, wie gewöhnlich, in seinem Lehnstuhle. Auf einmal sinkt er vor sich nieder. Marie fängt ihn auf. Frau Liebrichinn ruft alles Gesinde zusammen. Auch Ehrlich, Wulfing und Lieberich sind in den ersten Minuten zur Hand. Gustav hebt schwer aus

der Brust; alle Sinne sind verschwunden: der kalte Todes-Schweiß rinnt über seine blasse Stirne, und ehe man noch mit ihm das Bett erreicht, ist Gustav, der Redliche, in den Armen seiner Freunde, nach einer dreyundsiebenzigjährigen Wallfahrt, verschieden. Ein Eilbote wird nach Langenhausen geschickt. Unzählige Thränen fließen um das Sterbebett des Gerechten. Wulfing und Ehrlich fassen und drücken, unter Schluchzen, seine kalten Hände. Fast in allen Hütten des Dorfes ist Heulen und Wehklagen, wie um das Sterbe-Lager eines Vaters.

Indem kommt Caroline von Spiel und Scherz zurück in das Haus des Elends und Jammers. Wie eine Rasende dringt sie durchs Gewühl der Umstehenden. Die Last ihrer Verirrung liegt schwer auf ihr. Sie stürzt sich über den Leichnam, küßt die kalten Wangen des Erblaßten, und tobt vor Schmerz, wie ein Mensch, der mit Gott hadert. —

Ehrlich, der es wohl wußte, wie wenig ein Trost oder irgend eine Vorstellung an überworfenen Menschen haftet, stand bloß und schaute mit starrem Blick auf sie hin. Die Trostlosigkeit und das zügellose Jammer-Geschrey der gnädigen Frau schien ihn weder zu befremden, noch zu rühren. — Es war als erwacht' er aus Träumen, als ihn Wulfing auf die Seite zog.

(Beyde allein.)

Wulfing. (Dem Prediger um den Hals fallend.) Ach, lieber Ehrlich, der Tod Gustavs gibt uns unsre Caroline wieder! — Sie ist heftig erschüttert und wird umkehren von ihrer Verirrung; aber wir dürfen nun nicht säumen, den Augenblick zu benutzen.

Ehrlich. . . . an dem nichts zu verlieren seyn wird. Caroline gefiel mir nie weniger als jetzt.

Wulfing. Wie? was? warum?

Ehrlich. Platzregen überschwemmen nur, aber sie dringen nicht ein und bessern das Land nicht!

---

So wenig auch Ehrlich, der Menschen-Kenner, von Carolinens Reue erwartete: so ließ er doch die Gelegenheit nicht unbenutzt; aber unrathsam schien es ihm, ihr in der ersten Aufwallung des Kummers mit den Gesetz-Tafeln in den Weg zu treten. Erst am folgenden Morgen ging er zu ihr allein auf das Zimmer. Ihr Schmerz war nach einer durchweinten Nacht nichts weniger als gestillt; aber doch gemäßigt. Ach, Herr Pfarrer, ich bin tiefgebeugt! ruft sie ihm beym Eintritt entgegen. — Nach einer kurzen Unterredung sagt sie: Nichts kränkt mich bey dem Falle so sehr, als daß ich ihm nicht noch die Hand drücken, ihn bey meinen Thränen beschwören konnte, mir seinen Segen zu geben. —

Wir erwarten ein zukünftiges Leben, erwiedert der Pfarrer. Wir werden uns wiedersehn; und das Lebewohl, das wir hier einander nicht sagen konnten, wird sich dort in ein ewiges Willkommen verwandeln. Wohl dem, der getrost und mit lauterm Gewissen seine Erden-Freunde dort wieder umarmen kann!

Ach, das ist Trost, der mich betrübt! schluchzt Caroline.

Warum, meine gnädige Frau? fragt der Prediger, warum liegt für Sie kein Trost im Wiedersehn?

Wenn mich das Schicksal von meiner Rosina trennte: so wüßt' ich keinen kräftigern als den: Liebes, gutes, treues Weib! Nur auf kurze Zeit trennen wir uns; — dort finden wir uns wieder, wo unsre Liebe noch lauterer und ewig seyn wird! Wie du, meine treueste Gefährtinn in dieser Welt wärest, so wirst du auch meine erste Freundinn in jener seyn

Diese Rede, die Ehrlich mit bebender Stimm' und glühendem Angesichte sprach, fiel Carolinen schwer auf das Herz. Sie barg ihr Gesicht in das Sacktuch und weinte fast trostlos. Ach! sprach sie endlich mit gehemmter Stimme, — mir bangt vor dem Wiedersehn, wie vor der Zusammenkunft mit einem beleidigten Freunde.

Eben wollte der Pfarrer die Antwort ergreifen und ihr an das Herz dringen, als zur ungelegensten Stunde Fräulein von Schleich in das Zimmer trat. Mit der geziertesten Wendung schlug sie schon unter der Thüre beyde Hände zusammen, schlang die Finger in einander, und kehrte die Ehlen-Bogen auswärts: Ach, meine gnädige Frau! schrie sie und fiel ihr schluchzend um den Hals. Dann grüßte sie den Pfarrer, über dessen Gegenwart sie nicht weniger betroffen war, als er über ihre Ankunft, mit vornehmem Kopfnicken; zog das einbalsamirte Schnupftuch heraus und schrie unaufhörlich: Ach, was haben wir erlebt! — Gott stärke Sie, meine liebste Caroline! — Ach, was hab' ich für eine Nacht gehabt! — Mein Bruder versichert Sie des herzlichsten Mitleids. — Er ist krank vor Schrecken. — Es ist übermenschlich, daß ich schon wieder außer Bett seyn kann ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Caroline kam über dem Geschnatter gar nicht zum Worte; der Pfarrer aber, welcher wohl einsah, wie wenig er in solcher Gesellschaft ausrichten würde, schlich sich verdrießlich davon. Das ganze Beyleid der Schwätzerinn war indeß Heucheley, und das Vorgeben der Krankheit ihres Bruders eine höfliche Lüge. Der feige Wollüstling, viel zu furchtsam, ein Haus zu betreten, worinn eine Leiche lag, saß frisch und gesund zu Langenhausen. Gustav war ihm bis ins Schlafgemach schrecklich. Jedes Geräusch der Nacht machte ihm Herzklopfen wie eine Todten-Erscheinung; desto tapferer aber war er den Tag über im Kreise seiner lustigen Brüder. Sichtbar funkelte die Freud' aus seinen Augen, daß Gustav zu seinen Vätern versammelt war; denn jetzt erst hoffte er der schönen Witwe sich ungestört freuen zu können.

Seine Schwester war unterdessen so glücklich, die gnädige Frau ganz auf die vorige Bahn des Leichtsinns zurück zu plaudern. Was ließ sich auch Andres erwarten? — Der elendeste Schwätzer, der uns recht gibt, wo wir gefehlt haben, der das erwachende Gewissen durch leidigen Singsang einwiegt, ist uns immer willkommen; selten aber der ehrliche Mann, der uns die Wahrheit sagt, oder wenigstens nicht widerspricht, wenn wir von selbst sie fühlen. — So gilt in den Augen des Volkes der elendeste Marktschreyer, der eingewurzelte Schäden mit Waldsalbe geschwind zuheilt, ob er gleich den Kranken damit mordet, meistentheils mehr, als ein verständiger Arzt, der die Ursache des Uebels erst wegschafft und die Wunde dann langsam, aber ohne Gefahr, vernarben läßt.

Fräulein von Schleich war überdieß eine Zeit lang beständig um die gnädige Frau; schlief in Einem Zimmer mit ihr, und betäubte sie den langen Tag über mit ihrem Geplauder so, daß Caroline sogar am Beerdigungs-Abend ihres Gemahls kaum zu sich selbst kam.

Nach Gustavs eigener Verordnung sollte sein Leichnam des Nachts, ohne Geräusch, an der Seite seiner seligen Therese beygesetzt werden; aber unbeschreiblich war der Auflauf des Volkes im Schloßhofe. Kaum war der Sarg auf dem Trauer-Wagen, als schon einige Bauern des Dorfes mit ihren Pferden herbeykamen. — Ach! riefen sie mit Schluchzen, sollen wir die Ehre nicht haben, unsern guten Vater zu Grabe zu bringen? — Zurück mit den Meyerey-Pferden! rief Wulfing, und die Bauern führten drey Paar Rosse zum Wagen. Mähnen und Geschirr waren mit Flor durchflochten; auf jedem Sattel-Pferde saß ein Junge, mit Flor auf dem Hute; Fackeln flammten voran, und so ging der Zug, unter dem Geläute der Glocken, zu welchem das allgemeine Heulen des Volkes fürchterlich tönte, bis zum Gottes-Acker außer dem Dorfe. Mehr als funfzig junge Leute standen mit Holz-Fackeln um die Gruft. Der Himmel war heiter und gestirnt, aber über der Begräbniß-Stätte hing traurig eine schwarze Dampfwolke, die von dem Feuer aufstieg.

Vor dem Eingange der Erbgruft ward der Sarg auf die Bahre gesetzt und geöffnet. Alles drängte sich herbey, zum letzten Mal den gnädigen Herrn zu sehen. Viele drückten ihm noch die kalten Wangen. „Ach,

solch einen Vater bekommen wir nicht mehr!“ Der Eine sagte dieß, der Andre jenes zu seinem Lobe. Seine Freundlichkeit, Herablassung, Uneigennützigkeit und thätige Menschen-Liebe, sein Eifer, sein Ernst, seine Freygebigkeit fürs gemeine Beßte, kurz, jede seiner rühmlichen Eigenschaften wurde zum Abschiede gepriesen und mit Thränen gesegnet; aber mit keinem Namen der gnädigen Frau gedacht, — zum gewissen Merkmale, wie wenig Trost das ganze Volk sich von ihr versprach.

Niemand war bey dieser Todten-Feyer betrübter als Wulfing, Ehrlich, Lieberich und Ortmann. Sie standen zunächst an der Bahre und sahen mit schwimmenden Augen auf den Sarg hinab, der den Ueberrest ihres edlen, ihres menschenfreundlichen Herrn umschloß.

Indeß kamen die Träger, um die Leiche zu bedecken und in die Gruft zu bringen. Haltet! rief Ehrlich, und wandte sich in tiefster Rührung gegen das Volk.

† † †

„So stehn arme Waisen,“ — sprach er mit bebender Stimme — „so stehn arme Waisen um das Sterbebett eines fleißigen, treuen und liebreichen Vaters, wie ihr, liebe Traubenheimer, nun da steht um den Sarg eures menschenfreundlichen Herrn. Eure Thränen sind die beßte Lobrede auf ihn! — Ach, es ist ein seliger Anblick, um den Sarg eines Herrn dessen Unterthanen Thränen des Danks weinen zu sehn! Es wird einem dabey so wohl und so weh um das Herz; aber Heil dem Menschen-Freunde, der solche Thränen verdient! .... und diese verdienst Du, Vater Gustav, vor Allen, der Du nun ruhst von

Deiner Arbeit und die Früchte der Werke genießest, die dir nachfolgen."

(Indem er ihm die kalte Hand drückt.)

„Nimm diesen letzten Druck der Hand von mir, Du Menschen-Freund! Zwar fühlest Du nicht mehr diesen heißen Händedruck; aber er sey doch ein Sinnbild unsres Dankes, unsrer Liebe! und die Thränen, die wir dir nachweinen, seyen Perlen in Deiner Sieger-Krone!" — —

(Lautes Weinen.)

„Wo ist ein Vater seiner Kinder, der ein Thränen-Opfer mehr verdienet als Er, an dessen Sarge wir weinen? . . . Wo ist der Bedrückte, den Er nicht gehört und geschützt, der unschuldig Nothleidende, dem Er nicht aufgeholfen, und der Rechtschaffene, den Er nicht ermuntert hat?"

(Allgemeine Stille.)

„Wer gab euch, was eure Väter sechzig lange Jahre vergeblich wünschten, eine eigene Kirche? — Wer entzog sich selbst so manche Herrlichkeit des Lebens, um Euch beystehn und Eure Lage erleichtern zu können? — Wer unterstützte, zum Besten eurer Jugend, die Freyschule, deren selige Stifterinn unter jenem Rosen-Gesträuche schlummert? — Wer legte noch kurz vor seinem Ende, durch eine freygebige Schenkung, den Grundstein zu einer eigenen Pfarr-Wohnung? ach! ein bittersüßes Andenken für mein dankbares Herz! — Wer veredelte die Flur unsers Dorfes durch Feld und Wald, ohne dabey auf eigenen Vortheil zu sehn? — Wer gab euern Häusern geschicktere Wirthschafterinnen und eurem

Leibe gesundere Pflege? — Wer machte euch frey von Betrügern und drückenden Schulden? — Wer schaffte dem Dorfe Credit über alle Dörfer im Umkreise? — Wer legte den Grund zur Wieder-Aufnahme der Gemein-Casse? — Wem verdanken wir hauptsächlich den glücklichen Zustand unsrer Dorfs-Policey? — Wer half vor Allem eure Sitten geschlachter und eure Herzen lenkbarer machen?"

(Das ganze Volk mit Schluchzen.)

Gustav! Vater Gustav! Gott vergelt' es ihm ewig!

„Dank dir, o Gott! du hast ihn uns gegeben, du nahmst ihn auch wieder! Du wirst uns nicht Wäisen lassen! Dein Name sey gelobet!"

„Ihr aber, liebe Traubenheimer, ihr Zeugen der Wahrheit am Sarge dieses Edlen, suchet, wie er, ehrliche Namen hinter euch zu lassen, und so zu leben, daß, wenn ihr auch einmal da liegt mit kalten gefalteten Händen, euch fromme Christen beweinen und segnen. Laßt keine der guten Anstalten, die Vater Gustav angefangen oder schon ausgeführt hat, wieder zurückgehn! Machet vielmehr das schon Ausgeführte noch vollkommener und vollendet das Angefangene! Bey diesen kalten Händen, die sich euch so wohlthätig öffneten; bey diesem stockenden Herzen, das für euch so väterlich schlug; bey diesen erloschenen Augen, die für euch so sorgfältig wachten; bey diesem geschlossenen Munde, der euch so oft und so liebreich ermahnte, beschwör' ich euch!" —

„Mein und euer Freund Wulfing, dieser treue Mithelfer und Vertraute des seligen gnädigen

Herrn, wird seine Sorgfalt verdoppeln, um euch den Verlust, so viel möglich, zu ersetzen. Erkennet aber und belohnet auch seinen Diensteifer, seine Menschen-Liebe, durch verdoppelte Folgsamkeit!"

(Das Volk)

Das wollen wir! Das schwören wir!

„Amen! — Du hast es gehört, dieses feyerliche Gelübde, guter Gott! Erhöre nun auch unsre kindliche Bitte, um die Wohlfahrt unsrer verwitweten Mutter Caroline! Ihr Herz müsse sich stets zu uns neigen mit Mutterhuld, und das Glück Ihrer Unterthanen Ihr Wunsch und Ihr Glück seyn! Ihr Sohn, unser theurer Erbherr, Heinrich, wachse empor, wie ein Baum an Wasser-Bächen, daß wir unter seinem Schatten einst Ruhe finden und sicher wohnen! Der Geist seines Vaters ruhe siebenfältig auf ihm; der Segen seiner Unterthanen müsse auch ihm nachfolgen in die Ewigkeit!" —

„Und nun, verklärter Vater Gustav! noch Einmal unsern Segen, unsern Dank und unsre Thränen; — Du aber, Hülle des Menschenfreunds,

Schlaf wohl, bis alle Welt erwacht,
Schlaf wohl — zu tausend guter Nacht!"

# Zwanzigstes Kapitel.

**Der Tod eines ehrlichen Mannes macht einem Heuchler Platz. Heinrich erhält einen Vormund. Caroline verläßt Traubenheim.**

Kurz vor Gustavs beweintem Ende hatte Schulz Ortmanns jüngste Tochter mit einem Bauers-Manne in Purrbach Verlöbniß gehalten. Nun nahte der Hochzeittag. Der Brautwagen stand vor der Thür und Alles war geschäftig ihn mit Hausgeräth zu bepacken; niemand aber geschäftiger als der vergnügte Vater. Der Jugend des Dorfes, welche sich vor dem Hause versammelt hatte, der Braut Lore das Lebewohl zu sagen, trug er selbst Wein und Brod in den Hof und machte den Schenkwirth. Kinder, sagt er, trinkt und seyd vergnügt; aber unterlaßt mir das Schießen! — Ach ja, rufen die Jungen; das thun wir ohnedieß nicht im Dorfe. — Das weiß ich, erwiedert Ortmann; aber unterlaßt es auch außerhalb. Man kann nicht vorsichtig genug seyn. So ein Spaß könnt' einem das Leben kosten. Die Pferde sind das Schießen nicht gewohnt, und ihr selbst könntet ein Unglück haben. —

Der Wagen war indeß völlig bepackt. Die Pferde flatterten von rothen Bändern; der Brautrocken stand mit Flittern geschmückt auf dem Gepäcke und eine geputzte Freundinn der Braut war eben im Begriffe hinaufzusteigen, um sich, nach Landesbrauch, vor das Spinnrad zu setzen. Bleib mir doch Bäschen! sprach Ortmann. Der Wagen ist hoch und das Hausgeräth nicht fest gepackt. — Du bist doch auch gar zu sorgsam,

Alter! fiel ihm die Hausmutter ins Wort, laß doch den jungen Leuten den Spaß!

Alles gern, erwiederte Ortmann; nur das nicht! Den fröhlichen Tag möcht' ich mir nicht durch ein Unglück verderben lassen. . . Aber seht doch, ihr Leute, was das gepackt heißt! warum habt ihr nicht Strohbausche zwischen die Ketten geschoben?

Je, das Stroh war alle! — sagen die Verwandten.

Ei, dessen gibts ja Gottlob! noch auf dem Gebälke, versetzt Ortmann, und geht geschwind in die Scheune.

Wo bleibt er doch so lange? fragen endlich die Leute vor dem reisefertigen Wagen. Sein Schwiegersohn, Fritz Rüdiger, der mit seiner ältesten Tochter Liese, welche einst Lust hatte, Frau Cantorinn zu werden, seit sechs Jahren verehlichet war, läuft in die Scheune — und — welch ein Anblick! — ausgestreckt lag der gute Mann auf der Dreschtenne; das Blut quoll ihm aus Mund und Ohren, und am ganzen Leibe war weder Regen noch Rühren.

Herr Jesu! rief Fritz und sank halb ohnmächtig zu Boden. Auf seinen Schreckensruf eilt Alles zur Hülfe, und das freudige Getümmel verwandelt sich in lautes Jammer-Geschrey. Das Stangenwerk auf dem Scheunen-Gebälke war auseinander gewichen, und Ortmann mit einigen Gebunden Stroh durchgestürzt.

Schmerzlich empfand jetzt die ganze Gemeine den Mangel eines eigenen Wundarztes; denn Niemand wußte den kleinsten Rath. Nur der wackre Pfarrer war mit den gewöhnlichsten Hülfsmitteln bekannt. Er öffnete selbst mit dem Feder-Messer eine Ader, ließ

Ueberschläge über den Kopf machen und dergl., aber leider! ohne allen Erfolg. —

Lebt er wieder, oder ist er todt? Was macht er? rief ihm das noch im Hofe versammelte Volk, (welches er während der Wiederbelebungs-Versuche aus der Stube geschafft hatte) mit banger Ahnung entgegen, als er aus dem Hause des Jammers kam.

Er ist leider todt, der ehrliche Mann! erwiederte der Pfarrer, und helle Thränen rollten ihm die Wangen herab.

Ach, Gott! das Unglück hat ihm geahnet, hieß es nun; aber er dachte nicht, daß es ihn selbst bedeute, darum war er nur für Andre besorgt.

Und mir ahnet's, sagte der Pfarrer, daß dergleichen Unglück in unserm Dorfe noch öfter vorkommen wird, wenn ihr die Stangen auf den Scheunen-Gebälken nicht fest macht.

Ja wahrlich! rief Wilhelm. Nun sind schon drey Menschen so verunglückt, seit Ich mir nur denke, und Niemand ist durch Schaden klug geworden; aber noch diese Woche müssen mir alle Stangen in meiner Scheune mit Leistnägeln befestigt werden.

Des folgenden Tages versammelte Wulfing die ganze Gemeine vor der Dorfslinde; beklagte den traurigen Vorfall, und machte dann öffentliche Vorstellung, wegen allgemeiner Befestigung des Stangenwerks in den Scheunen.

„Das segne Gott dem wohledelvesten Herrn Vogt!" rief Herrmann mitten aus der Versammlung hervor. „Haut um Haut, und Alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Ich bin in Gottes Namen der Erste,

der die Stangen auf dem Gebälke fest nageln läßt; aber dem Herrn Vogt können wir's nicht genug verdanken, daß er so für uns sorgt!"

Ei, hört doch! sagten die Bauern einander ins Ohr, wie aus unserm Herrmann der neue Schulze spricht!

Wulfing hatte die nämliche Anmerkung bey sich selbst gemacht; war aber doch froh, daß der Heuchler einmal, aus Neben-Absichten, ein gutes Werk unterstützte. Seyd ihr das Alle entschlossen? fragte Wulfing. Ja wohl! ja wohl! antworteten die Bauern, und erfüllten auch wirklich ungesäumt ihr Versprechen, so daß kein Unfall dieser Art sich seitdem unter ihnen ereignet hat.

---

Der erzählte traurige Vorfall brachte indeß den braven Prediger noch auf einen andern guten Gedanken. Auf sein Anrathen kaufte Schullehrer Lieberich eine Lanzette, und lernte nicht nur eine Ader geschickt öffnen, sondern auch die Mittel und Kunstgriffe, welche man bey Verunglückten anwenden muß, um sie, wo möglich, wieder ins Leben zu bringen. Sollte nicht an jedem Orte, wo kein Wundarzt wohnt, ein verständiger Mann Lieberichs Beyspiel befolgen? — Und welcher Menschenfreund wünschte nicht, gleiche Vorsicht gegen Unglück in allen Scheunen angewendet zu sehn? Wo ist ein Dorf, das nicht durch ähnliche Unfälle zu mehr Vorsichts-Maßregeln erweckt worden wäre? und welches wäre so verstand- und gefühllos, daß nicht guter Rath Eingang finden sollte, wenn man überall, wie zu Traubenheim, den günstigen Augenblick

benutzte, oder, sprüchwörtlich zu reden, das Eisen schmiedete, so lang es noch glüht? — Da rathschlagt man aber gewöhnlich so lange über das was und wie, bis das Eisen erkaltet ist, und tritt dann vergeblich den Blasebalg, um es in neue Glut zu setzen.

„Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen!“

---

Ein Paar Tage nach Ortmanns Begräbnisse stand Wulfing am Fenster, sah das lange schöne Wiesenthal hinab, in welches eine Hauptaussicht des Meyerhofes geht, und ergötzte sich an dem gerade durch den Grund herabfließenden Bache, welcher schon damals mit jungen Weiden-Stämmen besetzt war. Vor ältern Zeiten krümmte sich das Wasser in hundert Wendungen das Thal herab; daher es auch heute noch den Namen Krummbach führt. Durch die vielen Krümmungen zur Rechten und Linken nahm es ungeheuer viel Land ein, und riß, bey jeder kleinen Ueberschwemmung, sein Bett immer breiter, weil es an allen Ecken Widerstand fand. — Glücklicherweise floß es unter andern auch durch eine große herrschaftliche Wiese. Wulfing ließ also das Bett bey jeder Krümmung gerade durchstechen, mit beygeführtem Kieß und mit der ausgehobenen Erde den Grund des alten Bettes ausfüllen, und dann den Boden mit Grassaamen bestreueu. Dadurch gewann er in der einzigen Wiese über ein Viertel nutzbares Land. Die Anstößer bemerkten den Vortheil, machten es nach und besteckten auch, nach Wulfings Beyspiele, den Bach an beyden Seiten mit jungen Weiden-Stämmchen.

Nur Herrmann ließ es beym Alten. Seine Wiese war die einzige, wo der Bach noch Zickzack lief und mit keinen Kopfweiden besetzt war. — Nun aber stand der Gernschulze mit vier Tagelöhnern und stach drauf und drein. — Aber der Mohr ändert leichter seine Haut und der Parder seine Flecken, als ein Heuchler seine Gemüthsart! — Wulfing war daher durch den Dienst allein vor Augen gar nicht zu blenden: denn er sah schon den Geist des Widerspruches siebenfach zurückkehren, so bald Herrmann seine Absicht auf das Schulzen-Aemtchen erreicht haben würde.

Bald darauf kam der Heuchler selbst, sagte dem Vogte tausend Schmeicheleyen und rückte so nach und nach, während er der Amtleute und Rathsherren Regel bis auf 2 B. Chronik am 19ten anführte, mit seinem Anliegen heraus. Ohne Rathsherr zu seyn, konnte man aber Wulfings kurzem Bescheide wohl abmerken, daß, mit seinem guten Willen, nichts aus der Sache werden würde.

Verdrießlich über den mißlungenen Versuch, beschloß also Herrmann den Zaun anders zu fassen. Mit einem Postzuge geränderter Füchse trollt er nach Langenhausen. Unter vielen Scharrfüßen und Hochedelgestrengen Gnaden tritt er ins Zimmer des gnädigen Fräuleins, steckt die rechte Hand in die wohlgespickte Tasche und hebt seinen Spruch an. Das dienstfertige Fräulein bemerkte bald, daß der Gernschulze einen wichtigern Beweggrund aus dem Beutel als aus dem Munde hervorbringen werde; gab alle mögliche Versprechungen, und Herrmann fand nun für gut, sich ihrer hohen Gunst mit einem Haftgelde zu versichern.

Seine Kremnitzer Ducaten wurden auf Einmal zu lauter Schatzgelde; dergleichen sammeln die gnädigen Herrschaften gern, sagt er mit einer Miene voll anscheinlicher Einfalt, und erbittet sich's zur Gnade, diese Stückchen bey den übrigen raren Schaumünzen des gnädigen Fräuleins niederlegen zu dürfen. Bruder Moritz von Schleich unterstützt seine Schwester bey der Frau Ober-Hofmarschallinn von Traubenheim, und nach etlichen Tagen erhält Herrmann, ohne Vorwissen des Vogts, folgende Ernennung:

„Nachdem der dießherrschaftliche Unterthan, Bauer und Gerichts-Beysitzer, Herrmann Janhagel, sich zeithero durch Wohlverhalten überhaupt, besonders durch seinen Eifer fürs gemeine Beßte, das Wohlgefallen der gnädigen Herrschaft erworben: als wird anmit dem dießseitigen Vogtamte aufgegeben, besagten Herrmann Janhagel in die, durch das Ableben des zeitherigen Dorfschulzen Ortmann erledigte Stelle einzuweisen, in Pflicht zu nehmen, und demnächst der Gemeine geziemend vorzustellen.

Signatum Traubenheim, den 28. Novembris 1704.

(L. S.) Caroline, verw. Freyfrau von Traubenheim, geb. Freyinn von Bollingen, mppr.“

Mit diesem Schreiben in der Hand läuft Herrmann spornstreichs zu Wulfing. Erst redet er noch einmal außen herum, und fragt dann geradezu wegen des Schulzenamtes. — „Auf eine gerade Frage gehört auch ein gerader Bescheid,“ erwiederte Wulfing, und erkläre ihm unverholen, aber sehr glimpflich, was

seines Herzens Meynung war. — Nun, so les' Er denn, sprach Herrmann, mit höhnischem Lächeln, mein Schulzen-Portent; drin wird Er auch einen geraden Bescheid finden, der Ihm aber so wenig schmecken wird, als mir der Seinige.

Rasch, wie ein erwachender Löwe, fuhr Wulfing empor und faßte die Thüre. „Marsch, Grobian, aus meinem Zimmer, sammt deinem Schulzen-Portent! Meine Herrschaft kann mir zwar einen Schulzen vorschreiben; aber keinem Amts-Unterthanen erlauben, mich höhnisch zu behandeln!"

Dieß sagte Wulfing mit einer Stimme, die dem wohlbestallten Herrn Schultheiß durch alle Glieder fuhr. Ohne sich dagegen zu mucksen lief er die Treppe hinab und geraden Weges zur gnädigen Frau. Junker Moritz von Schleich war eben zugegen. Wie versteinert über des Vogts Dreistigkeit, stand er bey Herrmanns Klagen und rieth dann, den Vogt auf der Stelle rufen zu lassen.

Mit der Unerschrockenheit eines Mannes, der seinen Werth und sein Recht fühlt, trat Wulfing herein. Bey seinem Anblicke starben der gnädigen Frau alle Bitterkeiten auf den Lippen. Statt ihn auszuschandiren, wie sie's vorhatte, fragt sie ganz gelassen, doch mit sichtbaren Merkmalen ihres innern Zornes, nach dem Vorfalle. Wulfing erzählt ihn, und wiederholt wörtlich, was er dem sauberen Herrmann zum Abschiede gesagt hatte. „Jeden billigen Befehl von Ewr. Gnaden, setzt er hinzu, werd' ich respectiren; aber schlechterdings dem Ansehen meines Amtes nichts vergeben. So bald Herrmann mir Abbitte gethan haben wird, und

mit Bescheidenheit seine Beglaubigung überreicht, werd' ich ihn für das anerkennen, was meine gnädige Herrschaft aus ihm gemacht hat; aber lieber werd' ich, mit dem Karst in der Faust, den ersten beßten Weinberg für Tagelohn brachen, als, mit der Feder in der Hand, ein Spott meiner Bauern werden!"

Herrmann stand dabey wie Butter an der Sonne. Die gnädige Frau war nicht weniger betroffen, und gab daher dem frischernannten Schulzen Befehl, dem Herrn Vogt vor ihren Augen Abbitte zu thun. — Mit der unverschämtesten Unverschämtheit kroch der Heuchler heran, reichte dem Vogte die Hand und sagte: Hab' ich was nicht recht gethan, ist mir's leid von Herzen! Dann übergab er sogleich sein sogenanntes Portent, das Wulfing mit den Worten annahm: Seyd nun auch (wozu Euch keine Herrschaft machen kann, was Ihr aus eigener Kraft werden müßt —) ein Mann, dem man so nachweint, wie euerm seligen Vorfahr!

Bey dem allen saß Moritz von Schleich mit niedergesenktem Kopf' und voll verbißnen Zornes, daß der Handel so gelind ablief. Wulfings unerschrockene Freymüthigkeit war in seinen Augen unerträglicher Uebermuth, von dem sein Langenhäuser Vogt, ein schwacher Kopf und träger Bauch, freylich nichts wußte. Doch ließ es der Junker dabey bewenden, daß er, nach Wulfings Abschiede, bloß über die englische Güte der gnädigen Frau gegen einen so derben und dreiststolzen Mann, in laute Verwunderung ausbrach.

Der Wildfang wird schon noch zahm werden! dacht' er indeß bey sich selbst; denn eben war es im

Werke, daß ihm die Vormundschaft über den kleinen Heinrich vom Ritterort übertragen werden sollte. Bald darauf erhielt er sie auch, weil er, von der gnädigen Frau selbst, als der schicklichste Mann, dazu empfohlen war. Er hatte nun nicht nur seine geliebte Caroline, sondern auch den ihm verhaßten Vogt in seinen Händen. Um nichts zu versäumen, blieb er den ganzen Winter in Langenhausen. Der Weg von da nach Traubenheim war wie eine Poststraße. Seine Schwester lag oft wochenlang bey der gnädigen Frau; Alles aber zielte dahin ab, sie zu überreden, im kommenden Jahre mit nach Ansbach zu ziehen.

Der Frühling war auch wirklich kaum angebrochen, als Caroline schon anfing, sich reisefertig zu machen. Ein Haus ward in Ansbach gemiethet; Wagen mit Geräthschaften gingen schon im März 1705 dahin ab, und zwey Monate später stand die Kutsche zur Abreise bereit.

Leichtsinnig und gutes Muths, wie weiland unsre leichtgläubigen Nachbarn nach Pohlen wanderten, in der Hoffnung, da lauter goldene Berge zu finden, nahm unsre Caroline von Traubenheim Abschied. Nur ihr Heinrich, damals ein Knabe von sechs Jahren, war untröstlich. Er schlang sich um den Hals der alten Frau Lieberich, die gleichfalls in Thränen zerfloß, und schrie ohn Unterlaß: Ach Mutter! Mutter! behalt mich bey dir; Ich mag nicht nach Ansbach. O Mama! Mama! laß mich hier bey der Mutter! — Alles umstehende Volk weinte mit ihm. — Wulfing hob ihn auf seinen Arm und nahm unter herzlichen Küssen Abschied.

O lieber Vogt, du hast meinen Vater so lieb gehabt; sage doch der Mama, daß ich bleiben darf — schrie der Knabe, klammerte sich fest an Wulfing und widerstrebte mit Gewalt, als ihn dieser gegen die Kutsche trug. Laß mich nur erst küssen! rief er; ging dann zum Pfarrer Ehrlich, zur Pfarrerinn, zum Schullehrer Lieberich, noch einmal zu seiner alten Pflege=Mutter, und dann zu den Bauers=Leuten, die ihm zunächst standen. Von den Thränen aller guten Menschen benetzt taumelt er endlich, wie ein Lamm, zu seiner Mutter hin, welche, Trotz ihres bisherigen Leichtsinnes, durch diesen Abschied so gerührt war, daß sie tief aus der Brust hob und ihre Verwirrung nicht bergen konnte.

Voll Bestürzung bemerkt Junker Moritz an ihrer Seite sitzend, diese Verändrung. Schnell hebt er, mit verstellter Freundlichkeit, den kleinen Heinrich in den Wagen. Marsch! ruft er dann gegen den Kutscher, und eilt mit seiner Beute fröhlich, wie ein Wolf mit dem blutenden Schafe, durch die Reihen des weinenden Volkes.

Frau Lieberich kehrte nunmehr zu ihrem Sohne zurück. Sie war ein freundlicher Engel für sein Haus und starb nach etlichen Jahren, von ihrer Schwieger=Tochter und deren Kindern so herzlich beweint, wie von ihrem leiblichen Sohne.

# Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der gnädigen Frau Wohlvernehmen mit Herrn Kammer-Junker von Schleich, und Wulfings Uebelvernehmen mit Herrn Schultheiß Janhagel.

Caroline war indeß munter und wohlgemuth in Gesellschaft ihres Verführers, der es ihrem Herzen so wenig als ihrem Beutel an Zerstreuungen fehlen ließ.

Heinrich aber stand unter der Aufsicht einer alten französischen Plauder-Tasche, welche schon mehr als zwanzig Kinder in adelichen Häusern v—erzogen hatte.

Ein geheimer Brief des ehrlichen Vogts erweckte jedoch das Herz des Geheimen Raths von Sippstein, in Gotha, daß er sich des armen Heinrichs, seines Pathen, annahm, und ihn als Edelknaben an den herzoglichen Hof brachte, wo er Unterricht und beßre Erziehung erhielt. Dafür aber wußte ihm die gnädige Frau so wenig Dank, als ihr Herr Cammer-Junker. Beyde nahmen es vielmehr gewaltig übel, daß man sich von Gotha aus in die Erziehung des Kleinen mengte. Die Furcht vor näherer Untersuchung ihrer Haushaltung hielt sie jedoch von ernstlichen Einwendungen ab, und Caroline vergaß bald der Trennung von ihrem Liebling' über den Zerstreuungen, in denen sie sich umhertrieb.

Bey allem, was das Gerücht Zweydeutiges von ihr sprach, wußte sie sich eine Zeitlang nothdürftig in Ansehen zu erhalten, indem sie ihre Schande durch

prunkenden Aufwand zu decken suchte. Nun aber war Gustavs hinterlaßne Baarschaft versplittert. Die jährlichen Gefälle wollten nicht mehr zureichen, und Wulfing erhielt den Auftrag, sich an Herrn von Sturm zu wenden, um, mit dessen Einwilligung, auf das Dorf Gelder aufnehmen zu dürfen. Wulfing aber stellte dagegen vor: daß Herr von Sturm sich dazu schlechterdings nicht verstehn würde, weil er ohnedieß die zweyte Heyrath des seligen Herrn noch nicht verschmerzt habe; und daß es Pflicht sey, für die Aufrechthaltung des Rittergutes, so wie für den jungen Erbherrn, besser zu sorgen, u. s. w.

Herr von Schleich nahm die Antwort des Vogts sehr übel; schrieb selbst an den Herrn von Sturm, als den nächsten Seiten-Verwandten, nnd erhielt darauf, wie sich voraussehen ließ, ein stürmisches Nein!

---

Wulfing fuhr indeß fort, trotz aller Verdrießlichkeiten, die man ihm von oben herab zu machen suchte, ganz unermüdet für das Beßte des Dorfes zu sorgen, und unter Anderm auch den Bau des neuen Pfarrhauses zu vollenden. Herrmann Janhagel ermangelte nicht minder, Kraft seines tragenden Schultheißen-Amtes, ihm jeden Schritt zu erschweren; Wulfing dagegen legte es darauf an, dem neuen Schulzen nichts als den Titel zu lassen; übrigens aber ihn zum fünften Rade am Wagen zu machen. So oft demnach ein Fall vorkam, der sonst durch die Hand des Schulzen ging, übernahm er das Geschäft selbst; ließ das Gericht, nebst Herrmann, in der Amtsstub-

versammeln, trug das Nöthige vor, und Herr Fanhagel war überstimmt, eh' er zum Worte kam.

„Ach Herr, wie ist meiner Feinde so viel!“ schrie er einmal im Unmuthe seines Herzens, als er nach einem Vorfalle dieser Art nach Hause kam; „aber es müssen noch alle meine Feinde zu Schanden werden und sehr erschrecken, sich zurückekehren und zu Schanden werden plötzlich! — Ja, ja, die Schrift hat wohl recht: der Gerechte muß viel leiden.“ —

Aber, um Gottes willen! sprach sein Weib, bedenke doch, daß auch im Psalm steht: der Gottlose hat viel Plage, und werde doch in Gottes Namen einmal anders!

Schick dich in die Welt hinein;
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß sich schickt die Welt hinein.

Du Hiobsweib! du Delila! schrie er dagegen: Dir wird's noch gehn wie der Jesebel; das hast du ganz allein an mir verschuldet. — Kinder, Kinder, ihr habt eine Raben-Mutter, die euern Vater ins Grab bringt! — Gott soll sich erbarmen, wenn man mit einem Hausübel gestraft ist, das gegen den eigenen Mann Parthey macht! Niklas, Wilhelm und das andre Ostern-Gezücht sind dir immer lieber als dein leiblicher Ehemann; aber Geduld! du sollst mir das: und er soll dein Herr seyn!“ noch lernen, du alte Schlange! Schick du dich nur in deinen Mann, und laß ihn dafür sorgen, wie er sich in die Welt schickt.

Des Morgens darauf sattelt er hastig seinen Falben und trabt geraden Weges nach Ansbach. Mit

seinem Anbringen gegen den Vogt ist er dem Vormund willkommen, wie dem Jäger der Spürhund; nur Schade! daß Janhagel nichts Erheblicheres ausgespürt hatte! denn alle seine Klagen drehten sich bloß um seine eigene kleine Person. Indeß bekam er doch gemeßnen Befehl an das Amt mit: „bey vorbehaltener Strafe, sich nicht mehr zu unterfangen, den Schultheiß an seinen Vorrechten zu kränken.“ — Wulfing erwiederte darauf, daß das noch nie geschehen sey, und daß er sich jeden Schritt zu verantworten getraue, so bald man ihm die Klagen des Schulzen namentlich vorlegen würde.

Herrmann war also nicht besser daran als vorhin. Voll Verdruß setzt er sich und schreibt:

Actum Traubenheim ut suppra“

Hochedelgestrenger; Hochedelvester und knätiger Herr Vormunt, und kammerjunkher bey der knätigen Frau . . . .

weiter aber kann er's nicht bringen, so viel Federn er auch zerkaut, und was er auch nachsinnt und buchstabirt.

Der Schulmeister von Langenhausen ist ein principalischer Schreiber und haßt den Vogt wie der Teufel die frommen Seelen, — denkt er endlich bey sich selbst: zu dem will ich gehn; er schreibt schon Alles, wie's hängt und liegt und wie ich's ihm sage. Flugs wirft er sein actum ut supra zu seinen Briefschaften, die er nur seine Briefilegia nannte, geht nach Langenhausen und klagt dem Herrn Schlaghart seine Noth.

Gern hätte dieser Herrn Janhagel den Schöppenstätter Wahltag noch einmal unter die Nase gerieben;

weil er aber selbst dieses Tages nicht ohne Scham gedenken konnte: so sagte er bloß: Es ist mir lieb, daß man den Schulmeister von Langenhausen doch auch einmal wieder brauchen kann! . .

Laß Er das gut seyn, fiel ihm Herrmann ins Wort. Er wird das Geld auch brauchen können, und am Vogt hat Er ohnedieß eine alte Schuld abzurechnen.

Schlaghart nahm eine Prise Tabak und ließ sich noch einmal Alles haarklein erzählen. — Alles nichts! alles nichts! — hob er endlich an. Ihr habt den Gaul beym Schwanze gezäumt!

Je nun, wenn Er das Maul besser finden kann, so bin ichs zufrieden, versetzte Herrmann; leg' Er ihm nur einen tüchtigen Kappzaum an. Mit der Trense läßt sich der Vogt nicht reiten.

Schlaghart lächelte selbstgefällig und fuhr fort: der Hauptfehler liegt darinn, daß Ihr den Vogt nicht auf der rechten Seite gepackt habt. Wulfing hängt in seiner Amts-Rechnung. — Bey Lebzeiten des alten Herrn ging's immer bunt durch einander, und Gelegenheit macht Diebe. — Summa Summarum, Wulfing kann seine Rechnung nicht erweisen; dafür bin ich Mann!

Hier ist ein dicker Thaler, sprach Herrmann. Schreib' Er mir das an den Herrn Vormund und mach' Er's recht tüchtig und deutsch. Es soll Sein Schade nicht seyn, wenn's gut ausgeht. —

Dafür laßt mich sorgen; erwiederte Schlaghart, und trägt sogleich auf genaue Revision der Amts-Rechnungen an; der Händel mit dem Schulzen aber erwähnt er nur im Vorbeygehn. Herrmann meynt

freylich, daß deren, als der Hauptsache, weitläufiger gedacht seyn sollte; schreibt aber doch die Klag- und Schmähschrift von Wort zu Wort ab; befördert sie nach Ansbach und erhält bald darauf geheimen Befehl: „an einem bestimmten Tage sich anhero zu verfügen, um durch einen Commissarius das Weitere mit ihm besprechen zu können.“

## Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ein Reiter auf einem fahlen Pferde, reitet einen ehrlichen Mann zu Boden. Die Leser machen Bekanntschaft mit Herrn Benedict Blasius Schlacker.

Mit allen möglichen Rathschlägen des Herrn Schulmeisters Schlaghart ausstaffirt, trabt Herrmann Nachmittags vor dem Termin aus dem Dorfe. Es war am Beerdigungs-Tage der alten Frau Lieberich. Man verdacht' es ihm sehr, daß er nicht bey der Leiche blieb, zu der er ausdrücklich gebeten war; Marks aber, mit dem er sich kurz zuvor entzweyt hatte, (denn Freundschaften, mit Teufels-Stricken geknüpft, sind selten von Dauer) schöpfte zuerst Argwohn. Gebt Acht, sagt' er zu den Gästen im Leichen-Hause, der Betbruder hat einen Streich vor, weil er eben heute nicht zu Hause bleibt, und auch keiner Seele sagt, wo aus und wo an. Gestern erst war er wieder in Langenhausen bey Schlaghart, und wer mit dem Windmacher umgeht, ist schwerlich auf rechter Bahn.

Am dritten Tage gegen Abend trottirt Herrmann mit triumphirender Miene das Dorf wieder herein, und hinter ihm rollt eine Kutsche daher. So geht's bis zur Wohnung des Vogts. Schnell schwingt sich Herrmann vom schwitzenden Falben, reißt das große Meyerey=Thor fast aus der Angel, und die Kutsche fährt herrisch hinein. Wulfing sieht aus dem Fenster, und erwartet nichts Kleineres als den Herrn von Schleich; aber eine dicke triefaugige Manns=Figur kriecht aus dem Kasten und watschelt hinter dem Schulzen die Treppe hinauf. — Kaum sieht dieser den ehrlichen Wulfing entgegenkommen, als ihn plötzlich ein Schauder ergreift. In der Betäubung macht er mitten auf der Treppe linksum und läßt seinen Watschelmann allein im Stiche. Ohne jedoch nur im Geringsten betreten zu seyn, eröffnet Letzterer die Absicht seiner Gegenwart, und übermacht dem Herrn Vogte folgendes Schreiben.

„Vorzeiger dieses, Herr Benedict Blasius Schlacker, wird hiermit, Kraft dieses, von Seiten der gnädigen Frau, Caroline, verwitweten Freyfrau von Traubenheim, gebornen Freyinn von Bollingen, und dann des Herrn Kammer=Junkers Freyherrn von Schleich, Erbherrn auf Langenhausen und respective Herrn Vormundes ꝛc. bevollmächtigt, dem Vogte Wulfing zu Traubenheim, Angesichts dieses, die Schlüssel abzunehmen, die sämmtlichen Amts=Rechnungen, und was sich in Vogtey=Sachen vorfinden wird, commissarisch zu untersuchen und den Befund, zur weitern Verfügung, anhero nach Ansbach zu berichten" ꝛc.

Nach Durchlesung der Vollmacht übergibt Wulfing seinem Commissär, ohne Widerrede, die Schlüssel

zeigt ihm mit der Bereitwilligkeit eines Kaufmanns, der einen einträglichen Kundmann im ganzen Waaren-Lager umherführt und ihm jeden Schrank und Ballen eröffnet, die sämmtlichen Acten, Rechnungen und Papiere vor, läßt sogleich die, von der gnädigen Frau stets leicht erhaltene, Casse stürzen und erwartet ruhig den Ausgang; denn er war sich keiner Treulosigkeit bewußt, hatte weder Weib noch Kinder, und fühlte sich noch stark genug, auch amtlos sein Brod zu verdienen.

Bey seiner Thätigkeit und Ordnungs-Liebe ließ sich keine Verwahrlosung, und bey seiner Genügsamkeit und Armuth keine Treulosigkeit denken. Ohne Geräusch und überflüßigen Aufwand wirthschaftete er seit vierundzwanzig Jahren mit einer Stiefschwester, welche die Stelle der Magd, Köchinn und Ehren-Dame zugleich versah. Aus Gutmüthigkeit erließ er nicht nur den Armen fast alle Gebühren, sondern zahlte gar oft auch herrschaftliche Gefälle für sie. Sein Korn borgte er den Armen um den billigsten Preis, und erhielt oft erst nach Jahren die Zahlung. Durch die Strenge seiner Policey durch verbesserte Einrichtung in Ansehung des Schulden-Wesens, besonders durch Abtreibung der jüdischen Wucherer, fielen seine Sporteln immer weiter herab. Bey kleinen Klaghändeln rieth er zum Vergleiche; die Streiter behielten ihre Klag- und Protocollir-Gebühren und Wulfing — ging leer aus. — Wie sollte ein Mann, der die erlaubtesten Wege zur Bereicherung nicht einschlug, auf unerlaubte gerathen seyn? Und wo waren die Schätze, die er sich

gesammelt hätte? Sein Schatz war ein gutes Gewissen und die Liebe seiner Amts-Unterthanen.

---

Herr Benedict Blasius Schlacker fing indeß, ohne Rücksicht auf dieß Alles, gleich am andern Morgen das Untersuchungs-Geschäft an. — Vor allem müssen wir aber den Mann, der künftig seinem Namen noch Ehre machen wird, selbst kennen lernen.

Seiner Profession nach war er ein lebendiges Einmal Eins; doch bodenleer war sein Hirnkasten, wenn von etwas Anderm die Rede war. Schon in zehn Schreibstuben hatte er eine Menge Bücher voll Buchstaben und Ziffern gemacht; aber die undankbare Welt vergalt ihm allenthalben seine treuen Dienste mit dem Abschiede. — Warum? Weil er gewöhnlich, zur Erholung von den Mühen des Tages, bis gegen Mitternacht an Jonas Backofens *) zwey und dreyßig Blättern in irgend einer Kneip-Schenke las, und nach eingenommenen Schlaf-Tränkchen bey seiner Heimkunft bald das Schlüsselloch nicht finden konnte, bald die Küche für die Schreibstube hielt, oder wohl auch auf dem Zickzacke des Heimweges zuweilen in den Koth fiel. Glücklicher Weise hatte er jedoch an der Jungfer Beschließerinn des Herrn von Schleich eine Person gefunden, die solche Kleinigkeiten zu übersehen und seine Vorzüge besser zu schätzen wußte. Diesem Frauenzimmer, das besondrer geheimen Eigenschaften wegen dem Herrn Vormunde von Schleich weiland gar

*) Name eines bekannten Nürnberger Karten-Fabrikanten.

nah am Herzen lag, verdankte Herr Schlacker nicht nur das Commissariat gegen Wulfing, sondern auch die gnädige Zusicherung der Vogtsstelle nebst der Jungfer Beschließerinn, wenn Wulfing sich zum Absetzen qualificiren würde.

Daß Herr Blasius unter solchen Umständen sein Möglichstes that, dem ehrlichen Wulfing ein Bein zu unterschlagen, läßt sich leicht denken. Um ja nichts zu übersehn, blieb er drey volle Wochen, (so lange währte das Untersuchungs-Geschäft) vollkommen nüchtern; — eine Selbstverläugnung, zu der ihn nur die zärtlichste Liebe gegen seine Herzens-Beschließerinn bewegen konnte.

---

Schon am nächsten Morgen nach seiner Ankunft ließ er die Gemeine versammeln, und las ihr den herrschaftlichen Befehl vor: daß jedermann, der etwas gegen den Herrn Vogt anzubringen hätte, nun seine Klage vor ihm, dem niedergesetzten Commissarius eröffnen, und sich aller Rechtshülfe getrösten solle.

Seine Stimme, seine Triefaugen, seine Schmalzkonne, besonders die sichtbare Henkers-Freude, mit der er sein Werk vorbrachte, verdarb aber selbst Wulfings geheimen Feinden die Lust. Mit dumpfem Gemurmel ging das Volk auseinander, und Herr Schultheiß Janhagel war acht Tage lang der einzige Kläger. Nur der weiland reiche Gans und Ludewig ließen sich endlich, auf sein Anstiften, gegen den ehrlichen Vogt gebrauchen. Bey Allem, wo es an Beweisen gebrach, berief sich das Kleeblatt auf den verstorbenen Schulz Ortmann. Selbst Schlacker aber

war mit ihrem Anbringen so wenig zufrieden, daß er das Meiste sogleich von der Hand wies. Am wichtigsten schien ihm noch Hans Großmanns Beschuldigung, daß bey seinem Concurse von Wulfing Geld unterschlagen worden sey; die vorgeforderten Gläubiger und die vorhandenen Acten bewiesen jedoch des ehrlichen Mannes gänzliche Schuldlosigkeit, und so blieb dem Herrn Commissarius nichts übrig, woran er sich halten konnte, als — die herrschaftliche Rechnung.

---

Man muß es ihm lassen, daß er überhaupt ein tüchtiger Rechen-Meister, nie aber, trotz seiner Trieffaugen, so scharfsichtig war, als dießmal, wo es darauf ankam, einen redlichen Mann zu stürzen. Bald fand er auch, was er suchte. Das Rechnungs-Wesen jener Zeit ward überhaupt so genau nicht genommen. Dazu kam Gustavs unumschränktes Zutrauen in die Ehrlichkeit seines Vogts, und Wulfings Zutrauen in die Gerechtigkeit seines Herrn. Ueber die aus der Amtscasse erhobenen Summen gab Gustav zuweilen keine Quittung und beglaubigte den Empfang erst bey der Rechnungs-Ablage. Zum Unstern aber hatte er seit vier Jahren dem Vogte keine Rechnung abgenommen, und doch auch seine Privat-Papiere nicht ordentlich gehalten. Da nun Schlacker anfing zu vergleichen, fanden sich beträchtliche Reste, über welche man kein Wort in Gustavs Manual und doch auch keinen Beleg in Wulfings Rechnungen fand. Er rechtfertigte sich jedoch über das Meiste, und bewies augenscheinlich, daß auf die Privat-Rechnungen des verstorbenen Herrn

nicht zu gehen sey. Nur etliche Posten, welche zusammen kaum 600 fl. betrugen, vermochte er nicht mehr ins Klare zu bringen. Gleichwohl machte Schlacker die fürchterlichste Schilderung von der vorgefundenen Unordnung, und Wulfing erhielt in den ungnädigsten Ausdrücken seinen Abschied, doch mit dem gnädigen Beysatze: daß ihm der vorgefundene Rückstand geschenkt seyn solle.

Zum Unglücke war, kurz vor diesem Vorfalle, der Herr Geheime Rath von Sippstein, in Gotha, sein eifrigster Gönner gestorben; die ritterschaftlichen und kaiserlichen Gerichte waren zu saumselig, als daß Wulfing einen schnellen Ausgang der Sache von ihnen hätte hoffen können, und von einem längern Aufenthalte in Traubenheim konnte er auf jeden Fall nichts als längere Verdrießlichkeiten erwarten: Er schlug also den kürzesten Weg ein und nahm, mit aller Gelassenheit eines auch im Unglücke standhaften Mannes, seine Verabschiedung an. „Nur soll meine bisherige Herrschaft auch nicht einmal vermeintlich einen Heller durch mich verlieren, sagte er voll edlen Stolzes; denn ich würde mich entehrt fühlen durch ein angebliches Geschenk, dessen ich nicht bedürfen würde, wenn der einzige Zeuge meiner Redlichkeit noch lebte.“ — Sogleich verwechselte er seine wenigen Schuldscheine gegen baares Geld, und übergab die unbelegt gebliebenen 600 fl. dem Herrn Benedict Blasius Schlacker mit den Worten: Hier ist der angebliche Rest. Ich bezahle damit nicht den zehnten Theil des Glückes, das ich bey dem mir unvergeßlichen gnädigen Herrn genossen habe. Nichts, als

ein reines Gewissen und die Liebe und den Dank meiner bisherigen Amts-Untergebenen nehm' ich mit mir; aber die Schmähschrift, mit der man mich des Amtes entläßt, geb' ich voll Verachtung zurück! Hiermit warf er das Absetzungs-Decret auf den Tisch, und ging aus dem Zimmer.

---

## Drey und zwanzigstes Kapitel.

### Eine tödtliche Versteigerung. Wulfings Abschied.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht von Wulfings Dienst-Entsetzung im Dorfe. Heulen und Schreyen war in den Hütten der Armen, und Aufstand in den Häusern der Reichen. Ein Wolf, der auf öffentlicher Straße Kinder würgt, macht weniger Auflauf. Mehr als dreyßig Mann liefen vor die Wohnung des Vogts. Herr Blasius Schlacker fiel fast in Ohnmacht vor Schrecken; aber die Bauern begehren nur ihren Vogt zu sprechen.

Sein Anblick wirkt jedoch wie Feuer im Pulver. Herr Vogt, rufen alle zusammen, wir lassen Ihn nicht, und sollte Mord und Todtschlag daraus entstehn!

Was? rief Wulfing mit edlem Ernste, wollt ihr euch gegen die Obrigkeit setzen, die Gewalt über euch hat? Wollt ihr einen Bauernkrieg anfangen?

„So gehen wir doch wenigstens nach Ansbach!"

Auch das ist umsonst! erwiederte Wulfing. Glaubt ihr denn, daß ich unter solchen Umständen glücklich seyn würde, wenn ich länger bey euch bleiben dürfte? —

Nein, ihr lieben Traubenheimer! Eure Ueberzeugung von meiner Redlichkeit und euer unbestochnes Zeugniß ist mir genug. Ergebt euch in euer Schicksal, wie ich mich in das meinige. Gott wird für euch und für mich sorgen und Alles zum Besten kehren.

Pfarrer Ehrlich sollte nun als Freund und Gevatermann ihm einreden; ihn wenigstens bewegen, länger zu bleiben, wenn die Gemeine bey der Herrschaft es auswirkte.

Aber Ehrlich zweifelte mit Recht, ob er etwas richten würde; denn gleich nach der Ankunft des Weinschlauchs war er schon zu seinem Freunde gegangen, um ihm Beystand anzubieten; dieser aber hatte ihn dringend gebeten, nicht nur bey der ganzen Sache ruhig zu seyn, sondern ihn auch nicht einmal, während der Commission, zu besuchen, um allen Verdacht zu vermeiden.

Jetzt glaubte indeß Ehrlich doch wieder gehen zu müssen. Er macht alle nur mögliche Vorstellungen. „Ein braver Mann soll keinem Schurken, ohne dringende Noth, Platz machen!“ sagt er. Aber Wulfing hält eben diesen Fall für dringende Noth, und Ehrlich kann seinen Gründen nicht widerstehn.

„Nun, was hast du ausgerichtet? was sagt er?“ ruft ihm Rosina weinend entgegen, als er zurückkommt. — „Er will lieber verhungern, als Barmherzigkeit erflehen, wo er nur Recht bedarf!“ antwortet Ehrlich und wirft sich vor Unmuth auf das Bett. Vor ihm steht sein hochschwangeres Weib mit dem kleinen Konrad, und beyde weinen wie am Sterbe-Bette eines Vaters. Ach, mein lieber Pathe! schreyt

der Kleine. Ach Vater, er soll nicht fort! er soll nicht fort! — Der Vater aber scheint ihn gar nicht zu hören; er vergießt keine Thräne; er antwortet auf keine Frage; wie ein Starrsüchtiger liegt er, und sieht seiner Rosina unbeweglich auf den hohen Leib. — — Weib, sagt er endlich, was du mir nie warst, das bist du mir heute . . . eine Last mit dem Kinde unter deinem Herzen und mit dem Knaben an deiner Hand! — Ach Gott! ach Gott! seufzt Rosina, was ist dir? was that ich dir zu Leide, lieber Christian? — Nichts zu Leide! gutes, frommes Weib, spricht Ehrlich. Du bist mir lieb, wie mein Leben; aber den Staub würd' ich von meinen Füßen schütteln und auswandern, wohin meine Beine mich trägen, wenn Du nicht wärst. — Unsre beßten Tage sind gelebt. — Der Weizen, den ich säe, wird künftig unter Dornen fallen. Mein Amt wird unfruchtbar und meine Ruhe verloren seyn. Ich werde streiten und nichts gewinnen. Meine Beichtkinder werden seyn, wie herrenloses Gesindel unter der Hand des Bettelvogts.

---

Wulfing machte nun Anstalt zum Abzuge. Er schrieb in sein Geburtsdorf in der obern Pfalz um eine Hausmiethe, wo er als Advocat sich niederlassen wollte. Sein Bißchen Geld, das ihm noch übrig geblieben war und sich auf keine hundert Thaler belief, zog er zusammen, und ließ sein entbehrliches Haus-Geräth versteigern.

Anfänglich war er Willens, die Waaren durch einen Bauersmann ausrufen zu lassen; aber Herrmann setzte sich ritterlich dagegen, indem das Geschäft dem

jedesmaligen Ortsschulzen zukäme. Besonders war es ihm dießmal darum zu thun, weil er dem Dorfe zeigen wollte, wie fest er noch stehe. Wulfing gab nach, und Herrmann hatte den Triumph, das Haus-Geräth auf öffentlichen Strich zu bringen.

Er schrie wie ein Zahnarzt und kühlte dazwischen seine Lunge mit Most. All besser!! Zehn Batzen zum erstenmal! Zehn Batzen zum andernmal! Nu! besser! besser! Macht doch, daß der arme Mann noch ein Stückchen Geld mit fort bringt! Eilf Batzen zum erstenmal — Eilf Batzen zum andernmal! — schrie er unaufhörlich; hob die kleinen Geräthschaften hoch empor und schlug dann mit dem Schlüssel zum dritten und letzten Mal auf den Tisch, daß die Gläser klangen. Die wohlhabenden Bauern strichen, dem Herrn Vogte zugefallen, die Waaren als heiliges Andenken, ungebührlich theuer, und den meisten rollten dabey helle Thränen über die Wangen. Auch Herrmann wollte wieder christlich thun. Er strich selbst zuweilen die Nachbarn herab und wiederholte wohl zehnmal: so thut doch was, aus christlicher Liebe!

Das verdroß die ganze Versammlung. Ja, ja Nachbarn! sagten einige: Thut doch was aus christlicher Liebe, und laßt euch nicht von unserm Unglücks-Stifter zu Schanden machen! — — Wofern du noch einmal von christlicher Liebe sprichst, die du gar nicht kennst, rief endlich Fritz Rüdiger, so werfen wir dich zum Tempel hinaus, du elender Verleumder!

Herrmann schmähte dagegen in Bibel-Sprüchen und Bauern-Flüchen. Ein allgemeiner Lärm entstand und würde bis zu Thätlichkeiten gestiegen seyn, wäre

nicht Wulfing gekommen, um die erbitterten Gemüther zu besänftigen. — Der Zorn war indeß einmal bey Herrmann so sehr in Glut, daß er unabläßig Most in sich hineingoß.

Gegen das Ende ward er so heiser, daß er kaum mehr reden konnte; dabey sah er aus wie ein Schürer am Schmelzofen. Er ging nach Hause, warf sich aufs Bett und rief ganz unvernehmlich: Weib, einen Schluck Branntwein! Hitze muß Hitze vertreiben! — Gott, ach Gott! thu doch das nicht, schreyt seine Frau. Herrmann aber gibt nicht nach. Er trinkt ein Glas Branntwein und eh' eine Viertel-Stunde vergeht, liegt er schon in völliger Verwirrung. Die Nacht über redet er irre heraus und hat noch immer mit seiner Versteigerung zu schaffen. „Zehn Batzen zum ersten— zehn Batzen zum anderu — zehn Batzen zum dritten und — und — und letzten Mal!" und dabey schlug er aufs Bett, daß die Federn stäubten. Dann fantasirte er von dem Aufruhre, den seine christliche Liebe veranlaßt hatte. Bald schalt und verfluchte er das Volk; bald war's ihm, als läg' er im Faustkampfe mit seinen Widersachern. Mit schrecklich rollenden Augen sah er um sich her, und schlug wie ein Rasender zur Rechten und Linken.

Nach einer so fürchterlich durchfabelten Nacht war Herrmann sehr entkräftet, hob schwer aus der Brust und seufzte beständig nach Wasser. Ums Himmelswillen! sagt er, laßt mir nur niemand in die Kammer, bis ich wieder gesund bin; denn das ganze Dorf klatscht' in die Hand und gönnt mir das Unglück. Ich will darum auch manchmal aus dem Fenster sehn und den Leuten einen Gruß bieten.

So trieb er's ein Paar Tage; nun aber konnt' er nicht mehr Versteckens spielen. Man mußte den Arzt aus der Stadt rufen, und dieser erkannte sogleich die Krankheit für den Lungenbrand. Er gab kühlende Mittel und ließ eine Ader öffnen; aber nichts wollte verfangen. Der Groll über die jüngst erlittene Schmach und sein Sünden-Register ließen dem Kranken weder die Ruhe der Nacht, noch den Frieden des Tages. Sein Geblüt kochte wie heißer Wein in den Adern und mehrte zusehends den Brand.

---

Wulfing war indeß fertig zum Abzuge. Vor der Meyerey schien Jahrmarkt gehalten zu werden, so groß war der Auflauf des Volkes, als er mit seinem kleinen Pathen an der Hand, in Gesellschaft des Pfarrers, bey welchem er Abschied genommen hatte, zurück kam. Der kleine Konrad schrie trostlos und sein Vater und Wulfing gingen in stummer Wehmuth. Aber auch ihr Schmerz brach in bittere Thränen aus, als sie um den Wagen her den Auflauf des Volkes erblickten, das sich mit Ungestüm drängte, den ehrlichen Vogt noch einmal zu sehn. Väter hoben ihre Kinder aus dem Getümmel empor und sagten: da schaut ihn noch einmal an, den Bauernfreund, und vergeßt ihn nicht!

Der Vogt aber konnt' es länger nicht aushalten; er riß sich schnell aus den Umarmungen des Predigers und Schullehrers und aus dem Gedränge seiner übrigen Freunde; gab durch einen Wink allen das Lebewohl, und warf sich ganz betäubt zu seiner Schwester in den Wagen.

Beym Einsteigen übergab ihm Wilhelm, im Namen des Dorfes, ein Päckchen, das ihm aber Wulfing, als er bemerkte, daß Geld darin war, mit den Worten zurückschob: „O Kinder! eure Lieb' ist mir genug!“ . . .

Ach Herr Vogt! so will Er uns zum Abschiede verschmähn? riefen die guten Leute, und drangen so sehr in ihn, daß er endlich das Ehren-Geschenk annahm.

Zu seinem Erstaunen fand er in dem Päckchen, welches er erst auf dem Wege erbrach, nicht nur 100 fl., von etwa dreyßig wohlhabenden Ortsnachbarn im Stillen zusammengeschossen, sondern auch ein von Lieberichs Hand aufgesetztes und von den Gerichts-Aeltesten unterschriebenes Danksagungs-Schreiben, das mit dem Gemein-Siegel, worauf Caleb und Josua die große Traube trugen, bekräftigt war.

Wulfing mußte, nachdem er das Belobungs- und Danksagungs-Schreiben gelesen hatte, noch einmal herzlich weinen; aber es waren Thränen süßer Wehmuth. Aus seiner Heimath schrieb er dagegen einen für die Gemeine sehr verbindlichen Brief, der noch heute zu Traubenheim als Heiligthum aufbewahrt wird.

# Fünf und zwanzigstes Kapitel.

## Ein Sterbebett zum Spiegel für alle Sünder.

---

### Pfarrer Ehrlich an Wulfing.

Traubenheim am 4. Oct. 1709.

Ich entledige mich durch diesen Brief, herzlieber Gevatermann, eines Auftrags, den mir ein Sterbender gegeben hat, und nehme zugleich Veranlassung, Dir das Lebewohl schriftlich nachzusenden, das wir Dir, Du Redlicher! mündlich zu sagen nicht vermocht haben.

Zu spät für Dich und für das Glück unsers Dorfes; aber leider! zu früh für sein eigenes Wohl, ist Herrmann, vier Tage nach Deiner Abreise, am Lungen-Brande gestorben, den er sich bey der Versteigerung Deiner Habseligkeiten, durch sein entsetzliches Geschrey, durch eingenommenen Zorn und durch übermäßiges Trinken, mit welchem er die Glut löschen wollte, zugezogen hatte. Schaden zu stiften war seine Lust, so lang er lebte, und Schaden-Freude war der Nagel zu seinem Sarge. — Anfänglich hielt er die Gefahr möglichst geheim, weil er den Spott des Dorfes und meinen Zuspruch fürchtete; als er aber am Tage Deiner Abreise den allgemeinen Jammer hörte, fing er an, wie im Fieber, zu zittern. Die Trostsprüche, mit denen er bisher sein Gewissen eingeschläfert hatte, wollten nicht mehr verfangen. Er fühlte Sehnsucht nach meinem Besuch, und ließ mich endlich, nach einem harten Kampfe, zu sich bitten.

„Soll's ja so seyn,
Daß Straf' und Pein
Auf Sünden folgen müssen:
So fahr hier fort,
Nur schone dort,
Und laß mich hier wohl büßen!"

rief er mir, voll Seelenangst, entgegen. Sein Keuchen verrieth mir sogleich die Gefahr; aber vergebens war mein Bitten und das Flehen seiner Frau, daß er sich doch des Sprechens enthalten möchte. — „Reden muß ich; oder mir zerspringt das Herz!" sagte er. „Ach ruft mir den Vogt zurück! Ich will zum letzten Mal heraus aus dem Bette und auf meinen zitternden Knien ihn um Jesu willen bitten, daß er mir nicht flucht." — Ich schwur ihm, da es zu spät war, Dich einzuholen, daß Du ihm schon verziehen habest; daß Dein liebevolles Herz unfähig sey, irgend einer Seele zu fluchen; daß ich doch aber, zum Ueberfluß, noch an Dich schreiben, Dich an seiner Statt um Vergebung bitten und ihm Deinen Segen erflehen wolle. —

Bald aber fand ich, daß ich den Balsam zu früh in die Wunde gegossen hatte; denn Herrmann war nicht unruhig über sein an Dir begangenes Unrecht, sondern nur allein darüber, daß Du ihm fluchen, und ihn (wie er aus Aberglauben fürchtete) zur Hölle befördern würdest. — Nun nur noch die heilige Absolution und letzte Wegzehrung! rief er, dann will ich getrost sterben.

Ach, lieber Wulfing! das war wieder einer der Fälle, die mich in meinem Amte so oft schon beunruhigt

haben. Auf der einen Seite belebte mich die Hoffnung, den Sünder vielleicht, mit Nathans Freymüthigkeit, zu einer Reue zu bringen, die Gott gefällt; und auf der andern schlug mich die Furcht darnieder, durch Erschütterung einen Mann frühzeitig zur Grube zu fördern, der noch so sehr des Raumes zur Buße bedurfte. — Krebsschäden, dacht' ich endlich, lassen sich nicht mit Rosen-Wasser heilen! und rief ihm, zwar ernstlich, aber doch mit der Stimme eines Freundes, aus Salomo's Sitten-Sprüchen zu: Laure nicht als ein Gottloser auf das Haus des Gerechten: verstöre seine Ruhe nicht; denn ein Gerechter fällt siebenmal und steht wieder auf. Aber die Gottlosen versinken im Unglück. — Als ich anfing diesen Zuruf auf ihn anzuwenden, und ihn besonders verständigte, daß ich ihm nur Deinen Segen, nur Deine Verzeihung, nicht aber Befreiung von bösen Folgen böser Handlungen in dieser und jener Welt versprochen hätte; daß der gerechte Richter nicht nach den letzten Augenblicken des Lebens; nicht nach der herausgewürgten Galgen-Buße; nicht nach der letzten Wegzehrung ꝛc., sondern nach unserm ganzen Thun und Lassen und Gemüthe richten werde, da kam plötzlich die schon verschwundene Bangigkeit wieder, und mir war es, wie einem Arzte, der ein zu frühvertriebenes Fieber, von dem er Ablediguug verdorbener Säfte hofft, wieder kommen sieht. Ach Gott! rief Herrmann mit aufgehobenen Händen, was soll ich thun: daß ich selig werde?

„Die begangenen Fehltritte herzlich erkennen und bereuen;"

„Erstatten, was Ihr geraubt habt;"

„Für Lügen Wahrheit sagen;"

„Abbitten den Beleidigten;"

„Verzeihen den Beleidigern," und

„Die Verführer sowohl als die Verführten vor ihrem nahen Verderben warnen!"

war meine Antwort. Er lag darauf eine Weile tief in Gedanken. Endlich befahl er mit verzagter Stimme, seinen Gevater Ludewig, nebst dem weiland reichen Hans rufen zu lassen. Ersterer ließ sich verleugnen, als er vom Pfarrer hörte; letzterer aber erschien. So zittern Sünder am Hochgerichte, wie er, als er mit der Mütze in der Hand in diese Höhle der Verzweiflung trat. Herrmann bäumte sich empor und bot ihm die Hand, mit den Worten: Vergib mir um Christi willen; ich habe dich verführt, gegen den ehrlichen Vogt zu zeugen. Sorge doch, daß du nicht auch kommst an diesen Ort der Qual!

Der elende Tropf, der wenig Wochen zuvor bereit war, des Allmächtigen durch einen falschen Eid zu spotten, als er Dich einer Unterschlagung seiner Concurs-Gelder beschuldigte, stand dabey wie verblutet; fing endlich an zu weinen, als ich ihm näher an das Herz drang, und begehrte mit mir unter vier Augen zu sprechen. Wer vor aller Augen schändlich gehandelt hat, war meine Antwort, dem gebührt auch Schande vor aller Augen! und nun hob er an, den verruchten Streich, wie er war, öffentlich zu bekennen. — Du hast mir zu lieb verschwiegen, keuchte

Herrmann, daß ich dich überredet und dir einen Gemeindienst dafür versprochen habe. — Die Umstehenden bebten bey diesem Auftritte, und mir that es nur leid, daß ich, aus Schonung gegen den Sterbenden, den Eindruck nicht so verstärken durfte, wie ich wohl gewünscht hätte.

Herrmann empfing darauf, mit sichtbarer Rührung, das Nachtmahl, und war von dem Augenblicke an ziemlich beruhigt.

Die darauf folgende Nacht schlief er ganz sanft; aber ein rauschendes Blatt schreckt den Bösewicht; er läuft, wo ihn niemand jagt. So war es bey Herrmann. — Zur Mitternacht hebt sein Hund an, fürchterlich in den kalten Nordwind zu heulen, und ist weder durch Schläge, noch durch Locken und Futter zum Schweigen zu bringen. Herrmann deutet das Heulen des Hundes auf sein nahes Ende, verfällt in unbeschreibliche Angst und läßt mich endlich aus dem Bette rufen. Bey seinem Anblicke fiel mir die Schriftstelle bey: „Daß einer so verzagt ist, das macht seine eigene Bosheit, die ihn überzeugt und verdammt, und ein erschrockenes Gewissen versiehet sich immer des Aergsten *).“ — Ich konnte mich nicht entbrechen, ihm mit diesen Worten seine Klagen über Angst und Bangigkeit zu erwiedern. — Ach Gott! so ist es auch — gab er zur Antwort. Mir liegt noch viel auf dem Herzen! Damit deutete er auf die Umstehenden. Ich hieß sie aus dem Zimmer gehn, und Herrmann begann von Neuem zu beichten; — aber ich ziehe den Schleyer

*) B. d. Weisheit 17, 10. 11.

über seine Geständnisse. . . Doch eines brauche ich Dir nicht zu verhehlen, da es allgemein bekannt worden ist.

Beym Tode seines alten schwachen Vaters, unterschlug er, zum Nachtheile seiner verwaiſ'ten Schwester-Kinder, deren Haus ich bewohnte, nicht nur 80 fl. baares Geld, sondern auch einen Schuldbrief über ein Capital von 300 fl., welche Ludewig, der Niederträchtige, von dem Verstorbenen aufgenommen hatte. Um sicher zu gehn und nicht durch Ludewig verrathen zu werden, lief Herrmann zu ihm, mit der Lüge, daß der Erblasser das genannte Capital, ihm, dem Sohne, als einen Voraus geschenkt habe. Da jedoch Weitläuftigkeiten zu fürchten seyen, indem der Verstorbene nichts Schriftliches darüber hinterlassen; so wolle er den Handel lieber mit ihm, dem Schuldner, unter vier Augen abthun und ihm eine Carolin zum Beßten geben, wenn er reinen Mund halten, oder ihm, nöthigen Falls, vor Amte bezeugen wolle, daß er bey der förmlichen Abtretung des Schuldbriefes zugegen gewesen sey. — Wer war bereitwilliger als Ludewig? — Er nahm die Carolin und half für den Sündenlohn drey verwaiſete Kinder um die ihnen gebührende Hälfte der ganzen Summe betrügen.

Dieses Bekenntniß schien dem Kranken beynahe den letzten Athem zu kosten; aber nichts vermochte ihn davon abzuhalten. — Gottlob! sagte er zuletzt, daß das Geständniß heraus ist! Meine Missethat ist bekannt, und nun will ich getrost sterben; denn wer seine Missethat bekennet und läſſet, der wird Barmherzigkeit erlangen.

„Nicht nur bekennet und lässet, sondern auch wieder gut zu machen sucht," — erwiederte ich. Mit dem Bekenntnisse vor dem Prediger ist noch lange nicht Alles gethan. „Es soll aber ein Dieb wieder erstatten! Hat er nichts: so verkaufe man ihn selbst um seinen Diebstahl!" sagt schon Mose *). —

Herrmann, der alle Welt mit falsch angebrachten Bibel-Stellen, so lang er gesund war, gepeinigt hatte, war sehr beklemmt, als ich ihn mit passendern Bibel-Sprüchen so ernstlich zu Leibe ging. Ach Gott! rief er, hätt' ich geglaubt, daß mich die heilige Schrift noch so ängsten würde? — Womit man sündigt, damit wird man bestraft! gab ich zur Antwort. Keine Ausflucht und kein Bibelspruch wird Euch von der Wiedererstattung frey sprechen. Nach allerley Schlangen-Windungen hob er endlich an bitterlich zu weinen. Gott! ach Gott! seufzte er, bin ich noch nicht beschimpft genug, daß ich auch als Dieb zu Schanden werden soll? Und kann ich es auch verantworten, daß ich meine Kinder um das Geld bringe? — Besser Ihr werdet hier als dort zu Schanden! versetzte ich, und Weib und Kinder werden um nichts gebracht, als um ein Geld, das ihnen nicht gehört, und keinen Segen bringt. — — Ich schlug absichtlich keinen Ausweg vor, auf dem man den Waisen das Geraubte wieder hätte zustellen können, ohne dabey den Dieb namhaft zu machen: denn mir war es um ein warnendes Beyspiel zu thun.

*) 2 Mos. 22, 3.

Weib und Kinder kamen indeß wieder herein. Sie waren über Verlust und Schande sehr bestürzt; fanden sich aber doch nach einigen Vorstellungen gelassen in ihr Schicksal. Auf Herrmanns Verlangen gab mir seine Frau eine Handschrift über 300 fl., mit der Bitte, die Schuld-Versicherung an die Waisen-Kinder zu überschreiben und dem Vormunde Niklas einzuhändigen. Ich that es sogleich; denn eben kam der Morgen, als ich das Haus des Jammers verließ. Niklas stellte darüber einen von ihm und den drey Kindern unterschriebenen Empfangs-Schein aus, und überbrachte ihn selbst dem Kranken. Vor Freuden küßte dieser das Papier. Es ist hart herausgegangen — ich habe das Bischen Ruhe, zu guter Letzt, theuer erkauft, sagt' er: aber Gott Lob, daß das Höllengeld heraus ist; es hat mich hart gebrannt auf meiner armen Seele!

Des Nachmittags fand ich ihn ungemein heiter und um ein Merkliches besser. Er dankte mir sehr gerührt, daß ich ihm zur Seelen-Ruhe verholfen hätte, und bat jedermann, der ihn besuchte, um Verzeihung. Die Neugier (denn an Freundschaft war hier nicht zu denken) trieb mehr Menschen in das Zimmer, als mir lieb war. Alle waren ihm recht; nur Gevater Ludewig sollte nicht mehr vor sein Gesicht. — Den Anblick des Menschen, der ihm sonst so willkommen war, glaubte Herrmann nun nicht überstehn zu können. — Seht ihr, sagte ich zu der Versammlung, solchen Trost hat man auf dem Sterbe-Bette von solchen Freunden!

Noch am nämlichen Tage ließ Ich aber den Schalk zu mir rufen. Er erschien mit einer Dreistigkeit, die nur ein ausgelernter Bösewicht, in einem solchen Falle, behaupten kann. Unter den entsetzlichsten Betheurungen leugnete er den Vorfall mit dem Carolin. Herrmann ist verrückt, wenn er das behauptet! schrie er. Gott vergeb' es dem Bösewicht, der all sein Lebtage ein Schalk und Heuchler war, daß er einen ehrlichen Mann noch vor seiner Abfahrt in Verdacht bringt! — Er drohte, sogleich zu ihm zu laufen und ihn über die Verläumdung zu Rede zu stellen, sollt' auch der Sünder darüber seinen Geist auskeuchen.

Voll Empörung gegen die Vermessenheit des elenden Schufts, ergriff ich die neben mir liegende Bibel, und las ihm mit drohender Stimme die Stelle Sirachs vor: „Denke nicht: Ich habe wohl mehr gesündigt, und ist mir nichts Böses widerfahren; denn der Herr ist wohl geduldig — aber er wird dich nicht ungestraft lassen. Sey nicht sicher, ob Deine Sünde noch nicht gestraft ist, daß du darum für und für sündigen wolltest. Denk' auch nicht: Gott ist sehr barmherzig, er wird mich nicht strafen, ich sündige so viel ich will. Er kann bald so zornig werden, als gnädig er ist, und sein Zorn über die Gottlosen hat kein Aufhören. Darum verziehe nicht dich zum Herrn zu bekehren, und schiebe es nicht von einem Tag auf den andern; denn sein Zorn kommt plötzlich und wird es rächen, und Dich verderben! Auf unrechtes Gut verlaß dich nicht; denn es hilft dich nichts, wenn die Anfechtung kommen wird!" —

Ganz niedergedonnert stand der Elende dabey; beharrte doch aber stammelnd auf seinen Schwüren. Nur zu Herrmann zu gehn unterstand er sich nicht.— O lieber Wulfing, wie tief kann der Mensch fallen! Ein Laster zu bedecken, begeht er hundert andere, die noch ärger sind!

Noch zwey Tage lag Herrmann zwischen Furcht und Hoffnung. Am vergangenen Donnerstage, in der Abend-Dämmerung, starb er endlich unter meinem Gebete, und wurde Sonntags darauf begraben. Unerhört war der Zulauf aus der Nähe; denn Alles war neugierig, mein Urtheil — vielleicht meinen Verdammungs-Spruch über den Verstorbenen zu hören. Seine Feinde haben mich aber ohne Zweifel zu gelind, und seine Freunde zu streng gefunden, und das Urtheil wäre mir gerade das liebste.

Ich habe Dir umständlich den Tod Deines Widersachers geschildert, lieber Gevatermann! nicht als ob ich glaubte, Dir damit eine fröhliche Post zu geben; sondern weil ich weiß, daß du dem Sünder eine Thräne des Mitleids schenkst.

Schlacker, der bekanntlich schon am Tage vor der Versteigerung Deiner Waaren von hier abgereiset ist, hält sich noch immer in Ansbach auf; wird aber täglich erwartet. Ein Wagen mit Betten und dem nöthigsten Haus-Geräthe ist schon angelangt. Ich enthalte mich, Dir zu sagen, wie mir zu Muthe ist;— aber meine beßten Tage sind gelebt. Du bist mir unersetzlich, und Schlacker wird nur kommen, um mir und dem ganzen Dorfe Deinen Verlust noch schmerzlicher zu machen.

Meine Rosina und Konrad, dein Pathe, grüßen Dich mit innigster Liebe. Beyde weinen noch täglich um Dich, und ich — stimme dann gewöhnlich mit ein. Uns bangt vor der Zukunft; aber — ist gleich der Rath des Herrn wunderbar: so wird er doch Alles herrlich hinausführen.

Schreib' uns bald, Liebster, wie es Dir geht, und grüße Deine gute Schwester von uns Allen. Leb wohl!

---

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

**Amtmann Schlacker macht ernstlich Anstalt, das Dorf zu Grunde zu richten.**

---

### Niklas Werner an Wulfing *).

Traubenheim, den 5. August 1710.

Gott zum Gruß, lieber Herr Vogt!

Der Krämer Bastian meynt, daß er nur ein paar Stunden von Seinem Dorfe hausiren, oder vielleicht selbst zu Ihm kommen wird, und will den Brief mitnehmen. Ich muß Ihm doch nur schreiben, lieber Herr Vogt, wie's uns armen Teufeln geht. Er hat doch Mitleid mit uns, und wir betrüben uns noch immer, daß Er fort ist, und Alles läßt Ihn schön grüßen.

Der neue Herr Vogt schreibt sich Amtmann, und hat seine Beschließerinn gleich als Frau mitgebracht. Ludwig hat zum Willkomm aus dem Fenster

*) In der Rechtschreibung verbessert.

geschossen, und ist ihm das Pistol zersprungen, und hat ihm die Hand garstig zugerichtet und das rechte Aug' ausgeschlagen. Gott verzeih's uns, daß wir's ihm gegönnt haben! —

Während Herr Schlacker einzog, war's, wie wenn der Poltermann zu Martini kommt, da sich die Kinder verstecken. — Seine Frau sieht so schmuck und hager aus, wie die Hungersnoth; dafür aber hat sie auch ihr stammdicker Amtmann nur als Zuwage gekriegt, und wenns Glück gut ist, wird sie sich doch schwer genug machen. Sie sieht auch ganz abgeschossen aus; aber der Junker hat sie schon ein Paarmal auf die Bleiche geschickt, wie man sagt. Sie hat des Sonntags einen Rock von Fischbein an, der ist so weit wie ein Wagenrad und stroßt gerad aus, wie bey den Nürnberger Puppen, die auf dem papiernen Rocke stehn. Sie geht allemal die Quer in die Kirche, und bleibt doch fast zwischen Thür und Angel stecken, und ihr Haar ist abgeschnitten und so kraus wie ein Märzen-Lamm. Vorne sind so ein paar Schopfe, wie Hörner, herausgedreht, und oben drauf sitzt ein Ding von gelben Bändern. Da loben wir unsre Frau Pfarrerinn, die sieht eben so schlicht und dörflich aus, und redt mit allen Leuten von Acker und Stall; aber die Amtmänninn weiß von nichts als von Ansbach und vom Junker, von dem sie lieber schweigen sollte; aber sie macht sich groß mit, daß sie so viel bey ihm gilt, daß sich die Leute fürchten sollen; und wenn sie so vornehm thut, ist's einem immer, wie wenn man hörte die Schlüssel klappern.

Was Herrmann, Gott hab ihn selig! für ein Ende genommen, und wie er sich zu tode geblökt hat, hat Ihm wohl der Herr Pfarrer geschrieben.

Ludewig hat wollen Schulze werden, und obenein Schmieralien geboten; aber er war dem Amtmanne zu schlau. Besser, denkt der, ein Hund, der gar keine Hasen hetzt, als der sie selber frißt! — Und nun ist's Block worden, an den kein Mensch gedacht hat, weil er ein Block ist, nicht schreiben kann und sich gar nicht ums Amt gemeldet hat. Aber Schlacker hat mit Fleiß den dümmsten zum Schulzen gemacht. Nun neckt man uns in der Nachbarschaft und sagt: daß es uns ginge wie jenen Fröschen, die einen Block zum Könige bekommen haben, und der lüderliche Maurers-Rulli muß für ihn schreiben, weil er nichts kann als seinen Namen zur Noth; und Rulli hilft ihn an der Nase führen, und hälts mit dem Amtmann, und spielt mit ihm Trumpf aus, und Block muß Haare lassen. Er muß nämlich wissen, lieber Herr Vogt, daß der Amtmann sich ins Wirthshaus setzt und mit den Bauern trischackt; aber nun gehts nicht mehr um eine Kanne Most, sondern den Stoß um einen Batzen, und die Leute verspielen erschrecklich Geld. Der Amtmann hält auch nichts auf Policey und bleibt selber über die Zeit sitzen, bis ihn Rommet ans Fortgehn erinnert. Zum Pfarrer kommt er gar nicht, weil's ihm da nicht gefällt, und der Pfarrer keine Musicanten-Späße macht, wie Rulli, und nicht mit ihm spielt und zecht, und weil er den Abend-Segen singt und nicht trinkt. Und sonst wird ihm auch die Zeit zu lang: denn bey seiner Petronella find't er keine Freude,

wenn sie ihm vom Junker erzählt, und sonst weiß sie von nichts; darum geht er ins Wirthshaus. Aber die Bauern haben auch keinen Respect mehr vor ihm und gucken in der Amtsstube mit dem Hute zum Fenster heraus. — Nun soll auch Marks das Schild aushängen; da wird's schön werden! . . .

Und nun Gott befohlen, lieber Herr Vogt. Er wird's dem langen Brief ansehen, daß es heute Sonntag ist. Gott verzeih mir nur, daß ich Ihm lauter Böses schreibe, aber es ist nichts als pure Wahrheit, und wenn Bastian etwa selbst zu Ihm kommt, wird er noch mehr erzählen, wie's bey uns hergeht und immer schlimmer wird 2c. 2c.

---

So ging es auch! — Sonst war strenge Policey im Dorfe. Punct Zehn war Feyer-Abend in der Schenke, und in Wochentagen stand sie gewöhnlich leer. Ein Betrunkener war eine Seltenheit, weil Jeder die Wasserkur fürchtete, welche schon Hochstein zum Beßten der Schlemmer eingeführt hatte. Diese Kur mußten nicht nur diejenigen, welche in der Trunkenheit Händel anfingen, sondern auch friedliche Trunkenbolde abhalten, sobald ihre Berauschung bis zur Verstandlosigkeit ging. Für Beide war nämlich ein eigenes Stübchen mit vergittertem Fenster und einer Pritsche zum Nachtlager bey dem Policey-Diener eingerichtet, wo man sie bey einer Kanne Wasser ausnüchtern ließ. Am andern Tage gab es eitel Wasser und Brod, und des Abends ein Verhör, wenn außer der Berauschung nichts Schlimmeres

vorgefallen war, eine derbe Lection zur Nachkur. Der wohlauskasteyte Zecher bezahlte zwey Groschen für die Herberge und trollte dann ganz demüthig nach Hause. Wollte das nicht verfangen, dann suchte der Vogt durch Leibes-Uebungen zu helfen. Er stellte den Säufer hinter die Schanzkarre, ließ ihn, nach Erforderniß, zwey, drey Tage, bey Wasser und Brod arbeiten und auf der Pritsche campiren. — Auf die Weise konnte sich kein Säufer in Traubenheim auspichen. Wulfing hielt eben so streng als Hochstein über dieser ersprießlichen Anstalt, und Rommel, der unter Wulfing das Wirthshaus bezog, fing schon in seiner Schenke die Wasserkur an, so bald einer des Weines genug hatte. Sieh Nachbar, sagte er, trink' ein Glas Wasser bey Mir: so kannst du die Kur in der Wasser-Schenke entbehren. — Das verdroß freylich manchen durstigen Kundmann; aber was war zu machen? Rommel verweigerte schlechterdings jedem Betrunkenen Wein und Branntwein, er mochte bitten oder drohen, und außer seiner Schenke gab es keine Niederlage im Dorfe.

Jetzt aber kamen in Markens Schenke goldene Tage für die Zechbrüder. Amtmann Schlacker war selbst der bravste Trinker im Dorfe; spielte mit der Policey wie mit Würfeln, und legte es wohl manchmal recht darauf an, das Volk rauschig zu machen, um ihm besser das Fell scheren zu können. Wurde z. B. etwas gerichtlich versteigert, dann setzte Schlacker den Zahlungs-Termin auf sechs Monate hinaus, (weil jeder Unbesonnene in sechs Monaten Geld genug zu haben glaubt,) und Marks mußte nun, auf Kosten

der Versteigerungs-Masse, stark geschwefelten Most im Vollauf geben, daß die Strichkunden halb trunken wurden, ehe noch ein Angebot geschah. Jetzt steckte Block den Dreyer aus Licht *), und das Ueberbieten ging an, wie wenn Alles nicht mehr, als einen Kreidenstrich, gälte. Binnen drey, vier Minuten war dann gewöhnlich die Steigerung weit über dem Werthe, und Schlacker machte sich groß, daß die Strich-Protocolle von herrschaftlichen Feilbietungen und die Ohm-Geldszettel vom ausgeschenkten Weine die Hälfte höher standen, als unter Wulfing; denn sein einziges Streben ging dahin, die herrschaftlichen Einkünfte, sey's auch durch den Untergang des ganzen Dorfes, höher zu treiben und die Gunst seiner gelddürftigen Herrschaft zu gewinnen.

---

Durch das Wirthshaus-Sitzen ergab sich überdieß ein dummer Streich, der Geld eintrug, nach dem andern. Der verkaufte sein Haus, jener seinen Acker in der Trunkenheit, und Rulli war immer bey der Hand, an des Schulzen Statt den Kauf zu protocolliren. Des folgenden Tages kam freylich die Reue gehinkt. Der zu kurz Gekommene bot Neukauf an, und die Weiber liefen vor Amt; Schlacker aber sagte sein Sprichwort: Trunken gemordet, nüchtern gehangen! — Einer oder der Andre

*) In der Gegend pflegt man eine kleine Scheide-Münze nicht weit unter den Dacht eines brennenden Lichtes bey Versteigerungen zu stecken. Dem, bey dessen Uebergebote das Geld herabfällt, wird das Versteigerte zugeschlagen.

mußte Lehngeld und Amtstaxe bezahlen, und wären Weib und Kinder darüber verhungert.

Die Sitzlinge wurden übrigens oft uneins auf der Weinbank; schimpften und schlugen sich wacker herum, und Schlacker strich sich den Bauch, wieder eine Gelegenheit zu finden, der gnädigen Frau durch Strafgelder zu helfen.

---

War jemand durch Schlägerey, dumme Händel, Ehebruch und Hurerey straffällig geworden: dann scherzte Schlacker mit dem Verbrecher. Kommt bald wieder so! — sagte er — Ihr seyd meiner Herrschaft kein schlechter Kunde! —

Sonst scheute das Volk mehr die Strafpredigt des Vogts, als die Strafe selbst; — man schämte sich vor Gott und der Welt; — und Hochstein und Wulfing nahmen die Strafgelder nie anders als mit Widerwillen an. Jetzt hielt man das gröbste Laster für Spaß; taxirte die Sünde nur nach der Geldbuße, und Schlacker glaubte, seine Pflicht schon gethan zu haben, wenn er nur Strafgelder einstrich. — Ermahnen, warnen, eifern gegen das Laster und das Gewissen schärfen, gehörte, seiner Meynung nach, nur allein für den Pfarrer, der, wie er sagte, nicht fürs herrschaftliche Einkommen zu sorgen und nichts Besseres zu thun habe.

---

Für Schand- und Schanzstrafen war er gar nicht. Jeder reiche Schlingel konnte thun, was er wollte, ohne eine andre Buße, als Geldbuße zu

fürchten. Geld regiert die Welt! sagten daher die Schlemmer, und Schlacker lachte der Wasser-Schenke, weil sie nicht Geld eintrug, wie ein Gesund-Brunnen. Sein ganzes Strafamt war überhaupt nicht auf Beßerung der Sträflinge, sondern auf Bereicherung der herrschaftlichen Kasse berechnet. — Fehlte der Sohn: dann zahlten die Aeltern; fehlte der Mann: dann mußten Weib und Kind dafür büßen.

Wenn sonst ein Schlemmer von der Wasser-Schenke zurückkam; oder ein Bösewicht von der Schanzkarre; oder ein Schläger vom Stocke des Büttels, dann hatte sein Haus Mitleid mit ihm, gab ihm gute Wörtchen, daß er sich besserte, und der Gezüchtigte wurde durch Schaden klug; nun aber war gewöhnlich Uebel ärger. Man verargte ihm nicht sowohl seinen dummen oder boshaften, oder tüderlichen Streich, als vielmehr, daß er sein Haus um die Strafgelder brachte. Durch solche Vorwürfe erboßt, liefen die meisten in die Marks'sche Schenke, um unter Ihresgleichen den Zorn von der Leber zu schwemmen; oder sie sannen auf unerlaubte Mittel, wieder zum Strafgelde zu kommen! scharrten und knickerten am ehrlichen Arbeiter und hungrigen Bettler, logen und betrogen im Handel u. s. w.; an Beßrung wurde fast von keinem gedacht.

---

Das Unglück zu mehren brachte Schlacker das verderbliche Trischacken auf. Sonst spielte man einen ganzen langen Abend Hundert und Eins um eine Kanne Most; jetzt aber trischackte man den

Stoß um einen Batzen. Das dünkte die Bauern vornehm; denn sie hielten es für großen Ruhm, daß man in der Gegend sagte: die Jauner zu Traubenheim trischacken den Stoß um einen Batzen, und lassen nicht eher ab, bis das zweyte Licht auf dem Stecher ist.

Wenn so ein Trischack-Bruder gewann, dann dacht' er: wie gewonnen, so zerronnen! und brachte das Geld lumpenhaft durch, in der Hoffnung, mit nächstem wieder so viel zu gewinnen. Hatte er verloren, dann wollt' er den Verlust nicht entbehren; lief täglich wieder zum Spiele, und schickte die letzten Heller den verlorenen Gulden noch. — Vor Angst um den hohen Einsatz; oder vor Begierde, ihn zu gewinnen; oder vor Zorn, ihn verloren zu haben, brannte den Burschen gewöhnlich die Zunge, sie betranken sich, machten einander Vorwürfe, schimpften sich herum, und Zwiespalt kam zwischen sonst friedliche Nachbarn. — Durch die Spielwuth, die unter den Gästen herrschte, war übrigens jedes gescheide Gespräch aus Markens Schenke verbannt; da hörte man nichts als Teufels-Mantel und Guckes, drey und vierz'ger Fluß und Wenzel, und ähnliche Ausdrücke, die zur edlen Trischackkunst gehören.

---

Hatte der Spiel-Kameraden einer sein Geldchen versplittert und obenein noch Schulden gemacht, dann sollte die Frau nicht wissen, wo ihn der Schuh drückte. Sagt sie nur ein Wörtchen vom Kaufen oder Zahlen: so ist's, wie wenn der böse Geist in ihn führe. Sie beginnt also zu schachern; verkauft heimlich Mehl, Eier, Butter, Frucht und dergl. an ihre Hehlweiber

für einen Spottpreis, um sich aus der Noth zu helfen, indeß der Mann mit Borgen und Sorgen die eine Lücke auf=, die andere zumacht. Das Hauswesen kommt darüber ganz in Verfall; das Gesinde arbeitet faul und liederlich; die Kinder werden verwahrloset; sie hören den ewigen Zank zwischen den Aeltern; vergessen der Achtung und werden durch das böse Beyspiel vollends verdorben. — Noch ärger geht es bey den Armen. Diese spielen und zechen das liebe lange Jahr auf Rechnung der Weinlese. Marks borgt sauern Wein, und faßt dünn süßen Most von ihrer Kelter. Noch zehn andre Gläubiger sind indeß auch darauf vertröstet, Weib und Kinder, die das Jahr über im Weinberge hart gearbeitet haben, heulen und schreyen, und die Gläubiger schelten und dringen auf Zahlung. Das ganze Haus verliert Lust und Muth; Alles geht den Krebsgang, und vor Sorgen und Streiten betet man kein andächtiges Vater Unser mehr.

Nur Wenige retten sich wieder aus den Stricken: die Andern fallen immer tiefer hinein, so oft sie's auch versuchen, die Niederlage der Jauner zu melden. — „Du bist doch ein braver Weibermann!" heißt es, wenn einer zurückbleibt; „Aber Weiber=Gebot geht über Gottes Gebot!" — Das fängt gewöhnlich Feuer. Die Männer halten es für Schande, vernünftigen Vorstellungen ihrer Weiber Gehör zu geben. Ein rechter Mann, denken sie, muß lieber nach eignem Gefallen ein Narr, als auf Anrathen der Frau gescheid seyn! — Zu zeigen, daß das ihr voller Ernst ist, laufen sie geraden Weges wider der

zur Schenke, fangen ihr Fauner-Leben von Neuem an, und sinken täglich tiefer ins Elend.

---

Um nichts zu versäumen, was das Unheil des Dorfes aufs Höchste bringen konnte, nahm Schlacker, des elenden Schutzgeldes willen, eine Menge armer Leute, und darunter viel liederliches Gesindel auf. Mit einem Schutzbriefe fing dann gewöhnlich die Haushaltung an, und mit einem Bettel-Briefe hörte sie auf. In einer Zeit von acht bis zehn Jahren waren der Tagelöhner und schlechten Handwerker zu Traubenheim so viel, daß einer dem andern das Stückchen Brod aus den Zähnen riß. Schlacker aber tröstete sich damit, daß er nur Schutz und nicht Nahrung versprochen habe. Sonst verging fast kein Wochentag im Jahre, da die Häcker nicht Arbeit gehabt hätten. Nun aber standen sie oft zur Hälfte müßig, wie die Tagelöhner im Evangelium. Sonst bestellte der Bauer seine Arbeiter wochenlang voraus, oder schob das Geschäft um ihrer Willen ein Paar Tage länger auf. Jetzt lief er des Abends einem der armen Tropfe an's Fenster: „Kannst du mir nicht morgen dieß oder das thun?" — Morgen, Nachbar, kanns nicht seyn, hieß es, ich bin schon auf morgen bestellt; aber auf übermorgen bin ich zur Aufwartung. — Ich brauche keinen Tagelöhner auf übermorgen, sondern auf morgen, sagte der Bauer, und ging zum anderen, dritten und vierten, bis er einen traf, der eben ledig war — und. übermorgen lief der nämliche müßig herum, der auf morgen den Verdienst ausschlagen mußte. Statt auf häusliche Beschäftigung zu sinnen, fingen sie an zu

stehlen. Keine Garbe, kein Weinstock, kein Obstbaum, kein Grasfleck, kein Zaun war vor der Raubsucht des armen Gesindels sicher. Der Mangel an Arbeit machte faul, und der Mangel an Brod trübsinnig und gegen alles Seelenwohl gleichgültig. Viele hatten nicht einmal mehr ein ordentliches Gewand, um zur Kirche gehen zu können; von der Schule, die so schön aufgeblüht war, sprachen sie, im Angesichte der Kinder, wie von schlechter Sylben-Stecherey. Du sollst kein Advocat werden, hieß es, wenn Lieberich auf Schreiben und Rechnen drang. Nur das tägliche Brod war es, dessen Mangel sie fühlten; ihre Kinder waren ihnen die härteste Last; so wuchsen diese wie Unkraut empor und gewöhnten sich, wo nicht an das Stehlen, doch an den Bettelsack. Schlackers Name wurde durch seine Bettel-Briefe auf zwanzig Meilen im Umkreise bekannt, und Niemand schämte sich mehr, seine Pässe hausiren zu tragen.

Die Zahl der Armen mehrte sich überdieß noch alljährlich durch ein Paar sonst wohlhabende Bauern, und Schlacker lief mit seinen Triefaugen fast täglich das allgemeine Schuldbuch durch, um zeitig genug den Sack zuzuschnüren; aber keinen warnte er, so lang es noch Zeit war. Ihm war es nicht um das Wohl seiner Amts-Unterthanen, sondern um Schuldtheilungs-Sporteln, um Strich- und Anweis-Gelder, um Ab- und Zuschreib-Gebühren, um Zählgelder und Heyraths-Briefe, und in Rücksicht auf die Herrschaft, um frisches Lehngeld zu thun, und das waren die Späne, die gewöhnlich von Concursen abfielen.

Niemand hatte unter diesen Umständen die geringste Achtung gegen Herrn Benedict Blasius; in der Amtsstube zankten und schimpften sich die Parteyen herum wie in einer Bierschenke. So riß Ungehorsam und Grobheit in dem Maße ein, daß man in der Gegend herum, wenn von einem unhöflichen Menschen die Rede war, nur sagte: er ist grob wie ein Traubenheimer Bauer.

Doch lebten auch noch rechtschaffene Männer unter dem Gesindel, wie Loth in Sodom; aber sie waren eben so wenig im Stande, dem allgemeinen Verderben zu steuern. Niklas, Wilhelm, Rommel, Fritz und noch einige wackre Männer des Dorfes hielten zusammen; ihre Wirthschaften standen aufs Beßte; mit ihren Weibern lebten sie friedlich, erzogen ihre Kinder zu guten Leuten, und sahen mit Sehnsucht einer bessern Regierung entgegen, die sie von ihrem Erbherrn Heinrich erwarteten.

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

### Die Leser besuchen den Prediger des Dorfs in seinen Trübsalen.

Was Pfarrer Ehrlich sich selbst geweissagt hatte, traf unter Schlackers Regierung buchstäblich ein. Sein Bemühen, Gutes zu wirken, war größtentheils verloren, und sein verdoppelter Fleiß nur ein Damm gegen das gänzliche Verderben. — Nicht zufrieden, daß er mit jedem Sonntage nachdrücklicher gegen

die einreißenden Laster eifert, besucht er auch die lüderlichen Wirthschafter besonders; oder läßt sie zu sich rufen und spricht unter vier Augen mit ihnen. So lang er Vorstellungen macht, ihnen die häßlichen Folgen ihres Unwesens vor Augen malt, sie an die vorigen goldenen Zeit erinnert und Mittel vorschlägt, wieder zum verlornen Frieden zu gelangen, sind fast alle gerührt, gestehen ihr Unrecht und versprechen mit Hand und Mund, abzulassen: bieten auch zu Hause ihren Weibern die Hand, und wollen wieder gut und glücklich werden. Sie weinen in der Kirche und wischen sich heimlich Thränen vom Auge; sagen: der Prediger hat doch Recht! Wie gut war es in Traubenheim, als wir noch dem seligen Herrn, und dem Vogt und dem Pfarrer gehorchten! Schlacker sinnt doch nur auf unser Verderben. — Aber mit hundert Stricken waren sie ans Elend gefesselt. So stark ihr Wille war, so schwach war ihre Kraft.

Indeß bemühte sich Schlacker das Volk von dem Pfarrer ganz abzuziehen und gegen dessen Warnungen und Mahnungen taub zu machen. Er sprach daher nicht anders als geringschätzig vom geistlichen Stande, und ging Viertel-Jahre lang nicht Einmal zur Kirche. Wenn ihm dann Rulli, Marks oder sonst einer erzählte, wie der Pfarrer über Säufer, Spieler und lüderliche Wirthschafter losgezogen und öffentlich gesagt habe, daß alle Policey aus ihrem Dorfe verbannt sey, — dann sagte Schlacker: das müßt' ein rares Wort seyn, das noch kein Pfaffe geredet hat! Laßt ihn schwatzen! Umsonst hat man keine zwey Ohren. Wißt ihr das Räthsel nicht mehr:

„Es schreyt und schreyt ein Männlein im Holze; aber Niemand gibt Antwort darauf?" — — —

Deß lachten die Zechbrüder und hatten am Ende nur ihren Scherz, wenn sie der Pfarrer, wie sie sagten, von der Kanzel warf; oder sie lästerten den Prediger und sagten: es ist nicht recht, daß er auf die Leute mit Fingern weis't! —

Einmal aber, als er, in Gegenwart des Amtmanns, über das Evangelium vom guten Hirten an einem Nachtmahls-Tage predigte, rief er im Feuer-Eifer aus: Auch unter meine Heerde seh ich den Wolf kommen! Ich habe sie lange, lange gewarnt und in Sicherheit zu bringen gesucht; aber sie stürzt sich selbst in die Zähne des Würgers! — Und hiermit begann er eine Strafpredigt, daß man an Schlackers grimmigen Augen offenbar sah, wer der Wolf war. Endlich aber, als die ganze Gemeine zu zittern anfing, schlug der Wolf die rothen Augen nieder und verwünschte seinen Vorfahr, daß er den Vogtsstuhl ohne Gitter gelassen hatte.

Mit dieser Strafpredigt noch nicht zufrieden, ging Ehrlich in später Nacht desselbigen Tages selbst in Marksens Schenke. Der Zecher waren nur wenige da; denn die Predigt des Vormittags hatte sichtbar gewirkt; die elenden Bursche aber, die ihrer nicht geachtet hatten, warfen flugs die Karten unter den Tisch, als der Pfarrer hereintrat. Ich muß endlich anfangen im Wirthshause zu predigen, hob er an, weil meine Predigten in der Kirche fruchtlos sind. Wißt also, daß ich bereit bin, mein Leben für euch

zu lassen, und das Höllennest zu zerstören, das bisher all meine Arbeiten zerstört hat!

Betroffen über die unerwartete Strafpredigt liefen die Zecher sämmtlich aus der Schenke, wie die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, und Ehrlich ermannte sich nun gegen den Wirth, den er so sehr zu Boden donnerte, daß ihm die Vertheidigung auf den Lippen erstarb. Bey den Worten: Wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am tiefsten ist! — war's ihnen, als hinge schon der Mühlstein an ihrem Halse. Das Weib heulte wie in Verzweiflung, und Marks versprach zitternd, von nun an abzulassen und selbst auf Ordnung und Policey zu sehen, weil es der Amtmann nicht thäte.

Schlacker, der an Sonntagen sonst nie im Wirthshause fehlte, saß indeß daheim und schrieb einen Bericht, in welchem er fürchterlich gegen den Pfarrer loszog und die Sache so vorstellte, als ob dieser in jeder Predigt den derzeitigen Amtmann mit Schmähungen verfolgte; sich in alle Vogt-Amts-Angelegenheiten einzudrängen, das Volk gegen die Obrigkeit zu empören und sich bey jeder Gelegenheit wegen der Entsetzung Wulfings zu rächen suchte. — Herr von Schleich forderte, in den härtesten Ausdrücken, dem Pfarrer Verantwortung ab. Ehrlich folgte dem Befehl und legte die so sehr aufgefallene Predigt bey. Die Ausdrücke sind hart, sagt' er in seiner Verantwortung; aber bey harten Krankheiten nützt wohlschmeckender Zucker nicht! Ich will kein

Eli für meine Beichtkinder werden! — Unter andern dringt er auf Wiederherstellung der Ordnung und Policey, mit dem Beysatze: Ich bin fest überzeugt, daß mich der hochlöbliche Ritterort, als Obervormund, nicht unverhört verdammen wird, wofern es Ewr. Gnaden gefallen sollte, meine Streitsache höhern Orts vorzulegen.

Moritz von Schleich verstand den Wink. Er fürchtete von dem Prediger bey der Ober-Vormundschaft verklagt zu werden, wenn er ihm ablegte. Nothgedrungen gab er also dem Amtmann strenge Weisung, künftig besser über Policey zu wachen; dem Pfarrer aber dankte er heuchlerisch für die Nachrichten vom Zustande des Ortes, damit es scheinen sollte, als hätt' er erst durch das gedachte Verantwortungs-Schreiben die gerechten Beschwerden erfahren; ob er sie gleich vorlängst gewußt, und deßwillen, seit er Vormund war, Langenhausen gemieden hatte; um nicht von den Traubenheimern überlaufen zu werden.

Indeß lauerte Markes nur auf den Ausgang des Klaghandels zwischen dem Amtmann und Pfarrer, um dann, wenn er zu Gunsten des erstern ausfiele, sein Unwesen von vorne zu beginnen; denn er bereute schon wieder sein gegebenes Versprechen. Schlacker aber posaunte sogleich nach Absendung seiner Klagschrift allenthalben aus: daß er, von Vormundschafts wegen, dem bellenden Pfaffen Einhalt werde thun lassen. — Alles war in Erwartung, als unverhofft die Entscheidung, zum Nachtheile des Amtmanns eintraf. Niemand hatte bisher etwas gegen ihn ausgerichtet, und auf einmal war der Pfarrer sein Meister! . . .

Marks kroch nun zum Kreuze, und viele von den übrigen, die den Prediger nur verlassen hatten, weil sie ihn für den schwächern Theil hielten, kehrten zu ihm zurück und lachten des Amtmanns.

---

Leider aber hatte Ehrlich durch Schlackers Schuld seine Gesundheit verloren. — Bey seinem ohnedieß schwächlichen Körper und bey der Reizbarkeit seiner Nerven war es ein Leichtes, durch Kummer und Verdruß ihn aufzureiben. Seit geraumer Zeit war er beständig müde, seine Farbe verbleichte und sein Leib magerte zusehends ab. Die neue Pfarrwohnung trug vielleicht auch zu seinem Uebelbefinden bey. Das Maß seiner Leiden voll zu machen, starb ihm zuerst ein Töchterchen, welches ihm seine Rosina, kurz nach Wulfings Abzuge, geboren hatte, und ehe diese Wunde geheilt war, folgte ein zweyter Schlag, den er in folgendem Briefe seinem Busen-Freunde Wulfing selbst erzählt.

## Ehrlich an Wulfing.

Traubenheim, den 10. Nov. 1713.

Mein Brief*) herzlieber Gevatermann, in welchem ich Dir den frühen Tod meines Töchterleins berichtet und zugleich gesagt habe, daß mein Weib wieder guter Hoffnung sey, war wohl kaum in Deinen Händen, als mich der Herr über Leben und Tod zum zweyten Male heimsuchte. — Die hellen Thränen fallen mir aufs Blatt, indem ich Dir melde, daß mir Gott meine unvergeßliche, meine fromme Rosina heute vor acht Tagen entrissen hat.

*) Ist hier nicht eingerückt.

Von einer zu frühen Niederkunft, (das Kind starb sogleich nach der Geburt) wurde sie, fünf Tage vor ihrem Ende, so sehr mitgenommen, daß kein Mittel des Arztes sie retten konnte. Ach! ich darf nicht an ihre Leiden denken. — — So schwach ihr Körper war; so stark blieb ihr Geist. Sie sprach mir und meinem Konrad (der Dich herzlich grüßt) bis an den letzten Athemzug Trost ein, und befahl mir ausdrücklich, Dir, du Redlicher, ihr letztes Lebewohl zu sagen.

Eine treue Magd, die meine Rosina selbst unterrichtet hat, versieht meine Wirthschaft; ich aber bin so sehr von der Welt abgezogen, daß ich lieber sterben als leben möchte. Nur mein Konrad bindet mich noch an die Zeitlichkeit. Um seiner willen möcht' ich gern noch etliche Jahre hier seyn; aber es neigt sich merklich zum Grabe. Des Morgens lieg' ich täglich im Schweiße; der trockne pickende Husten läßt noch nicht nach; mein Leib zehrt immer weiter ab und die Kräfte mangeln täglich mehr. Auf der Kanzel wird mir der Athem zu kurz, und am Ende bin ich gewöhnlich heiser. Der Arzt räth mir, einen Studenten ins Haus zu nehmen, um meiner schonen und die Cur abwarten zu können. Das ist das Härteste, was mir bevorsteht. — Vielleicht aber macht Gott meinen Leiden bald ein Ende und bringt mich zu meiner verklärten Rosina. Des Herrn Wille geschehe! — Schlacker genießt indeß der Lust, auch über mich zu triumphiren. Der Verdruß, den er mir zugezogen, hat mehr an meinem Leben genagt, als der Kummer über häusliche Leiden. O wie glücklich lebten wir, als Du noch um uns warst!

Für meinen Konrad will ich vorläufig sorgen. Meine Schwägerinn in Bayreuth soll ihn so lange aufnehmen, bis er sich unter den vielen Gewerben, die er da sieht, eines erwählt hat. Studiren soll er nicht, wenn auch das Scherflein, das ich vielleicht zurücklasse, hinreicht.

Gott mache es mit uns allen nach seinem heiligen Rathe! Er erhalte nur Dich gesund, weil Du zu Deinen Arbeiten, in Ermangelung eines festen Soldes, der Gesundheit doppelt bedarfst. Ich bin auf Alles gefaßt und freue mich des Lebens im voraus, wo kein Leid und kein Geschrey mehr seyn wird, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen.

Dein

bis in Grab getreuer

Christian Ehrlich.

---

Seine Gesundheits-Umstände wurden nun täglich wankender, und der Arzt drang ernstlich auf Ablassung von allen Geschäften. Ehrlich nahm also einen jungen Candidaten zu sich, der für ihn einen Theil des Amtes versah. Schlacker aber schrieb nach Ansbach und stellte der Herrschaft vor, wie dringend die Noth sey, einen gesetzten und verständigen Pfarr-Verweser dem Prediger an die Seite zu geben, immaßen das ganze Dorf, unter einem jungen unbärtigen Studenten, den Ehrlich eigenmächtig angenommen habe, verwildern müßte; zumal da die Krankheit langwierig zu werden schiene. Zum Pfarr-Verweser

schlug er seinen Vetter, Herrn Athanasius Glauber, einen alten vergessenen Candidaten, als den tüchtigsten Mann vor, in der Hoffnung, unter dessen Beystande, den ihm verhaßten Prediger gar aus der Welt hinaus zu kränken.

Pfarrer Schorr von Langenhausen war ihm indeß mit einem Fürworte für Herrn Magister Rohling, der mit seiner ältesten Tochter versprochen war, zuvorgekommen, und hatte schon die Zusicherung in Händen, ehe Schlackers Vorschlag in Ansbach eintraf.

Unverhofft erschien also Herr Magister Rohling im Traubenheimer Pfarrhause. Pfarrer Ehrlich machte Schwierigkeiten; auch Schlacker brummte über den Ankömmling; beyde aber scheuten den ungerechten Vormund. Der gute Jüngling, der seit einigen Wochen da war und alles Mögliche gethan hatte, sich gefällig zu machen, mußte weichen, und Magister Rohling nahm im Anfange des Jahres 1714 Besitz von seiner Stelle.

# Sieben und zwanzigstes Kapitel.

## Magister Rohling wird geschildert. Pfarrer Ehrlich stirbt.

---

### Niklas an Wulfing.

Traubenheim, den 26. Dec. 1714.

Gott zum Gruß, lieber Herr Vogt!

Der Herr Pfarrer hat mir Seinen Brief gleich zugestellt, und ich habe mich recht gefreut, daß Er mir die Ehre anthut und an mich schreibt, und daß Er fein gesund ist und Ihm Nichts abgeht. Mit dem Herrn Pfarrer wird es eben immer schlechter. Wenn man auch manchmal meynt, es gehe wieder: so kommt ein neuer Anfall, und der Herr Magister macht ihm das Leben noch obenein blutsauer. Er wünscht wohl, daß unser guter Herr Pfarrer lieber heut' als morgen stürbe; denn er lauert auf das Brod, und der Langenhäuser will ihm, um der Tochter willen, dazu helfen. Er hat einen Kopf so dick wie eine Kloster-Katze und eine große schwarze Perücke drauf, und schreyt auf der Kanzel, daß die Halskrause wackelt. Er hat ein Buch geschrieben, das sieht aus wie ein Kalender, und hat außen herum Goldpapier und ist lateinisch. Auf das Ding ist er Magister worden. Es steht auch sein Name darauf und obendrüber ein andrer, mit größern Buchstaben; aber das lateinische Ding hat der nicht geschrieben, sondern der Magister selbst, wie er sagt, und das, meynt er, könne nicht jeder Dorfpfarrer, und drum gäb's auch so wenige Magister. Schulz Block hat

den Kalender, oder wie man's heißt, von ihm; aber es kann's niemand lesen, und Block kennt die Buchstaben gar nicht. Wir alle merken mittlerweilen nichts von der Gelehrtheit des Magisters, und loben uns unsern alten Herrn Pfarrer, wenn er gleich kein goldpapiernes Ding hat drucken lassen. Da hat man doch Alles verstanden, und hat sich aus seinen Predigten spiegeln können, und ist gescheider worden. Der Magister aber meynt, daß wir Bauern gar keine Begriffe hätten: und darum will er uns erst Begriffe beybringen, und sagt uns allemal, wenn er zu predigen anfängt, was das ist, wovon er redet. Ich weiß aber nicht wie's kommt, daß man immer hintennach weniger weiß, was er gewollt hat, als voraus. An Mariä Verkündigung hat er so viel über die Empfängniß der heiligen Jungfrau gepredigt, daß einen die Kinder gefragt haben und wollten auch einen Begriff haben. In den Kinder-Lehren schänd't er gewaltig, daß die Kinder nichts gelernt haben, und das verdrießt meinen Schwager *). Aber der Magister fragt nach lauter Sachen, die die großen Leute nicht einmal wissen, und niemand weiß recht, wozu man's brauchen soll. Beym Herr Pfarrer Ehrlich hat man doch immer gewußt, warum und wozu? — Wir beten recht fleißig, daß ihn Gott wieder soll gesund werden lassen. — Seine Haushaltung geht auch schlecht. Die treue Magd, die er gehabt hat, hat geheyrathet, und ist nach Langenhausen gezogen, und nun hat er ein Mensch, das nicht viel versteht, aber destomehr

*) Den Schullehrer Lieberich.

abträgt. — Meine Schwester *) geht im Pfarrhause fleißig an die Hand und sieht der Magd auf die Finger. Sie sagt aber, daß nichts zureichen kann, weil der Magister zu viel aufgehn läßt, und die Arzneyen und der Doctor so viel kosten.

Der Herr Pfarrer kann seit lange nichts mehr thun, als daß er seinen Konrad lernen läßt, alle Wochen in die Schule zu meinem Schwager geht, und manchmal zum Zeitvertreibe Harfe spielt. Der kleine Konrad spielt dazu auf der Cyther und singt: aber der Herr Pfarrer kann nicht mehr singen; so schwach ist er auf der Brust. Des Abends besuch' ich ihn manchmal mit meinem Schwager. Es ist ein Jammer, wenn man ihn so ansieht, und doch ist er noch immer freundlich und liebreich; aber seine selige Frau kann er nicht vergessen. Fast allemal red't er von ihr und freut sich, daß er vielleicht bald zu ihr kommt.

Der Herr Amtmann treibt's noch immer nach seiner alten Weise und läßt deutlich merken, daß er des Herrn Pfarrers Unglück für ein Strafgericht Gottes wegen der Wirthshaus-Predigt hält. Auch mit dem Magister steht er nicht sonderlich, weil sein Vetter Glauber nach Traubenheim hat kommen sollen. Doch ist das Haushalten im Dorfe nicht mehr so gar arg, seit der Herr Pfarrer an die Herrschaft geschrieben hat, wie Er schon wissen wird. Deßwillen aber steht der Amtmann doch gut bey der Herrschaft, weil er ihr brav Hasen in die Küche jagt. Da hört man von nichts als von Nachsteuern, Lehngeld und Pachtzins.

*) Marie Lieberich, des vorigen Gattinn.

Am Ende muß man auch seine arme Seele vernachsteuern. Wo sonst die Nachsteuer ganz aufgehoben war oder auf fünf Procent gestanden hat, da muß man jetzt zehn zahlen, uud selbst das, was man auf dem Heyraths-Tage verzehrt, wird mit angesetzt. Alles, bis auf Luft und Wasser, ist verpachtet. Pfannen-Flicker und Scheeren-Schleifer, Salz- Aschen- Hefen- und Lumpen-Händler, Schlotfeger, Musicanten und Fallmeister zahlen Pacht und reissen's wieder an uns herab. Hat man Hochzeit: so darf man nicht einmal durch seine eigenen Leute kochen lassen, weil auch die Kocherey verpachtet ist. Sieht Er, so geht's uns, seit Er fort ist. — Und hiermit Gott befohlen, lieber Herr Vogt! Wir grüßen Ihn recht schön und Seine Schwester.

---

Ich habe noch eine Reihe von Briefen vor mir, in denen Ehrlich selbst dem redlichen Wulfing von seinem Zustande Nachricht gibt. Bald glaubt er zu genesen; bald klagt er von Neuem. Ueber den Verfall seines Hauswesens jammert er verschiedene Male. „Wenn ich noch länger so fort serbe, sagt er: so hinterlaß' ich meinem Konrad Nichts, als meinen väterlichen Segen; aber ich verzage darum nicht. Gott hat es mir auch, da ich von meinen Aeltern fast Nichts hatte als mein Leben, nie an der Nothdurft mangeln lassen, und die Schrift selbst hat den Nachkommen des Gerechten Brod verheißen.

Vom Magister Rohling sagt er: Er ist ein Mensch von rauher Gemüthsart; mein Herz kann ich nicht vor ihm ausschütten, und an meinen Leiden

nimmt er keinen andern Antheil, als den, daß er sich täglich erkundigt, ob's schlimmer wird, weil er mein Stücklein Brod zu erhalten hofft. Vom Mangel weiß er noch nichts. Er ist daher gewöhnlich unbeschreiblich derb, wenn es irgendwo fehlt, und ich bin doch zu arm, ihm Alles zu verschaffen, was ich Zeit Lebens entbehrt und niemals gewünscht habe, weil ich von Kindheit auf an Genügsamkeit gewöhnt war. Am tiefsten kränkt's mich, daß er bey meinen Lebzeiten schon Alles geringschätzig behandelt, was ich gethan und geleistet habe. Die Kinder sind nicht gehörig unterrichtet, und die Erwachsenen haben keine Begriffe. Das sagt er mir sogar ins Gesicht. Mit meinem treuen Schullehrer, dessen Marie mir mit unaussprechlicher Liebe beyspringt, hat er über den Kinder-Unterricht schon hart gestritten: aber ich suche ihn aus der Schule, so lang als möglich, fern zu halten, und besuche sie selbst noch alle Wochen einige Male. Aber die Lebhaftigkeit mangelt mir, mit der ich sonst immer unter meinen Kindern war, und das viele Reden ermattet mich sehr. Der Verdruß, mit welchem Rohling Alles ansieht, was ich gethan habe, rührt wohl unter Anderm auch daher, daß meine Beichtkinder ihm weniger Achtung erweisen als mir, und mich Angesichts seiner oft mehr loben, als mir selbst lieb ist. Die Leiden, die mich seit anderthalb Jahren fast niederdrücken, haben auch meine Feinde versöhnt; nur Schlacker bleibt, wer er war. Rohling ist neidisch, daß mich meine Gemeine bemitleidet, und bedenkt nicht, daß es ein Unglück ist, wenn man Mitleid erregt.

An Kenntnissen fehlt es ihm indeß nicht. Er weiß mancherley; aber Alles liegt rauh und ungeschlacht in seinem Hirne übereinander, das Meiste ist Schulkram und Sylben-Stecherey, und die Gabe, sich Andern deutlich zu machen und Zutrauen zu erwerben, besitzt er eben so wenig, als die Kunst, nur solche Sachen zu wählen, die für den Landmann angenehm und nützlich sind. Dazu kommt eine donnernde Stimme, die er nicht mäßigen kann; ein aufbrausender Eifer, der ihn zu harten Reden verleitet, und ein widerlicher Hochmuth, der ihn zur Verachtung des Landmannes stimmt. Das Alles stößt die Herzen von ihm ab, und sein tägliches Laufen nach Langenhausen, von wo er oft in später Nacht zurückkommt, wird auch nicht zu seiner Ehre gedeutet."

---

Ich übergehe kleine häusliche Begebenheiten und Schicksale, die Pfarrer Ehrlich seinem Freunde Wulfing berichtet, da sie nicht mit der Geschichte des Dorfes zusammenhängen. Genug, die Briefe des guten Mannes werden immer kläglicher. In dem letzten, vom 8. April 1716, nimmt er noch eigenhändig rührenden Abschied. Am zehnten des folgenden Monats schreibt schon

## Lieberich an Wulfing:

Tit. Tit.

Mit der ersten Post muß ich Ew r. ꝛc. die betrübte Nachricht von dem Ableben unsers wohlseligen Herrn Pfarrers ertheilen, welches am letztvergangenen Montage, Nachts gegen zwölf Uhr, erfolgt ist, uns sämmtlich

in herzlichen Kummer versetzt hat, und Ihnen gewiß nicht weniger nahe geht.

Ich weiß, daß Ihnen eine umständliche Beschreibung von seinen letzten Tagen willkommen seyn wird, da Sie, als Gevater und Freund, seit wir den vortrefflichen Mann kennen, so brüderlichen Antheil an ihm genommen haben. Sein letztes Schreiben an Ew r. ꝛc. war, meines Wissens, vom Anfange des verflossenen Monates. Es sind die letzten Zeilen von seiner Hand. — Wenige Tage darauf ward er schon ganz bettlägerig; mußte aber die meiste Zeit im Bette sitzen, weil ihm beym Liegen der Athem entging. Meine Marie, die sich ehrerbietig empfiehlt, war von dieser Zeit an täglich mehrere Stunden um ihn; weil niemand da war, der des Wohlseligen recht gepflegt hätte. Wilhelm Rode, Fritz Rüdiger, mein Schwager und ich haben die letzten zwey Wochen, nebst unsern Weibern, wechselsweise bey ihm gewacht; den Herrn Magister aber sah man nur selten, der überhaupt wenig Theilnahme für Anderer Leiden zu haben scheint. Der Selige trug auch wenig Verlangen nach ihm; weil es einem Sterbenden doch immer nahe geht, einen so kalten Brodlaurer um sich zu sehn. Von seinem Herrn Gevater Wulfing hat er noch oft geredet, und gesagt, daß es ihm der letzte Trost seyn würde, wenn Ew r. ꝛc. nur noch eine Viertel-Stunde lang zugegen seyn könnten, und wir haben es nicht weniger gewünscht; weil der Selige manchmal so gar sehr wegen der gnädigen Frau beklemmt war, und sich allerley Vorwürfe machte, die wir ihm unmöglich ausreden konnten. Er glaubte nämlich, daß er, als Beichtvater, mehr hätte thun sollen, um

sie von Langenhausen und Ansbach zurückzuhalten. Meine Frau und ich stellten ihm dagegen vor, daß er ohnedieß, so lange der hochselige gnädige Herr noch gelebt, viel hundertmal Alles versucht und Nichts ausgerichtet habe; daß es nach dem Tode des sel. Herrn, wegen des Fräuleins von Schleich, noch vergeblicher gewesen seyn würde, und daß er nichts würde bewirkt haben, als die bitterste Feindschaft gegen sich selbst. Auf solche Vorstellungen wurde er gewöhnlich ruhig; aber nur auf so lange, bis die Stunden der Anfechtung wieder kamen. Wir alle hielten ihn schuldfrey; Er allein konnte nicht mit sich zufrieden werden.

Auch wegen seiner häuslichen Umstände war er einmal sehr betrübt; weil er in Sorgen war, daß jemand durch ihn verlieren könnte. Sein Gedächtniß war zu schwach, Alles genau zu überschlagen; ich fing also an, ihm vorzurechnen und zu zeigen, daß noch etwas für seinen Konrad, der fast nicht zu trösten war, übrig bleiben müsse. Das war ihm ein unbeschreiblicher Trost. Nun Gottlob, rief er aus, daß Niemand über mich seufzen darf! Sorgt ja dafür, daß jedermann, der etwas zu fordern hat, befriedigt wird.

Die letzten vier Tage war er ganz heiter, ermahnte seinen Konrad auf das Rührendste zur Frömmigkeit, und stellte ihm seinen Herrn Pathen zum Muster vor; aber der Athem war ihm so kurz, und seine Stimme so heiser, daß man ihn kaum verstehn konnte. Verschiedne seiner Beichtkinder ließ er in den letzten vierzehn Tagen noch zu sich rufen und sprach mit ihnen geheim über ihre Fehler. Sie waren

alle sehr gerührt und gaben ihm die Hand darauf, sich zu bessern. Ludewig und Rulli sagten aber, daß sie bey dem Pfarrer Nichts zu thun hätten. Wir haben indeß, um ihn nicht zu kränken, andre Ausreden erdichtet.

Außer seinem Herrn Beichtvater von Purrbach hat ihn Niemand auf dem Bette besucht, als der Herr Pfarrer von Langenhausen ein einziges Mal. Letztgedachter ging sehr bestürzt von ihm; denn es schien, als ob ihm das Gewissen erwacht wäre, bey dem Anblicke des Elends und Jammers. — Er war immer ein geheimer Feind des Seligen; hätte wenigstens dem Magister, als Schwieger-Vater, ins Gewissen reden und manche Kränkung verhüten können, wenn er gewollt hätte. — Der alte Herr Pfarrer von Purrbach aber hat uns allemal recht aufgerichtet, und ist die letzte Zeit alle Wochen gekommen. Man nennt ihn gewöhnlich den Gesetz-Prediger; aber er meynt es doch herzlich, und ich habe bey seinen Zusprüchen gehört, daß er auch Evangelium verkündigen kann, und so ein Mann ist mir, bey seinem Feuer-Eifer, wenn er gleich jeden Malchus das Schwerdt zieht, weit ehrwürdiger, als der schmeichelnde Frömmler, der Keinem die Wahrheit sagt und vor jeder Schlacht-Suppe verstummt. — Seinen letzten Zuspruch werd' ich zeitlebens nicht vergessen.

Am dritten dieses Monats gegen Mittag glaubten wir schon unsern lieben Herrn Pfarrer zu verlieren; der Husten steckte sich und jeder Athemzug schien der letzte zu seyn; aber er erholte sich noch einmal und schmachtete so fort bis auf den vergangenen Montag.

Da konnte er nichts mehr als ein wenig Wasser und Saft hinunterbringen. Wir mußten ihn an das Fenster führen, oder vielmehr tragen, weil er nach frischer Luft verlangte. Der Tag war eben sehr heiter und die laue Luft that ihm ungemein wohl. „O Gott! ich habe dir noch nie herzlich genug gedankt für die sanfte laue Luft, mit der du mich so oft schon erquickt hast!" sprach er mit schwerem, abgesetztem Athem. — Als gegen Abend die Luft kühler wurde, wollten wir ihn mit Betten einbauen; aber das konnt' er nicht dulden. Wir schlugen Tücher um ihn; auch diese waren ihm beschwerlich, und doch konnt' er sein gewöhnliches Hauskleid noch weniger vertragen, weil ihm Alles zu eng schien. „Gebt mir meinen Priesterrock! — hob er endlich aus der Brust. Ich habe darinn manchen Sterbenden und Verstorbenen gesehn — laßt mich nun selbst darinn sterben!" — Auf sein Verlangen holte mein Weib den Anzug; aber helle Jammer-Thränen liefen uns über die Wangen, daß der weise, der gute, der verdienstvolle Mann, nicht einmal einen Schlafrock zu seiner letzten Bequemlichkeit hatte. Nur er allein, Alles zu entbehren gewohnt, blieb gelassen, nahm den Priesterrock um, und saß so auf seinem Lehnstuhl' am Fenster. Meine Marie hielt ihn eben. Der Mond schien hell auf sein abgezehrtes Gesicht, und auf die tief eingefallenen Augen, mit denen er sehnlich zum Himmel hinaufsah. Das schwarze lang herabhängende Gewand machte den Anblick so schaurig, daß mein Weib vor Entsetzen fast blasser wurde, als der Sterbende. Nie weil ich lebe, werd' ich

diesen Anblick und den Ausruf Ihres Pathen vergessen: „Ach herzguter Vater, wie gern wollt' ich betteln, wenn dir nur nichts abginge!" — Mit einer tröstenden Miene sah Vater Ehrlich auf seinen Sohn. — Er konnte nicht mehr sprechen; aber er legte ihm die Hand auf die Stirn' und schien in seinem Herzen zu segnen.

Bis nach eilf Uhr saß er noch am halbgeöffneten Fenster, und athmete mit jeder Minute schwerer. Ich betete mit ihm. Er faltete die Hände mit Inbrunst, und wollte die Mütze vom Kopfe nehmen: aber der Arm war ihm zu schwach. Gegen halb Zwölf wies er gegen das Bett. Wir brachten ihn dahin zurück. Das Deckbett mußten wir wegnehmen; den Priester-Rock aber ließ er sich nicht abziehen. Wir legten ihn also nieder, wie er am Fenster gesessen hatte. Darauf bot er uns noch einmal die abgezehrte Hand. Der gute Konrad, Wilhelm, Fritz, mein Schwager und die Weiber waren untröstlich. Ich wollte dem Sterbenden noch einmal Saft reichen; aber er konnt' ihn nicht mehr nehmen. Die Magd rief den Magister aus dem Bette. Er kam, und fand den Herrn Pfarrer schon in den letzten Zügen. Kurz und gut sprach er seinen Segen über ihn, und wollte auch uns seinen kalten Trost ins Herz sprechen; — aber wir wandten uns alle von ihm gegen den Sterbenden, und eh' es zwölf Uhr schlug, war sein Lebenslicht sanft erloschen, wie eine Lampe, welcher das Oel gebricht.

Der darauf folgende Donnerstag war sein Beerdigungs-Tag. Ich war Willens, selbst für Alles

zu sorgen; aber der Magister nahm sich der Sache an, und machte viel unnöthige Kosten. — Der Herr Pfarrer von Purrbach hat eine scharfe Predigt gehalten, und den Traubenheimern viel bittere Wahrheiten gesagt. Es war viel Weinens um den Wohlseligen; aber als die Predigt auf den rechten Punct kam, hängten viele die Köpfe vor Schrecken und Scham. Herr Magister Rohling hat in der Grabrede einen ganz andern Ton angestimmt, und sich bey der Gemeine einzuschmeicheln gesucht. Auf jeden Fall wird er mein Herr Pfarrer werden, wovor mir herzlich bangt.

Den armen Konrad, Ihren Taufpathen, habe ich zu mir genommen, und nach Bayreuth an seiner Mutter Schwester geschrieben. Nach des wohlseligen Herrn Pfarrers Verordnung soll er dahin abreisen und sich ein Geschäft ausersehen. Er hat mancherley gelernt, ist ein ungemein fähiger Kopf, und dabey ohne Falsch, kurz, das Ebenbild seines seligen Vaters.

Ich erwarte nun Nachricht von Bayreuth, ob die Geräthschaften des Herrn Pfarrers verkauft werden sollen oder nicht. Ein Theil davon muß auf jeden Fall losgeschlagen werden, wenn man die kleinen Schulden tilgen will; denn an baarem Vermögen ist Nichts mehr vorhanden.

Um nicht auch den dritten Bogen anzufangen, muß ich hier schließen. Nur die tausend ehrerbietigen Grüße des jungen Konrads, der Sie noch von seiner

frühesten Kindheit unbeschreiblich liebt, und die Empfehlungen meiner Frau und meines Schwagers darf ich nicht vergessen noch beyzufügen.

Ewr. u. s. w.

Lieberich.

---

## Acht und zwanzigstes Kapitel.

**Pfarrer Ehrlichs Hinterlassenschaft wird versteigert. Seine Harfe thut Wunder, und sein Konrad findet einen Freund.**

---

Noch ehe Wulfings Antwort einlief, in welcher er seinem Pathen alljährlich 15 fl. von seiner Armuth versprach, erhielt Lieberich von Bayreuth aus den Auftrag, die Hinterlassenschaft des Pfarrers versteigern zu lassen, die vorhandenen Schulden zu bezahlen, und den jungen Konrad nach Bayreuth zu schicken.

Bey der Auction mußte man Alles genau suchen, um noch Etwas Weniges für den jungen Ehrlich zu gewinnen. Magister Rohling, der sich schon vorläufig einzurichten suchte, war sehr böse, daß ihn die Bauern, wenn er ein Angebot that, so fleißig überboten. — Als Block endlich die Harfe emporhielt, und in den Saiten klimperte, um den Strichkunden Lust zu machen, entstand allgemeines Weinen unter der Versammlung. Die Gemeine dachte sich noch einmal lebhaft jene glückliche Zeit, als Ehrlich an Sommer-Abenden bey seinem guten Herrn noch vor der Schloßthüre saß und die müden Schnitter und Schnitterinnen

mit seinem Spiele ergötzte. Rulli, als Meistbietender, erhielt die Harfe, und zog mit ihr auf Kirchweihen, Märkten und Hochzeiten umher.

Ich erwähne deßwillen dieses kleinfügigen Umstandes, weil ich hier einen besondern Auftritt erzählen muß, den die Harfe des guten Predigers in der Folge veranlaßt hat.

Nicht lange nachher war eine Hochzeit in Traubenheim. Franz, der älteste Sohn des Niklas, war Brautführer. Rulli machte seine Spielmanns-Späßchen, und gab den Gästen, welche die nämlichen Einfälle schon hundert Male belacht hatten, wie gewöhnlich, viel zu lachen. In der Nacht, als die Tänzer einmal auf eine Viertel-Stunde ruhten, fing Rulli an, eines seiner Leibstückchen zu spielen und zu singen. Es war ein schändlich verändertes Kirchenlied, voll abscheulicher Zoten und Possen. Alles stand um ihn her und lachte herzinnig darüber! nur Franz sah mit traurigem Blick auf die Harfe. Bedenkst du wohl, Rulli, unterbrach er ihn, daß du die Harfe spielst, zu der ein frommer Mann, das von dir zum Gelächter gemachte Lied in seinen bittersten Leiden als Trostlied gesungen hat? — Rulli verstummte vor Schrecken. — Singt doch fort! das gehört nicht hierher! sagten einige. — Franz hat Recht! Halt's Maul, wir wollen deine Possen nicht mehr! sagten die andern. — Rulli wischte sich die Schweiß-Tropfen von der Stirne und konnte nicht zu sich selbst kommen. Du hast mir die Rede recht zur Unzeit gethan! sagt er endlich. Ich kann nicht mehr singen und spielen. — Das wäre noch schöner! riefen Einige. Bleiben und singen

und spielen mußt du, und wenn du des Teufels würdest! . . Deß bin ich schon und hoff' an euch Cameradschaft, erwiedert Rulli; singen aber und spielen werd' ich euch nicht mehr. Mit Mühe brachten sie's endlich dahin, daß er dießmal noch blieb; aber er nahm statt der Harfe die Fiedel zur Hand; war die ganze Nacht über niedergeschlagen und sein Musikanten-Witz war rein weg. — Von der Zeit an begann er ehrlich und fleißig auf seinem Handwerke zu arbeiten. Trotz alles Zuredens ging er nie wieder in Markfens Schenke; nie wieder als Spielmann zu Tänzen; blieb fleißig zu Hause; sang mit den Seinigen manches fromme Morgen- und Abendlied zu der heiligen Harfe; verabscheute die Zoten und Possen; ward ein guter Vater und liebreicher Ehemann, eiu fleißiger Wirthschafter, und, wie die Folge dieses Buchs zeigen wird, der eifrigste Unterstützer alles Guten.

---

Ich komme nun wieder auf die Versteigerung zurück.

Nach Abzug der vorhandenen Schulden, die sich durch die Begräbniß-Kosten sehr gehäuft hatten, blieben dem jungen Ehrlich nicht mehr als 30 fl., einige Kleidungs-Stücke und seine liebe Cyther zum Erbtheile. — Mit diesen sollte er zu seiner Mutter Schwester, welche an einen Kammer-Diener verheyrathet war, nach Bayreuth wandern.

Herr Lieberich suchte die Reise dahin so wohlfeil als möglich zu veranstalten. Bergfelder Fuhrleute hatten Kaufmanns-Güter bis Streitberg geladen. Mit diesen sollte der funfzehnjährige Konrad abgehn

und von dort aus, mit andern Fuhrleuten die Reise vollenden. Die Bauern von Traubenheim beschenkten ihn fast alle zum Abschiede, so daß sein Bischen Geld sich über 60 Gulden belief. Konrad nahm wehmüthigen Abschied von allen guten Freunden im Dorfe; den wehmüthigsten von seinem Wohlthäter, dem Schullehrer Lieberich. Du gehst, guter Konrad, sagte dieser, so arm von hier aus, als dein rechtschaffener Vater hier angekommen ist. Vertraue Gott, er wird für dich sorgen, und nimm den Trost zum Abschiede, den mir mein Vater hinterlassen hat, als er mich und meine Mutter auch im Mangel verließ: „Wir sind wohl arm, mein Sohn; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.“ — Von solchen Lehren und Tröstungen und von den Segens-Wünschen aller guten Menschen begleitet, zog Konrad mit einem Boten nach Bergfelden, und von da aus mit den Fuhrleuten nach Streitberg.

Im letztgedachten Orte lag er ein Paar Tage still, bis die Fracht umgepackt war und die Reise weiter ging.

Im Wirthshause schlief eben ein junger Savojarde mit einem Murmelthierchen. Konrad vergaß über dem: Schüne Murmelthier, schün tanz, a ha! geh sie raus aus die Kast, du schüne Murmelthier u. s. w. beynahe seinen Kummer. Er nahm selbst den Stock und schwang das Thierchen herum. Dann mußte es mit seinem kleinen Gebieter tanzen und Konrad spielte die Cyther dazu. Er und der Savojarde ruhten auf Einer Streu und waren herzlich vertraut. Am

andern Morgen erwacht Ehrlich. Sein Tanzmeister lag ihm nicht mehr an der Seite; das Käſtchen mit dem ſchöne Murmelthier war nicht mehr da, und der kleine Jammer über Berg und Thal. Der Wirth verzieh die wenigen Kreuzer Schlafgeld, um die er geprellt war, hielt aber ſogleich Umſchau, wegen vermutheten Diebſtahls. Dieß machte auch unſern Konrad aufmerkſam. Er lief nach ſeinem Kleider-Bündelchen hinter dem Ofen, er griff in die Taſche nach ſeinem Beutelchen mit den ſchönen Goldſtücken, welche Lieberich ihm eingewechſelt und mit denen Konrad noch am Abend zuvor ſich Kurzweil gemacht hatte; — Welch ein Schrecken für den armen Ehrlich! — Sein ganzer Reichthum war — ſeine liebe Cyther; mit allem Uebrigen war der junge Dieb über Berg und Thal.

Verlaſſen von allen Bekannten (denn die Bergfelder Fuhrleute waren ſchon zurückgekehrt) und ohne Heller und Pfennig, fing er an herzlich zu weinen. Seine Wanderſchaften waren bisher nicht weiter gegangen, als, in Geſellſchaft ſeines ſel. Vaters, zu einigen Freunden in der Gegend. Er hatte viel aus Büchern gelernt; aber die Welt war ihm unbekannt, wie der Mann im Monde. Er konnte ſich daher von ſeinem Erſtaunen gar nicht erholen, daß nun die Streitberger Fuhrleute nicht einmal Luſt hatten ihn mitzunehmen, vielweniger, auf das Unterpfand ſeiner armen Cyther, für ihn zu zahlen. Es ſollten Boten nach dem jungen Diebe laufen; aber Niemand wollte gehen. Wer bezahlt uns, wenn wir den jungen Schlingel nicht finden? ſagten die Einen —

Da muß man Verhafts-Befehle vom Amte haben, sagten die Andern; ohne sich jedoch um diese zu bemühen. — Ich werde die Auslage nicht machen— sagte der Wirth. Schlafgeld und Zehrung muß ich ohnedieß hinter den Schlot schreiben.

Konrad gerieth beynahe in Verzweiflung. „O lieber Gott, was gibt es für Menschen! Als ich mein Beutelchen hatte, war mir Alles zu Diensten, und nun kennt mich Niemand mehr! O das schöne Geld— die guten Kleider!“ —

In dieser Kümmerniß fand ihn ein reisender Handwerker, eben als die Fuhrleute nach Bayreuth abfahren wollten. Du hast einen großen Fehler gemacht, lieber Junge, sagte dieser, daß du dein Geld hast sehen lassen vor einem Landstreicher und daß du vertraut mit ihm warst; aber tröste dich mit mir! Vor acht Jahren ging es mir nicht besser, als ich von meiner Heimat den ersten Ausflug machte. Sey gutes Muths, du bist noch reicher als ich war; du hast noch eine Cyther übrig. Geh mit den Fuhrleuten bis Bayreuth, singe auf dem Wege vor guten Häusern und spiele darzu.

In der äußersten Noth entschließt sich Konrad, gleich an Ort und Stelle sein Heil zu versuchen. Erst weint er sich noch einmal satt und nimmt dann die Cyther. Mit Herzklopfen geht er vor die Wohnung des Amtmanns, stellt sich in tiefster Beschämung vor die Thüre und singt:

Ich bin vergnügt, wie's Gott mit mir will fügen,
Ihm soll mein Herz und Sinn ganz eigen seyn;
Denn er läßt mich nicht stets im Unfall liegen
Und gibt mir auch nach Regen Sonnenschein, u. s. w.

Die weiche, rührende Stimme, mit der Konrad dieß sang, lockte den Amtmann vor die Thüre. Wo bist du her, Kleiner? fragt er ihn und sieht ihm scharf ins Gesicht. Aus Franken, erwiedert Konrad, und schlägt die Augen nieder. „Wer sind deine Aeltern?“ Sie leben nicht mehr — sagt der Cyther-Spieler, und hebt an herzlich zu weinen. Ich dürfte nicht so elend da stehn, schluchzt er, wenn ich nicht wäre bestohlen worden — und hiermit erzählt er die ganze Geschichte. — Das treuherzige Gesicht des Jungen läßt den Amtmann an der Wahrheit nicht zweifeln. Er will sogleich selbst mit ihm nach dem Wirthshause, um Anstalt zur Einholung des Diebes zu machen und den Wirth zu Rede zu stellen; den Knaben aber vorläufig zu trösten, langt er nach einer guten Wegzehrung in die Tasche. Wer war denn dein Vater? fragt er ihn noch. — Mein guter Vater war Prediger in Traubenheim und hieß Ehrlich, erwiederte Konrad.

O du Herzens-Junge! Sohn meines Wohlthäters! ruft der Amtmann bey diesem Namen aus, und umarmt den verlassenen Waisen, dessen Gesichts-Züge ihm das Bild des Vaters, wie eine Todten-Erscheinung, vor die Seele zaubern. Sey mir willkommen in deiner Armuth und laß dir vergelten, was dein frommer Vater an mir gethan hat!

Voll Entzücken führt er den Knaben zu seiner Gattinn ins Zimmer. Auch sie umarmt ihn, als sie seinen Namen und sein Schicksal hört; aber Ehrlich weiß nicht, wie ihm geschieht, bis ihm endlich erklärt wird, daß sein seliger Vater den Amtmann,

als einen armen Schüler, in Bayreuth unentgeltlich unterrichtet habe. —

Die Leser erinnern sich vielleicht noch zweyer armen Jünglinge, die einst den Vater Ehrlich eine Strecke Wegs aus Bayreuth begleitet hatten *). Einer von ihnen war der dankbare Amtmann, welcher sich noch mit so vieler Liebe seines alten Lehrers erinnerte.

Sein erstes Geschäfte war nun, dem diebischen Savojarden nachsetzen zu lassen; aber vergeblich. Der Wirth mußte Strafe zahlen, daß er den Vorfall nicht augenblicklich bey Amt angezeigt hatte; Konrad aber wurde wieder mit Wäsche, Kleidern, und was ihm sonst nöthig war, liebreich versorgt, in die Schreibstube genommen, und in Allem unterrichtet, was sein künftiges Glück befördern konnte.

Tief gerührt erzählt er, in mehreren Briefen, seinem Pathen Wulfing sein Glück. Mir ging es, sagt er einmal, wie dem jungen Tobias, als er zu Raguel kam **), und ich lerne nun aus der Erfahrung, daß Gott die Tugenden der Aeltern noch an den Kindern belohnt.

*) Kap. 7, S. 44.

**) Tob. 7, 7.

# Neun und zwanzigstes Kapitel.

## Durch allerley Vorfälle wird der erste Grund zu wichtigen Veränderungen gelegt.

Gleich nach Beerdigung des guten Ehrlichs bestürmte Magister Rohling den Herrn Kammer-Junker und die gnädige Frau mit demüthigen Bitten, um die erledigte Stelle. Leider! aber fehlte es sowohl ihm als seiner Braut an dem erforderlichen Nachdrucke; denn der Herr Kammer-Junker hatte den frommen Vorschlag gethan, die Pfarrey zu verkaufen. Herr Blasius Schlacker brachte seinen Vetter Athanasius ebenfalls wieder in Anregung; da diesem, aber nicht minder als jenem, die goldenen Fürsprecher mangelten, so war für Beyde nichts auszurichten. Schlacker, unwillig darüber, beschloß daher, wenigstens einen Strich durch die Rechnung zu machen. Zu dem Ende stellte er der Herrschaft vor, „welchergestalten sich die Gemein-Casse durch den schweren Bau des Pfarrhofes solchermaßen erschöpft habe, daß es unumgänglich nöthig scheinen wolle, die Pfarrey so lange durch einen bloßen Pfarr-Verweser versehen zu lassen, bis von den überschüßigen Pfarr-Einkünften ein Theil der Kosten wieder zurückerstattet seyn würde.“ Der Sache mehr Nachdruck zu geben, ließ er mit einfließen, daß dieß das beßte Mittel seyn würde, die Gemeine, welche wegen neuer Auflagen anfinge schwierig zu werden, wieder zu besänftigen. Ein Paar Unterthanen liefen spornstreichs mit diesem Amts-Berichte nach Ansbach und unterstützten den Vorschlag mündlich. — Moritz von Schleich, der sich,

wie fast alle kleine Tyrannen, vor den Unterthanen fürchtete, willigte ein. Magister Rohling erhielt also, statt der Pfarrey, nur das Decret als Pfarr-Verweser, nebst einer zweydeutigen Vertröstung auf die Zukunft; zum einstweiligen Unterhalte aber nur einen Theil der Pfarr-Besoldung, bey dem er Gelegenheit hatte, sich an Genügsamkeit zu gewöhnen.

Einen ehelustigen Dienst-Bewerber mußte natürlich ein so ungewisser Zustand im Innersten kränken. Er steckte sich also hinter die Gemeine, um durch ihre Vermittelung wenigstens eine Beschränkung der vorläufigen Dienst-Verwesung auf ein Paar Jahre, und feste Zusicherung der Versorgung nach dem Verlaufe derselben auszuwirken. Die gescheiden und braven Dorfs-Nachbarn wünschten aber den kalten, gefühllosen Sylben-Stechers los zu werden, um wieder einen Prediger, wie Ehrlich, zu bekommen; die Lüderlichen aber hielten für gut, den Pfarr-Verweser an der Nase zu führen. — So lange er unser Pfarrer nicht ist, sagten sie, muß er nach unsrer Pfeife tanzen; sitzt er aber einmal im Neste, dann geigt er uns auf, wie sein Vorfahr. Es gefiel ihnen, daß Rohling immer durch die Finger sah. Das Lumpen-Leben nahm wieder überhand, wie vorhin, und ein Vierteljahr ums andre verging, ohne daß jemand Anstalt zur Bittschrift gemacht hätte.

Des ewigen Maulmachens endlich überdrüßig, schrieb Pfarrer Schorr selbst an den Herrn Vormund; sagte gerade heraus, wie Rohling mit seiner Tochter stand, und bat unterthänig für seinen Eidam. Er that sich viel zu gut auf die hohe Gunst seines

gnädigen Herrn, und rechnete mit Zuversicht auf den beßten Erfolg. Aber gefehlt! Die Kammer-Jungfer der gnädigen Frau hatte mehr Verdienst und Gewicht als er. Noch ehe die Schorrische Supplik einlief, hatte sie die gnädige Versicherung erhascht, daß nach ein paar Jahren ihre Hand mit dem Traubenheimer Pfarrdienste zugleich vergeben werden sollte. — Man war daher schon auf Mittel und Wege bedacht, es dem Magister beyzubringen, und die gnädige Frau hatte, aus Liebe zu ihrem Kammer-Mädchen, auf den Geldwucher ganz Verzicht gethan; nun aber wurde durch den vorlauten Schwieger-Papa der ganze Handel verdorben. Er bekam kahle Vertröstungen, und konnte sich gar nicht darein finden, warum sein so vielgeltendes Fürwort dießmal so schlechte Wirkung that.

Niemand war, seiner Vermuthung nach, daran Schuld, als Schlacker. Er ging also mit dem Magister zu Rathe, und Beyde waren unentschlossen, wie man den Zügel nun fassen sollte. Rohling sann nur auf Rache und hielt daher fürs Beßte, die Schandthaten des Amtmanns vor der Herrschaft sämmtlich aufzudecken; Pfarrer Schorr aber war der Meynung nicht. Er kannte den Vormund besser, und fürchtete, den Pfarr-Verweser mit dem Amtmanne zugleich in die Brüche fallen zu sehen. Vor der Hand, sagte er, müssen wir uns um den Beystand des Schmeerbauchs bewerben. Hat er uns den geleistet, dann kann man sich noch immer über das Weitre bedenken!

So geschah's auch. Pfarrer Schorr besuchte voll scheinbarer Freundschaft den Amtmann; lud ihn dringend zu sich ein und ließ ihm vom beßten Weine

vorsetzen. Schlacker hängte sich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen ans volle Glas. Seine Freundschaft aber ging nur den Wein und nicht den Wirth an. Magister Rohling kam indeß oft in das Amthaus, schwieg zu allen Lüderlichkeiten, die durch Schlackers Schuld vorfielen, und glaubte nach einiger Zeit wirklich so weit gekommen zu seyn, als er wünschte. Der Amtmann sollte nun, nachdem schon gegen drey Jahre lang mehr als die Hälfte der Pfarr-Besoldung in die Gemein-Casse gefallen war, Vorstellungen wegen Wiederbesetzung der Pfarrey machen, und den Magister empfehlen. Er versprachs; aber er that es nicht. Noch immer stand er in Hoffnung, seinen Vetter Athanasius an den Platz zu bringen; aber aus Furcht, von dem Magister über die Dorfs-Verwüstung allzu hart verklagt zu werden, suchte er ihn von einem Monate zum andern zu vertrösten. Nur noch ein Jährchen Geduld, sagte er, dann kann ich mit gutem Vorwande das Werk anbringen! Bis dahin ist so viel an dem Hausbau abgezahlt, als unumgänglich nöthig ist.

---

Eben war Rohling im Begriffe, dem Amtmann ernstlicher zu Leibe zu gehn, als im Januar 1720 die unerwartete Nachricht vom plötzlichen Tode der gnädigen Frau einlief.

Nach einem rasenden Tanze hatte sie Schwindel empfunden und sich in einem kalten Nebenzimmer zu erholen gesucht. Das that, wie natürlich, entgegengesetzte Wirkung. Kaum war sie ans Fenster getreten, als ihr alle Sinnen verschwanden. Ein Bedienter sah sie niedersinken, lief ihr entgegen, und eh' eine

Seele zur Hülfe kam, war sie in seinen Armen verschieden.

---

Heinrich von Traubenheim, der indeß Jagdjunker in Gotha geworden war, — beklagte nun herzlich, daß er sich zwölf lange Jahre durch den Vormund hatte abhalten lassen, seine Mutter noch einmal zu sehen; aber beyden war es darum zu thun gewesen, ihn nicht zur Einsicht in ihre Händel kommen zu lassen. Moritz von Schleich hatte daher immer gesorgt, daß Heinrich seine Wechsel richtig erhielt, damit er nicht vom Ausbleiben derselben auf schlechte Wirthschaft schließen möchte, so wie er ihm auch über alle Dorfs-Angelegenheiten einen blauen Dunst zu machen wußte. Nun aber war nicht länger Versteckens zu spielen.

Schon in den letzten Tagen des Januars traf Heinrich mit Gottfried, seinem Hausjäger, in Ansbach ein. Moritz von Schleich war äußerst betreten, als er die Ankunft seines Mündels erfuhr. Heinrich besuchte ihn sogleich, und der Herr Vormund fing in der ersten Viertel-Stunde schon an vorzubauen. Erst lobt er die Verstorbene und setzt dann hinzu; ihr einziger Fehler war der, daß sie den Werth des Geldes nicht kannte. Sie hat ziemlich Schulden zurückgelassen, die größtentheils ohne mein Vorwissen gemacht worden sind, weil ich es für Pflicht hielt, ihr, bey jedem Anlaß, Gegen-Vorstellungen zu machen. Wäre nicht der gegenwärtige Amtmann in Traubenheim so sehr auf das herrschaftliche Interesse bedacht gewesen: so würden die Einkünfte noch weniger ausgereicht haben. — Auf die Weise ging es in

Einem Athem fort, und dabey erstickte er fast seinen Mündel mit Schmeicheleyen und Freundschafts-Versicherungen. Heinrich antwortete auf Alles ganz kurz und endete damit, daß sich das zu seiner Zeit, bey Abnahme der Vormundschaft, von selbst zeigen werde.

Nach weitern Umfragen aber erfuhr er, zu seinem größten Schrecken, die bisherige Verwaltung uud Verwüstung seines Dorfes umständlich, und die Gläubiger seiner Mutter brachten eine fast unglaubliche Summe bey ihm an. Heinrich versprach Allen, welche die Gerechtigkeit und Billigkeit ihrer Forderung erweisen würden, baare Befriedigung, und ritt, ohne von seinem schändlichen Vormunde Abschied zu nehmen, geraden Wegs auf Traubenheim zu.

Gottfried, ein gescheider Bursche, der mit Leib und Seele seinem Herrn anhing, hatte indeß noch hundert Neben-Umstände, die den Amtmann, den Pfarr-Verweser, die Kammer-Jungfer und dergleichen Leute betrafen, erfahren. Auf dem Wege trabte er neben seinem Herrn, und erzählte von Allem, was er in seinem Revier ausgebuscht hatte. Ueber dem Gespräche aber waren beyde ganz unvermerkt vom Wege gerathen und konnten sich nicht mehr zurecht finden. — Zur glücklichen Stunde kam eben ein Bettler des nämlichen Ganges und sprach die Reiter um eine Wegzehrung an. Heinrich fragte nach dem nächsten Dorfe und erfuhr, daß er seitab geritten sey. Geh mit uns Alter, sagte er, bis wir wieder auf der Straße sind, du sollst ein Trinkgeld haben. — Freudig ergriff der arme Mann die Gelegenheit zum Verdienste, stieg im hohen Schnee, übers Querfeld, neben den

Pferden her, und Heinrich und Gottfried verkürzten sich die Zeit durch folgendes Gespräch mit ihm:

Heinrich v. Tr. Woher Alter?

Bettler. Als da unten aus Franken herauf.

Heinrich. Wie heißt der Ort?

Bettler. Traubenheim.

Gottfried. (Zu seinem Herrn) Holla! Glück auf! (gegen den Bettler) Das heißt mir ein Name, der guten Wein bedeutet. — Ist kein Bürgerrecht vacant?

Bettler. Warum nicht? In Traubenheim stehn, des guten Weines wegen, immer Häuser und Güter zu Kaufe. Zieh Er nur hin, wenn Er einen guten Schluck führt.

Heinrich. So? Ist also Traubenheim das Vaterland der Schlucker?

Bettler. Herr, nicht viel besser! und unser Amtmann heißt Schlacker.

Heinrich. Da taugt ihr ja zusammen! Wem gehört das Dorf?

Bettler. Einem Herrn, der gerade so heißt; aber bald nichts mehr davon haben wird als den Namen.

Heinrich. Das ist nicht viel, Alter!

Bettler. Wohl freylich. Es möcht' einen Stein erbarmen, wie der Herr um sein Gut kommt.

Heinrich. Wie er sich bettet, mag er liegen!

Bettler. Ja bettet! Kinder können sich nicht selber betten. Sein Vormund bringt ihn von den Federn aufs Stroh.

Heinrich. Wie heißt der?

Bettler. Moritz von Schleich, und ist Kammer-Junker zu Ansbach.

Gottfried. So ist wohl auch Euer junger Erbherr zu Ansbach?

Bettler. Nein, der ist zu Gotha; das liegt hinter dem Thüringer Wald und ist sächsisch; da ist er Jagdjunker seit zwey Jahren.

Heinrich. So kann er ja kein Kind mehr seyn. — Warum nimmt er sich seines Gutes nicht an?

Bettler. Ja, nehm sich einer 'mal an, wenn er nicht weiß, wie's hängt und liegt, und wenn die Mutter mit dem Vormund in Ein Horn bläs't! . .

Heinrich. So? lebt seine Mutter noch?

Bettler. Seit drey Wochen nicht mehr, Gott habe sie selig! — Nun aber, hoffen wir, soll's besser werden.

Heinrich. Ja, wenn der junge Herr besser ist als der Vormund. —

Bettler. Schlimmer kann er nicht seyn; und der junge Herr hat einen ehrenbraven Vater gehabt. Wir haben uns fast die Augen aus dem Kopfe geweint, als er begraben worden ist; denn so einen Herrn bekommen wir nicht mehr!

Gottfried. Das könnt ihr nicht wissen, Alter!

Bettler. Herr, dazu gehört schon viel! Unter zehntausend Menschen meynt es nicht Einer so gut. Die gnädige Frau war zwar auch gut; aber der gottlose Vormund hat sie verführt und das halbe Dorf zu Grunde gemacht.

Gottfried. Warum geht ihr nicht zum jungen Herrn, daß er eurer sich annimmt?

Bettler. Ei, sorg' Er nicht, das wird schon geschehn, wenn's nicht bald anders wird.

Heinrich. Was ist denn euer Amtmann für ein Mann?

Bettler. Je, das ist ein Mann, — halb Wolf und halb Schwein. — Meynt Er denn, daß ich betteln würde, wenn der nicht wäre?

Heinrich. Wie so?

Bettler. Wenn zehn Hunde an Einem Knochen nagen, dann wird keiner satt.

Heinrich. Wie ist das gemeynt?

Bettler. Ich meyne so: wenn man des Schutzguldens willen alles Gesindel aufnimmt, dann werden der armen Leute so viel, daß keiner mehr Brod hat, weil's an Arbeit fehlt. Wenn ein Kerl im heiligen römischen Reiche nicht unterkommt: so lauft er nach Traubenheim, führt ein Mädel an, und bekommt den Schutz- und Bettelbrief zugleich. Unsrer vierzig Seelen laufen zuverläßig alle Winter im Bettel herum.

Gottfried. Warum treibt ihr denn keine Stuben-Arbeit?

Bettler. Ja Stuben-Arbeit! Vor allen muß man erst eine gelernt haben, und dann auch was daran setzen können. Ueberhaupt hat man keine Lust mehr sich zu tummeln, wenn Alles so haarschlechtig geht, wie bey uns.

Heinrich. Greift euch denn euer Amtmann nicht unter die Arme?

Bettler. Nein, Herr Patron, der macht's noch besser: er kniet uns auf den Hals.

Heinrich. Was thut er euch denn?

Bettler. Die Frag' ist kurz; aber die Antwort geht auf keine Eselshaut. —

So sagt der Bettler, und hebt an, alle Streiche, die wir im fünf und zwanzigsten Kapitel schon gehört haben, nach seiner Art, kräftig zu erzählen. Gelegentlich gedenkt er auch des ehemaligen Vogts und preiset ihn über die Maßen. Nach Prahler-Manier sagt er: Herr! Ich und der Vogt waren Speciale miteinander. Kein Tag verging, daß ich nicht in seinem Hause war. Wäre der noch da, trüg ich den Quersack mein Seele nicht herum!

„Voriges Jahr war ich bey ihm in der Ober-Pfalz. Ich war krank auf dem Wege geworden, und vom nächsten Flecken führte man mich dem Dorfe zu, wo er wohnt. Der verwünschte Brauch, arme Leute, wenn sie krank sind, von Ort zu Ort auf dem Karren fortzuschleppen, hatte mich das Leben schier gekostet, so todt-sterbens-krank wurd' ich. Bettler-Leben, scheint aber den Wenigsten auch Menschen-Leben zu seyn, und der schöne Spruch: was ihr thut einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr Mir gethan, steht meist nur in den Bettel-Briefen und nicht in den Herzen der Leute, die sie lesen. —

„Kaum hatte der Vogt erfahren, daß Ich da war: so kam er selbst und sagte dem Hirten, daß er ja meiner wahrnehmen und mich nicht in den kalten Stall bringen sollte. Seine Schwester brachte mir alle Tage zweymal zu essen, und gleich anfangs ein gutes Kopfkissen, und der Vogt schickte den Bader und kam wohl zehnmal, mich zu besuchen, bis ich

wieder gesund war. Zum Abschiede gab er mir noch sechs Batzen, und ich kann wohl sagen, daß ich crepirt wäre, wie ein armer Hund, wenn er mir nicht geholfen hätte; denn der verdammte Karren war schon wieder angespannt, mich weiter zu schleppen, als er's erfuhr."

Heinrich von Traubenheim erkundigte sich nun auch nach dem Pfarr-Verweser und nach hundert Dingen, die das Dorf betrafen, bis er wieder auf dem rechten Wege war, wo er den ihm so gelegen gekommenen Wegweiser mit einem stattlichen Trinkgelde entließ.

Hier ist auch etwas von mir! rief Gottfried: Aber sagt mir nun auch Euern Namen, Alter!

Ich heiße Hans Kleinmann, erwiederte der Bettler, und setzte den Bettelstab die Straße zurück. Hans Kleinmann war inzwischen niemand anders als der berühmte Hans Großmann, oder der weiland reiche Hans. Was er dem Herrn erzählt hatte, war, bis auf den kleinen Umstand, daß er sich für einen Special des Vogts ausgab, buchstäblich richtig. Vor Jahr und Tagen hatte man ihn wirklich auf der sogenannten Bettelfuhr in Wulfings Wohnort gebracht, welches er bisher, seiner schlechten Streiche willen, die er einst dem Vogte spielen wollte, sorgfältig gemieden hatte. Nun aber stand die Wahl nicht mehr bey Ihm. Durch Zufall war sein Bettelbrief in Wulfings Hände gekommen und dieser freute sich, ein Wohlthäter seines Feindes werden zu können.

Heinrich und Gottfried setzten indeß ihre Reise mit doppelter Begierde fort, um mit eigenen Augen die Verwüstung eines sonst so glücklichen Dorfes zu

sehn. Zwey Stunden vor demselben packte Gottfried den Mantelsack aus. Heinrich zog einen Rock von seinem Hausjäger an, um desto weniger erkannt zu werden, und beyde trafen mit Einbruche der Nacht in Traubenheim ein.

## Dreyßigstes Kapitel.

**Schlacker macht unglücklicher Weise Bekanntschaft mit seinem Herrn. Magister Rohling räumt dem Prediger Heilmann seinen Platz.**

Bey ihrer Ankunft im Rommel'schen Wirthshause fanden sie niemand als Fritzen und den Maurer Rulli.

Woher denn, meine Herren, und wohin zu Land? fragt Rulli. — Von Bamberg her und auf Würzburg zu, erwiedert Heinrich. — Wer sind denn die Herren zu Bamberg und was wollen sie zu Würzburg? fragt Rulli weiter. — Wir sind Forstmänner und haben beym Fürsten zu thun, antwortet Gottfried. —

Fritz, Rulli und der Wirth heben jetzt an wie gelernte Förster vom Waldwesen und von ihrem neuen Anfluge zu erzählen, und bald kommt das Gespräch auf die Dorfsherrschaft, auf den Tod der gnädigen Frau und auf den Herrn Jagdjunker zu Gotha. So Gott will, sehen wir den jungen Herrn nun bald, sagen sie. Seit seinem sechsten Jahre ist er von uns weg; aber er war ein Herzens-Junge! Hiermit erzählen sie seinen Abschied und gelegentlich von der gnädigen Frau, von Wulfing, vom Pfarrer Ehrlich, und noch

ein Langes und Breites vom alten seligen Herrn. Rommel wischte sich, bey Erwähnung des letztern, noch einmal die Thränen aus den Augen. Heinrich kann sich auch nicht mehr bergen, und helle Tropfen rinnen ihm die Wangen herab. — Gottfried setzt das Gespräch fort, weil seinem Herrn die Sprache stockt, und bringt unvermerkt die Rede auf den Amtmann Schlacker, auf den Magister und auf Alles, wovon sie gern nähere Kundschaft hatten. Aber was sie hier erfuhren war nicht die Hälfte von dem, was schon Hans Kleinmann erzählt hatte. Rülli wollte zwar mit einigen Klagen hervorrücken; aber der Wirth sagte: Laß das gut seyn, Nachbar Rulli; es schickt sich nicht, daß man beym Weinglase Gericht hält, und am wenigsten über seine Vorgesetzten. Es wird und muß ja nun bald besser werden. Laß nur unsern jungen Herrn kommen!

Bravo! sagt Heinrich. Ein Dorf, in welchem auf der Bierbank über Groß und Klein Gericht gehalten wird, ist immer ein verdorbenes Nest. Auch gefällt mir's, daß ich so wenig Gäste hier finde. Wirthshaus-Sitzer sind schlechte Wirthschafter. — So gar leer ist's nun eben nicht überall, sagt Fritz. Seit dem jetzigen Herrn Amtmann haben wir noch eine Schenke hier. — So? erwiedert Heinrich; also haben die Zechbrüder in Einer nicht Platz? — Jetzt nicht immer, spricht Rulli. Bey Marks fehlt's oft daran. — Je, Camerad, laß uns doch einmal sehn, wie's da aussieht, spricht Heinrich zu Gottfried, bestellt sich bey Rommel Quartier, und geht mit seinem Hausjäger in die Marksische Schenke.

Er war der Meynung, daß man den Geist eines Volkes nirgends besser kennen lerne, als beym Wein- oder Bierkruge. In Marksens Schenke traf er gegen zwanzig Kunden, unter diesen auch Schlackern an, und überzeugte sich mit eigenen Augen von dem, was Hans ihm gesagt hatte. Schlacker saß mit seinen Spielgesellen und trischackte voll Seelen-Wollust; die gewinnende Karte schlug er mit größter Ungezogenheit auf den Tisch, und bey jedem Verluste stieß er einen Fluch aus. Um ihn her war ein Getümmel von lüderlichen Zechbrüdern, welche die häßlichsten Zoten rissen, indeß ein Paar in der Ecke mit beyden Armen im Weine lagen und ihren Rausch ausschliefen. Heinrich und Gottfried bebten vor dem Jauner-Leben zurück; aber es war ihnen darum zu thun, mit eigenen Augen zu sehn und vor Allem den Amtmann zu sprechen. Sie setzen sich also zu ihm an den Spieltisch und erwarten mit Sehnsucht einen Stillstand, um auch den Mann reden zu hören, der bisher nur gepocht und geflucht hatte.

Endlich ließ die Gesellschaft vom Spiel' ab, und Schlacker wandte sich gegen seinen Herrn; „Woher, guter Freund?" Von Bamberg, sagte Heinrich, aber eine dickbackige Kellermagd unterbrach das Gespräch. Sie reichte dem Herrn Amtmann den Schlaftrunk. Herr Benedict Blasius begann sogleich mit der Grete sehr handgreiflich zu scherzen. Die Gesellschaft schütterte vor Lachen, so oft ihm Grete, nach ihrer Art, den Text las. Nur Heinrich und sein Gottfried saßen starr vor Erstaunen. Herr, sagt zuletzt Gottfried, als sich die Dirne von ihrem triefaugigen

Liebhaber losgewunden hat, wenn ich Luſt hätte ein Mädchen anzuführen: ſo thät' ich's in Traubenheim. Hier ſcheints in dem Puncte gut abzulaufen. — Nicht wahr? unſer einer verſteht Waidmannsbrauch? erwiedert der Dickſack. Aber Heinrich ſteht auf und bricht das Geſpräch ab. Die Policey = Stunde hat wohl ſchon geſchlagen? ſagt er. J, was Policey? ſpaßt einer der Gäſte; die alte Hexe hat uns genug gedrückt. Dem Himmel ſey Dank, daß ſie verbrannt iſt! Ein Anderer: weiß Er, wenn man in Traubenheim nach Hauſe geht? Wenn die Gläſer leer ſind, und die läßt Marks ſchon nicht leer werden; und ſo fängt jeder an nach ſeiner Art zu witzeln; Heinrich aber gibt mit Gottfried gute Nacht, und geht nach der Rommelſchen Schenke zurück. Auf dem Wege ſchlägt er die Hände zuſammen über das herrenloſe Geſindel, und beſonders, daß Schlacker bey der Schande, die ihm die Bauern mit den Späßchen über das Policey = Weſen angethan hatten, noch ſo herzlich lachen und den Bauch halten konnte.

Vor Begierde, ſein armes Dorf aus den Satans-Klauen ſeiner bisherigen Machthaber zu reißen, ritt er des andern Morgens ſogleich, mit Anbruch des Tages, von Traubenheim ab und geraden Wegs zu dem Ritter-Hauptmanne, unter deſſen Bezirk Traubenheim gehörte. Da ſchon etwas von der ſchlechten Verwaltung des Gutes den Ritter = Räthen bekannt war: ſo wurde Heinrich auf der Stelle für volljährig erklart und zur Selbſtverwaltung ſeines Erbgutes ermächtigt.

Mit leichterm Herzen kehrte er nach Gotha zurück, um sich mit seinen Freunden zu berathen, und dann in eigener Person sein Traubenheim von den Blutsaugern und blinden Wächtern zu befreyen, in deren Hand es gefallen war. In Gotha fand er Briefe von seinem lieben Amtmann Blasius und von des Herrn Magister Rohlings Wohlehrwürden, in welchen beyde wegen des leidigen Trauerfalls ihr grundmüthiges Beyleid bezeugten und letzterer sich zur gnädigsten Versorgung demüthigst empfahl.

Heinrich antwortete dem lüderlichen Amtmanne gar nicht; dem Magister aber: daß er unmöglich im Stande sey, zu willfahren, indem er schon einem Andern die Pfarrey zugesagt und überhaupt sich vorgenommen habe, durch Haupt-Veränderungen dem bisherigen Unwesen zu steuern.

Vor Grimm und Unmuth schlug sich Rohling an die Stirne; schrieb auf der Stelle nach Langenhausen an den Pfarrer, legte die Abschrift des erhaltenen Briefes bey, und kündigte kurz und gut die Verbindung mit der Tochter auf. Nun blieb ihm nichts übrig, als, sich am Amtmanne zu rächen. Dieß that er in einem von lauter Gewissenhaftigkeit überfließenden Sünden-Register des Herrn Benedict Blasius Schlacker, welches er unverzüglich dem Herrn Jagdjunker übersandte. Rohling erhielt dafür eine kurze Dankfagung; aber seine Mit-Absicht, die Gunst des gnädigen Herrn und den Traubenheimer Dienst dadurch zu gewinnen, schlug fehl; denn Heinrich liebte nur die Verrätherey, aber nicht den rachsüchtigen Verräther. Mit Schaden gab also der Pfarr-Verweser seine

wenigen Geräthschaften von der Hand und verließ voll Unmuth einen Ort, auf den er sein ganzes Glück schon gebaut hatte. Nach einiger Zeit fand er in Bergfelden eine Stelle als Hauslehrer und endlich in der untern Pfalz ein elendes Stückchen Brod, durch welches er oft genug an den frommen Ehrlich erinnert wurde, den er einst durch Ungenügsamkeit seiner Forderungen, so manchen Seufzer ausgepreßt hatte.

Bald nach Rohlings Abreise traf Friedrich Heilmann, als Prediger, in Traubenheim ein. Sein offenes, von Gesundheit blühendes Gesicht und sein leutseliger Gruß, nahm Alles beym ersten Anblicke für ihn ein. Verschiedne wackere Bauersleute, vornämlich Niklas, Wilhelm, Fritz und Rommel, hatten ihn schon mit allerley Hausgeräth versehen; ein Tisch war schon von der Schullehrerinn auf ihre Kosten für ihn und die Gesellschaft gedeckt, und auch sonst war Vorrath von allerley Lebens-Mitteln im Hause. Vergnügt in diesem traulichen Cirkel feyerte Heilmann den ersten Abend seines Aufenthalts in Traubenheim, und ergötzte sich vorzüglich an seinem wackern Schullehrer, so wie dieser nicht minder vergnügt war, an seinem neuen Prediger einen zweyten Ehrlich wieder zu finden.

---

Niemand aber war geschäftiger als Schlacker. Heilmann hatte kaum das Haus betreten, als er ihm schon alle nur möglichen Dienste erbieten, und auf den kommenden Mittag ihn einladen ließ. Heilmann war über Schlackers Zudringlichkeit verlegen,

weil dessen Absicht, ihn zum Fürsprecher bey dem gnädigen Herrn zu machen, nur allzudeutlich durchleuchtete.

Schlacker konnte indeß dem Betragen des neuen Pfarrers leicht abmerken, wie die Wetter-Wolken standen; aber er hoffte doch noch auf einen zerstreuenden Wind. Seine Hoffnung war um so größer, da er selbst im Windmachen Meister zu seyn glaubte. Zu dem Ende nahm Herr Blasius schon gegen den Pfarrer beyde Backen voll; seine Musikanten-Späßchen hielt er zurück; schwatzte von nichts als von herrschaftlichem Interesse und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes; die Bauern mußten sammt und sonders Aufrührer und unbändige Lügner seyn, und Alles was er selbst verwirkt hatte, schob er dem Magister Rohling in den Busen. — Heilmann nahm das Geplauder ohne Beyfall und ohne Widerspruch an; gab auf die stets wiederkommenden Fragen: Ists nicht so? hab ich nicht Recht? nur durch Achsel-Zucken Antwort und überließ den bessern Bescheid seinem schon auf der Reise begriffenen Herrn.

## Ein und dreyßigstes Kapitel.

**Heinrich von Traubenheim erscheint in einer für sein Dorf sehr erfreulichen Gesellschaft. Schlacker kommt in den Schwitzkasten.**

Am nämlichen Tage, an welchem Heilmann in Traubenheim eintraf, erschien auch in Wulfings ländlicher Wohnung ein Fremdling. Das Anbringen

des Unbekannten war ein Proceß; aber er weigerte sich seinen Namen eher zu entdecken, als er erfahren haben würde, ob der Proceß auch zu gewinnen sey.— Nein, sprach Wulfing nach angehörtem Streitfalle, ein ehrlicher Mann gewinnt Ihren Proceß nicht. Sparen Sie die Kosten. — Aber guter Mann, sagte der Fremdling, wie wenig werden Sie bey Ihrer Ehrlichkeit als Sachwalter verdienen! — „Wenig begehren, ist baares Geld, und wenig brauchen, ein gutes jährliches Einkommen," versetzte Wulfing." Ich sah nie den Genügsamen auf Raub lauern; wohl aber den Geizigen und den Verschwender. — Wollen Sie mein genügsamer Gast seyn?" Hier wieß er auf ein kleines Tischchen, das eben mit Butter und Brod zur Abendmahlzeit besetzt war. Freudig nahm der Fremdling die Einladung an. — Arm war die Bewirthung; aber Wulfing und seine Schwester würzten das kleine Mahl mit trautem Gespräche. Unter andern fiel dieses auch auf die Schicksale des Vogts. Seine Schwester, welcher die Zunge nie so gelöset war, als wenn der unedlen Behandlung ihres Bruders in Traubenheim gedacht wurde, gerieth in Heftigkeit; Wulfing aber unterbrach sie, und erzählte mit äußerster Mäßigung sein unverschuldetes Schicksal; mit Entzücken aber schilderte er die glücklichen Stunden, die er einst in Gesellschaft des seligen Vaters Gustav zu Traubenheim verlebt hatte. Nichts wünschte ich sehnlicher, setzte er hinzu, als vor meinem Ende noch zu sehen, was aus dem einzigen Sohne meines unvergeßlichen Herrn geworden ist. Er war das Ebenbild seines Vaters, und ein Kind voll Liebe und Unschuld.

O, wie er sich um meinen Hals schlang, als ich ihn zum Abschiede an mein Herz drückte, und dann nach der Kutsche trug!

„Sehn Sie ihn hier wieder an Ihrem Herzen und in Ihren Armen! ruft Heinrich, der Fremdling, und fällt seinem alten Freunde mit Freuden-Thränen um den Hals. Wulfing kann sich kaum von der Ueberraschung erholen. Auf einmal erwacht er aus seinem Taumel, und schließt seinen unerwarteten Gast in die Arme. Ja, ruft er, das ist der gute, treue Heinrich, das Ebenbild seines Vaters! Willkommen in meiner Hütte, Sohn meines Wohlthäters und Erbe seiner Tugenden! — Und hiermit küßt er den schönen blühenden Jüngling mit väterlicher Zärtlichkeit. Gott sey gepriesen, sagt er dann, daß ich diesen fröhlichen Tag noch erlebt habe! Ihr Besuch, theurer Heinrich, ist mir Genugthuung für alle unverschuldete Leiden meines Lebens! — Heinrich erzählt nun seine Schicksale und den frühen, unerwarteten Tod seiner Mutter. — Wie? todt ist sie? ruft Wulfing erschrocken, und helle Thränen rinnen ihm die braunen Wangen herab. Ach sie war einst gut, wie ein Engel, sagt er; aber sie kannte die Welt und ihre Verführungen nicht.

Heinrich kommt nun auch auf den Befund ihrer Wirthschaft, auf seinen geheimen Besuch in der Marksischen Winkel-Schenke, auf Alles, was er da gehört und gesehen, auf seine Verrichtung bey dem Ritter-Canton und auf den ersten Schritt zum Besseren, den er durch Ernennung eines braven Pfarrers gethan habe. Noch aber ist ein Hauptschritt übrig, fuhr er fort, ohne welchen dem gesunkenen Dorfe nicht aufgeholfen

werden kann; ich meyne die Entsetzung des bisherigen Amtmanns. Vergönnen Sie mir also die Freude, lieber Herr Vogt, Ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Ihnen das wieder eröffnete Amt aufs neue zu übertragen, dessen Sie mein böser Vormund so schändlich beraubt hat.

Ach, gnädiger Herr! sagt Wulfing tief gerührt, ich bin durch Ihr Zutrauen und durch dieses Anerbieten reichlich entschädigt für alles erlittene Unrecht. Lassen Sie mich in dieser armseligen Hütte mein Leben beschließen. Vielleicht bessert sich Schlacker unter einer strengern Aufsicht. —

Bessern?? ruft Heinrich von Traubenheim in größter Hastigkeit aus; wie ist bey einem Menschen an Besserung zu denken, der alles Gefühl für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande ausgezogen hat? Schlechterdings werd' ich den Weinschlauch und Missethäter keine Woche länger in meinen Diensten behalten. Ich beschwöre Sie bey Ihrer Liebe zu meinem seligen Vater, vergönnen Sie mir die Freude, Sie wieder mit Ehren in eine Wohnung einzuführen, aus der Sie Bosheit und Brodsucht verstoßen hat!

Aber, beßter Herr, erwieberte Wulfing, wie soll ich alter ein und siebenzigjähriger Mann ein verwildertes Volk bändigen? Man wird bald meiner, wie des Elisa, spotten, und mein Daseyn wird Ihnen zur Last werden. Ein junger thätiger Mann kann Ihnen beßre Dienste leisten. — Wollen Sie ja für mich und meine treue Schwester etwas thun: so lassen Sie uns die 600 fl., die ich bey meiner Verstoßung aus

Traubenheim in baarem Gelde eingebüßt habe, wieder zurückzahlen: denn wirklich entfällt mir oft beynahe das Vertrauen zu Gott, wenn ich bedenke, daß ich nichts mehr habe, als diesen kahlen Kopf, und diese schon zitternde Hand.

Nein, ehrlicher Greis! ruft Heinrich mit zudringlicher Stimme; ich werde nicht gehn ohne Ihre Begleitung! Sie müssen mit mir nach Traubenheim, um das verlorne Geld und Amt zugleich wieder in Empfang zu nehmen. Ihr Alter wird mir nie zur Last werden. Ihr Ansehn und Ihre Erfahrung werden mehr wirken, als das Feuer eines Jünglings. Sie müssen, Sie müssen mit mir, lieber Wulfing!

O Bruder, Bruder, wo denkst du hin? warum willst du nicht folgen? ruft Wulfings Schwester. O laß uns wieder nach Traubenheim! Wie es uns da vor den letzten Stürmen so wohl ging, und wie glücklich du wärst!

Nun wohlan! sagt der alte Vogt, und beut dem Junker die Hand. Der Herr hat Sie zu mir gesendet, und wohin des Herrn Engel mich führt, bin ich bereit auch zu gehen. Aber, menschenfreundlicher Herr! ich fühle, daß ich nicht mehr Alles für Sie seyn kann, was ich gerne seyn möchte. Dürft' ich daher nicht sogleich um einen Amtshelfer auf meine Kosten bitten? und zwar... Doch ich wage auf Einmal zuviel! —

Ohne Umschweif, Vater Wulfing! sagt Heinrich. Der Mann, den Sie empfehlen, ist gewiß der Empfehlung werth.

Ist wenigstens durch seinen würdigen Vater empfohlen, fährt der Alte fort; denn es ist kein

Andrer, als der Sohn des mir ewig unvergeßlichen Pfarrers Ehrlich. Er wird nicht nur seine Amts-Pflichten mit Verstand, Eifer und Treue erfüllen, sondern auch mit meinem Alter Geduld tragen; und ich bin gewohnt, mich so einzuschränken, daß ich für ihn keine schwere Last seyn werde.

Mit Freuden versprach Heinrich sogleich die Beysetzung des jungen Ehrlichs, und wiederholte das Versprechen mit erhöhter Herzlichkeit, als er die Geschichte des armen Jünglings erfuhr.

So war in ein Paar Minuten Alles im Reinen. Nur Eine Bitte hatte Wulfing noch auf dem Herzen. Er wünschte nämlich, die Schlacker'schen Händel durch einen Unpartheyischen untersucht zu sehn, weil sein Verfahren für Rachsucht möchte gehalten werden. Hier aber war Heinrich weniger nachgiebig. Einen unpartheyischeren Richter, sagte er, kann Schlacker nicht finden, als Sie. Seine Amts-Entsetzung ist übrigens meine Sache. Ich habe Klagen in der Hand, die er nicht widerlegen kann, und von seiner verächtlichen Aufführung bin ich selbst Zeuge gewesen.

Wulfing entschloß sich also zur Untersuchung, während seine Schwester den Hausjäger des gnädigen Herrn aus dem Wirthshause rief. Ungeduldig hatte dieser der Freude geharrt, den braven Vogt kennen zu lernen. Voll heißer Begierde lief er nach der Wohnung desselben, drückte ihm beym Eintritte herzlich die Hand und wollte sogleich mit Sack und Pack den ehrlichen Alten nach Traubenheim bringen; Wulfing aber ließ alles, bis zum Ausgange der Sache, zurück. Sein armes Reise-Geräth war in wenig Minuten bey-

sammen, und am kommenden Morgen rollte schon der Wagen auf Traubenheim zu. In Nürnberg verweilten sie einen Tag miteinander; Wulfing schien seine Jugend wieder gefunden zu haben; aber bang und freudig zugleich schlug ihm das Herz, als er den Thurm von Traubenheim sah, und noch mehr, als auf einmal der Wagen vor Schlackers Wohnung stand.

Mit schweren Tritten watschelte der Weinschlauch die Treppe herab, die ankommenden Gäste zu bewillkommen. — Er erwartete frohe Gesellschaft und beklagte nur bey sich selbst, daß eben seine Petronella verreis't war. — Aber welche Verlegenheit! — die beyden Forstmänner, die er unlängst in Marksens Schenke gesprochen hatte, kamen ihm mit Wulfing entgegen. — Die Gesellschaft des letztern und der stattliche Aufzug des einen der Förster ließen ihn nichts Gutes ahnen. — Er wischte seine Triefaugen, um recht zu sehn: aber Heinrich von Traubenheim, der sich sogleich zu erkennen gab, überhob ihn des Rathens. Schlacker machte überschwänglich viel Bücklinge; murmelte eins von der gehabten Ehre, Hochdieselben im Wirthshause zu sehn; vom Nichtgekannthaben, und unterlaßnem Respect; aber nichts hing zusammen, und Wulfings Anblick brachte ihn so ganz außer Fassung, daß er nicht einmal Muth hatte ihn anzusehn. In der größten Verlegenheit fiel ihm noch ein, daß er in der Nachtmütze da stand. „Bitt' unterthänig, sagte er, daß ich in der Schlafmütze" . . . Herr, antwortet Heinrich, wenn es nur unter der Schlafmütze, und hier, (indem er aufs Herz zeigt) gut steht, dann bedarf man keiner Entschuldigung und keiner Perücke bey mir;

aber was stehn wir im Hofe? Wo ist Ihre Gerichtsstube? — Hier oben, erwiedert Schlacker und läuft in der Betäubung voran, um sich geschwind in seine Staats-Perücke zu stecken. Heinrich, Wulfing und Gottfried gehen indeß in die Amtsstube. — Wer seyd Ihr? fragt der gnädige Herr einen Bauer, der eben mit dem Hut auf dem Kopfe da stand. Ich bin der Herr Schulz von hier, erwiedert dieser, und hält ganz bedächtlich den halbabgezogenen Hut ans rechte Ohr. „Wie heißt Ihr?" — Ich heiße Block. „Was macht Ihr hier?" — Der Amtmann hat gesagt, daß ich ihn abholen soll zu meinem Vetter Marks.

Schlacker. (mit der Perücke geziert, im Hereintreten, zum Schulz Block) Nun könnt Ihr nur in Gottes Namen gehn.

Block. So? wird heute nichts daraus?

Schlacker. Nein, ich kann die Sache dießmal nicht vornehmen, weil ich die Gnade habe, von unserm gnädigen Herrn, wie Ihr seht. . .

Heinrich von Tr. (spöttelnd.) Bleibt hier, Nachbar Block. An Amts-Arbeiten will ich keinem hinderlich seyn.

Schlacker. Es sind nur Kleinigkeiten, Ewr. Gnaden.

Block. Ja wohl, die Schenke läuft nicht davon. —

Heinrich. (gegen den Amtmann, auf Wulfing hinweisend) Sie kennen doch meinen alten Freund noch, den ich hier mitbringe?

Schlacker. Wenn mir recht ist, gnädiger Herr. — Ich leide beständig an den Augen.

Heinrich. Und doch haben Sie mich und meinen Hausjäger, wie es scheint, sogleich wieder erkannt?

Schlacker. Unterthänig aufzuwarten. Der Fall war mir noch in frischem Andenken. Ewr. Gnaden werden indeß verzeihen, daß ich damals ....

Heinrich. Ersparen Sie den Athem!.. Wo sind die Schlüssel zur Amtsstube und zum Archiv?

Schlacker. Ach! Ewr. Gnaden geruhen nur erst meine Vertheidigung zu hören, wenn etwas Mißliebiges etwa ....

Block. Nu, Herr Amtmann, die Schlüssel kann Er ja wohl hergeben: das Haus gehört ohnedieß ja dem gnädigen Herrn.

Schlacker. Schweigt doch und geht!

Heinrich. (Zum Schulzen:) Nein, nein! bleibt, bleibt, Nachbar. Ich hab' auch mit Euch noch zu reden.

Schlacker. Ewr. Gnaden geruhen nur. ....

Heinrich. Ich habe schon satt geruht — — Wo sind die Schlüssel? — Zur Vertheidigung ist es noch immer Zeit; nur stellen Sie nicht die Wirthsmagd zur Zeuginn auf.

Schlacker. So bitt' ich nur unterthänig um einen unpartheyischen Commissär. —

Heinrich. (Mit tiefer und langsamer Stimme.) Es gab eine Zeit, Herr Schlacker, wo Sie die Angelegenheiten eines Mannes untersuchten, auf dessen Dienst Sie das Decret schon in der Tasche trugen. Halten Sie das für billiger, als wenn ich die Commission einem Manne übertrage, für dessen Redlichkeit das ganze Dorf zeugt?

Wulfing. (Gegen Schlackern.) Lieber Herr Amtmann, Sie kennen mich nicht, wenn Sie mich einer Rachsucht fähig halten. Mein Herz hat Ihnen längst vergeben. Hier ist auch die Hand eines redlichen Mannes. Find' ich etwas zu Ihrer Entschuldigung: so bin ich der Erste, der es hervorsucht und Ihnen ein Beyspiel gibt, wie man gerecht auch gegen Feinde verfährt.

Heinrich. (Ernstlich, gegen den Amtmann.) Sie haben also nichts als Recht zu erwarten; aber das ist es eben, wovor Ihnen bangt. — Die Zeiten der Vormundschaft und der Dorfs-Verwüstung sind indeß vorüber. — Wo sind die Schlüssel?

Nothgedrungen und zitternd übergab sie Schlacker dem gnädigen Herrn, und dieser reichte sie dem Vogte Wulfing mit den Worten hin:

Hier, edelmüthiger, verfolgter Mann! Ich erwarte weder Schonung noch Strenge, sondern Gerechtigkeit!

Verlegen stand Wulfing und zog die Hand zurück, wie vor glühenden Kohlen.

Ich gab diese Schlüssel, sagte er, vor elf Jahren mit leichterem Herzen zurück, als ich heute sie wieder empfange; denn ich wünsche nichts sehnlicher, als dem Herrn Amtmann gewinnen zu helfen, was ich durch ihn verloren habe.

Während dieses Auftritts stand Schlacker am Schreibtische mit einem Gesichte voll Schaam, Ingrimm und Wehmuth. Neben ihm lehnte Block, sein theurer Gehülfe, sah stier in die Welt hinein und fletschte das Maul; denn noch immer war er aus

dem Handel nicht klug. Gottfried aber, der aus Vorsicht, daß ja kein Blättchen verloren ging, das dem Amtmann den Hals brechen könnte, Alles, was auf dem Schreib-Tische lag, zusammengeschnürt hatte, sah mit Wohlgefallen seinem Herrn in die Augen, als ob er sagen wollte: das war gut gemacht!

---

Als Wulfing die Schlüssel in Empfang genommen hatte, wandte sich Heinrich von Traubenheim auch gegen den Schulzen: — Eure Sachen bedürfen keiner Untersuchung, sagt er. Ihr seyd an Euern Fehlern so unschuldig als an Eurer Erwählung zum Schulzen-Amte. Geht also ruhig nach Hause; nur den Titel nehm' ich Euch hiermit ab; — das Amt selbst habt Ihr ohnedieß nie verwaltet.

Block. Nein, Herr Junker, das hat dem Amtmann gehört, drein hab' ich mich nicht gemelirt, und auch keinen Schlüssel in die Hand gebracht.

Gottfried. Versteht Ihr denn nicht? vom Schulzen-Amte ist die Rede.

Block. So? und nu, was soll's damit?

Heinrich. Ihr sollt jetzt aufhören Schulze zu seyn, weil Ihr Euch nicht dazu schickt.

Block. Des Dings hab' ich ohnedieß satt; man hat nichts als Spott und Verdruß dabey, und das Trischacken kost't einem verzweifelt viel Geld. Aber das sag' ich, ein für allemal, daß ich ein ehrlicher Mann bin; und wenn der Herr Amtmann etwa Verdruß kriegt: so soll er mir keine Schuld geben; ich bin kein solcher Vetter, wie der selige Janhagel!

(Schluß der ersten Hälfte.)

# Geschichte

des Dörfchens

# Traubenheim.

Von

J. F. Schlez.

---

Letzte Hälfte.

## Zwey und dreyßigstes Kapitel.

**Schlacker wird von seiner Haus-Ehre gescholten, von seinen Freunden verlassen, von einem Zechbruder verfolgt und von seinen Feinden geschützt.**

Glocken-Geläute würde sich kaum schneller im Dorfe verbreitet haben, als die Nachricht von Heinrichs und Wulfings Ankunft. Die neugierigen Kinder waren schon vor Schlackers Wohnung versammelt, und Groß und Klein hing an den Fenstern, als Block, seiner Amtsbürden entledigt, nach Hause ging.

Holla, Herr Schulz! was gibts Neues? fragt ihn Alles zur Rechten und Linken. „Gebt euern Jungen ein Trinkgeld und geht selbst!“ brummte Block in den Bart; denn sein Amts-Titel klang ihm schon wie ein Spott-Name, die Neuigkeit aber, nach welcher gefragt wurde, wie das Labet im Kartenspiel.

Hinter ihm her sucht Gottfried das Schulhaus und reizt dadurch die Neugier des Volkes aufs Höchste; niemand aber untersteht sich, den vornehmen Herrn mit grünem Rock und silbernen Tressen um seine Verrichtung zu fragen. Destomehr wird die von ihm gerufene Frau Lieberich angefallen, welche, wie Gehast

durchs Dorf eilt, um schleunig das Schloß zu öffnen und für den guädigen Herrn den Abend-Tisch zu bereiten.

---

Kaum hatten Heinrich und Wulfing die Amts-Stube verlassen, als Frau Petronella von ihrer Spatzierfahrt zurück kam. Das Meyerey-Gesinde stand müßig im Hofe; niemand aber verlangte, wie sonst wohl, ihr hülfreiche Hand zu bieten. — Da ergrimmte die gestrenge Frau und fuhr das gaffende Dienstvolk an: „Nu? steht ihr wieder da und habt die Zunge im Maul?" — Und Sie, Frau Petronella, erwiedert der Großknecht, hat Ihre wohl niche in der Stadt gelassen. — „Was? Frau Petronella? Wart, ich will dich be-petronellen!" kreischt sie dagegen, — und eilt, zorniger als ein Truthahn, die Treppe hinauf, um das grobe Gesindel beym Herrn Gemahl zu verklagen. Dieser aber sitzt hinter dem Ofen im Sorgstuhl und rührt und regt sich nicht.

Petronella. (Die Hände zusammenschlagend.) Daß's Gott im Himmel erbarm! Sitzt er wieder da, der alte Schlemmer, und hat die Bengeleyen des Großknechts verschlafen?

Schlacker. Schläfert mich heute wahrlich nicht!

Petronella. Je nun so rühr' dich und lies dem ungezogenen Gesindel den Text!

Schlacker. Doch nicht Matthäi am letzten, wie mir vor einer Stunde der Junker?

Petronella. (Erschrocken.) Alle guten Geister! — der Junker? Ist er hier?

Schlacker. Und Wulfing in seiner Gesellschaft.

Petronella. (Noch erschrockner.) Und nun? — was sagt er? —

Schlacker. Nicht viel. Die Schlüssel hat er mir abgenommen und Wulfing ist unser Richter. —

Petronella. (In der Stube umherfahrend.) Potz Stern und kein End! daß eben Ich nicht zu Hause war! — Wie wirst Du dich wieder gestellt haben?

Schlacker. Nicht so ungebehrdig wie du. Die Sache ging über Bausch und Bogen, und Reden und Schweigen galt eins so viel wie das andre. — Der Vogt — der Vogt ist unser Untergang!

Petronella. Mag leicht, daß so ein Plumpsack, wie du bist, untergeht. — Wie wird dir's einmal werden, wenn Ich nicht mehr für dich red' und sorge, du Saufaus!

Schlacker. Besser als jetzt. — Aber geh nur, geh nur und rede dich satt; nur mit mir nicht!

Petronella. Das will ich auch! — Potz Stern und kein End! Ich habe wohl mit andern Leuten gesprochen. Den kahlköpfigen Vogt perhorrestir' ich schlechtweg. Du Tollpatsch aber warst nicht so klug.

Schlacker. Perhorrescirt und excipirt*) genug; — aber der Jagdjunker kennt kein Recht, als das Jägerrecht vom Waidwerke.

Petronella. Und ich werde ihm zeigen quid juris, wenn er's noch nicht versteht.

*) Verschlagen und eingewendet.

Schleunig brachte sie den verzausten Kopfputz in Ordnung und rauschte die Treppe hinab.

Heinrich und Wulfing saßen eben mit Heilmann und Lieberich am Abend-Tische. Unangemeldet drängt sich Frau Petronella ins Zimmer und bittet unterthänigst um die Gnade, den Herrn Junker unter vier Augen sprechen zu dürfen. — „Ich kenne keine Heimlichkeiten, die meine Freunde hier nicht wissen dürften!" erwiedert Heinrich. —

Verlassen von dem Glücke, welches ihr weiland unter vier Augen so günstig war, beginnt also Frau Petronelle vor acht Augen und Ohren ihr Sachwalters-Amt; der kühne Muth aber, den sie vor ihrem Gespons gezeigt hatte, war ihr ganz in die Kniee gefallen. Nicht einmal um einen andern Commissär wagt sie in Wulfings Angesicht zu bitten. De- und wehmüthig gesteht sie vielmehr selbst, daß viel Mißliebiges vorgegangen sey; wälzt aber alle Schuld auf den Vormund von Schleich und ruft Ach! und Weh! über ihn aus.

Heinrich bleibt indeß bey allen Wehklagen und Liebkosungen ungerührt wie ein Fels. Das Ende der ganzen Verhandlung ist: „Männer-Händel müssen unter Männern ausgemacht werden!"

Mit dieser Abfertigung kommt die gestrenge Frau wieder nach Hause. Herr Benedict sieht schon von fern' an ihrem rüstigen Gange den empfangnen Bescheid. — Potz Stern und kein End! knirscht sie beym Eintritt ins Zimmer und reißt Bänder und Kleider vom Leibe: Das ist ein Unhold; ein Mensch ohne Rissong! — Aber siehst du, alter Weinschlauch! so geht's! Das verfluchte Saufen hat dich um deine

gesunden Augen gebracht und bringt dich auch noch ums Brod. Wie oft hab' ich dich gewarnt und ausschändirt, du garstiger Wanst! All dein Lebtage wärst du zu keinem Dienste gelangt, hätt' Ich dir nicht dazu verholfen; aber ein Kerl wie du verliert das Brod aus dem Sacke. —

In gleichem Tone zankte sich das Ehepaar die ganze Nacht unter der Decke herum; heilig aber sind die Geheimnisse des Ehebettes. Ich lasse den grünen Vorhang darüber fallen und komme zu den Auftritten des folgenden Tages.

---

Heinrichs und Wulfings Ankunft hatte während deß ganz entgegengesetzte Bewegungen im Dorfe veranlaßt. Der beßte Theil freute sich der endlichen Erlösung; die Müßiggänger und Schwänke-Macher aber nahmen die Litaney zur Hand. Ihnen bangte vor einem Herrn, der sein Gut mit solchen Bewillkommungen antrat. Unter der Lumpenzunft war Hans vielleicht der Einzige, der über Wulfings Ankunft frohlockte. Am frühesten Morgen des folgenden Tages lief er schon ins Schloß, dem ehrlichen Vogte noch einmal sein Vergelts-Gott zu sagen *). — Aber welch ein Anblick, als er ins Zimmer trat! Da stand einer der Reiter, denen er im verflossnen Winter den Weg gezeigt hatte, leibhaftig vor ihm. Es war Gottfried, der auch ihn auf den ersten Blick erkannte und ihm zurief: willkommen, Kleinmann! Treffen wir hier zusammen, wie die Fuchsbälge beym Kürschner? —

*) Wofür? findet man S. 230 u. 231.

Ach ja, du mein Gott! sagt Hans erschrocken, wer hätte das gedacht, gnädiger Herr Junker? — Zuviel Ehre für seinen Hausjäger! versetzt Gottfried. Wenn ich aber auch der wäre, für den du mich ansiehst, warum so verlegen, du alter Special des Herrn Vogts?

In dem Augenblicke trat Wulfing mit dem gnädigen Herrn ins Zimmer. Durch einen herzlichen Handschlag reißt er den armen Hans aus der Verwirrung, und dieser flüstert ihm ungesäumt ins Ohr: ach, liebster Herr Vogt, Er hat doch dem Herrn Jagdjunker nichts von meinen Concurs-Geldern gesagt! — Nein! erwiedert Wulfing — und neues Leben kehrt dem armen Schlucker zurück. Seine Freude-Bezeugungen über das Glück, die beyden Reisenden, vor Allen aber, den Herrn Vogt wieder zu sehen, wurden nun possirlich rührend. Dem letztern drückte er alle Augenblicke die Hand. „Wäre weiß Gott und wahrhaftig krepirt wie ein armer Hund, wenn Er nicht gewesen wäre! Gott Lob! daß ich noch lebe, weil Er wieder da ist! Nun will ich aber mein Lebtage nicht mehr mit dem Quersacke herumziehn! Aller Muth kommt mir wieder; und, nicht wahr, Er sorgt dafür, daß mich der gnädige Herr manchmal ein Paar Heller in der Meyerey verdienen läßt?" — Heinrich versprach es ihm selbst, gab ihm ein kleines Geschenk und ging dann mit dem Vogt und seinem Hausjäger durchs Dorf.

So springen Kinder ihren vom Markte zurückkommenden Aeltern entgegen, wie die Edlern des Dorfes ihrem alten Wulfing und dem jungen gnädigen

Herrn. Dem Vogte wagen sie sogleich die Hand zu drücken; vor dem Junker aber machen sie nur einen demüthigen Scharrfuß oder Knicks. Als er jedoch so gar freundlich mit ihnen spricht, bekommen sie Muth, auch mit ihm zu schwatzen. Ei, ei, sagen sie und wundern mit den Fingern, was der Herr Junker so groß geworden ist!

Die Lumpen des Dorfs aber, die Schlacker entweder erst aufgenommen oder doch zu Lumpen gemacht hatte, guckten indeß durch die Thorspalten und wußten nicht recht, was sie fürchten oder hoffen sollten.

Unter der Linde setzte sich der gnädige Herr mit Wulfing. Alles um sie her stimmte ihre Herzen zur Wehmuth und Freude. Heinrich dachte sich alle jugendlichen Spiele, die er an schönen Sommer-Abenden unter diesem Baume getrieben, und Wulfing die goldenen Zeiten wieder, als er sich hier noch mit seinen Amts-Untergebenen, wie ein Vater mit seiner Familie, berathschlagt hatte. Niklas, Fritz, Rommel und Wilhelm mußten Platz nehmen an ihrer Seite; von fern' aber stand Rulli und traute nicht zu der Gesellschaft. Ruf Er doch auch den Rulli zu uns, lieber Herr Vogt, sagte Niklas. Während das halbe Dorf verlumpte, ward Rulli ein wackerer Mann. Er erzählte kurz die Geschichte mit der Harfe, und auf Wulfings Zuruf trat auch Rulli herbey. Heinrichs Leutseligkeit gegen diese Männer, flößte selbst dem Lüderlichen Muth ein; sie schämten sich ihres bisherigen Thuns und sahen mit Neid auf die geehrteren Nachbarn des Dorfes.

Des Nachmittags nahm sogleich die Untersuchung der Schlacker'schen Amtsführung ihren Anfang. Die Rechnungen wurden ganz richtig befunden, und wenn viel Schreiberey ein Beweis von guter Amtsführung ist, so stand es um die liebe Justiz noch weit besser. Zehn Bogen waren oft mit einem Dreybatzen-Handel angefüllt, und keine Gelegenheit, der gnädigen Herrschaft durch Strafgelder aus der Noth zu helfen, war verabsäumt. Hohe Stöße von Ausschätzungs-Protocollen, wenigstens drey Mal so viel, als Wulfing in seiner langen Amtsführung verfaßt hatte, lagen auf einander. Zu den neuen Abgaben, durch welche das Dorf seit einigen Jahren ausgesaugt wurde, hatte, laut der Acten, Herr Blasius jedesmal selbst den Vorschlag gethan, um sich durch diesen, leider! nur allzu gemeinen Kunstgriff, bey der gelddürftigen Herrschaft zu empfehlen, — Sein Hauptverbrechen aber, die geflissentliche Vertilgung aller Rechtlichkeit und Tugend aus den Gemüthern seiner Amts-Untergebenen stand, wie natürlich, nicht in den Acten. Desto lauter zeugte davon die ganze Verfassung des Dorfes. Der erste förmliche Kläger war jedoch Ludewig. Man muß sich der Rarität willen, erinnern, daß es der Nämliche ist, der elf Jahre zuvor auch gegen Wulfing als Zeuge gestanden und über einem Freudenschuß bey Schlackers Einzug ein Auge verloren hat.

Es war so seine Gewohnheit, es immer mit dem Stehenden zu halten, und dem Fallenden auf den Nacken zu treten. Als Wulfing stürzte, hielt

er's mit Schlackern; als Schlacker fiel, wieder mit Wulfing. Ueberdieß glaubte er bey Letzterem seine Scharte nicht besser auswetzen zu können, als dadurch, daß er dem armen Blasius den Hals brechen half.

Unter großen Freuden-Bezeugungen, den alten Herrn Vogt wieder zu sehn, trat also der einaugige Schalk in die Gerichts-Stube. — Was er gegen Schlackern vorbrachte, war lauter Gewissens-Sache, wobey er nicht versäumte, nach Herrmanns Manier, fleißig die Schrift einzuführen.

Wulfing schien wirklich Ludewigs Anbringen mit Vergnügen zu hören, und ließ auf der Stelle Herrn Schlacker rufen. Hier, Herr Amtmann, sagte er, ist der erste Kläger, der gegen Sie auftritt.

Gott sieh mir bey! rief Schlacker aus. Wenn solche Schurken meine Ankläger seyn dürfen, so bin ich verloren. Erinnern sich aber mein hochzuverehrender Herr Commissarius, nur an Dero eigene Sache.

Hochedelgestrenger Herr Vogt! begann Ludewig erschrocken, hab' ich Ihm jenes Mal Unrecht gethan: so soll mir's Gott vergeben! — Aber, wegen des Schimpfs, den mir Schlacker anthut, muß ich, als ein achtbarer Gerichts-Beysitzer, um Sarfarion bitten, ob er gleich gar nicht cumpabel ist, einen ehrlichen Mann zu schimpfiren.

Von Eurer Ehrlichkeit bin ich aus Erfahrung überzeugt, sagte Wulfing mit einiger Bitterkeit, und die des Herrn Amtmanns wird durch Untersuchung an den Tag kommen.

Durch diese Versicherung, deren Stachel Ludwig nicht fühlte, erwachte sein gesunkener Muth wieder. Er rechnete darauf, daß Wulfing wenig Beweis fordern werde gegen seinen Brodräuber, und brachte in Schlackers Gegenwart Punct für Punct alles noch einmal vor. Dieser vertheidigte sich wüthend; Wulfing aber schien den Entschuldigungen und Abläugnungen desselben so wenig Glauben beyzumessen, daß Schlacker das letzte Restchen von Hoffnung aufgab. Es scheint, sagt er endlich mit Thränen, man will nicht nur um meinen Dienst, sondern auch um meinen Kopf spielen.

Nach Rechten hat Er ihn auch verwirkt! schrie Ludewig mit neuer Dreistigkeit, und berief sich dabey ein ums andere Mal auf Fritzen.

Schlacker aber, dem Fritz schon mehrmals die Meynung gesagt hatte, verwahrte sich aus aller Kraft gegen diesen. Einen Todtfeind zum Zeugen, und einen Bösewicht als Ankläger — sagt er, da muß ein Engel zu Schanden werden! —

Gleichwohl ließ Wulfing Fritzen auf der Stelle rufen. Fritz Rüdiger hörte die Beschuldigungen, die er verbürgen sollte, gelassen an. Da aber so viel Halbwahres und Unbewiesenes unterlief, und offenbare Lügen eingemengt waren, rief er mit Entschlossenheit aus: Nein! was recht ist, hat Gott lieb! Dem Herrn Amtmann hab' ich öfter als Einmal meines Herzens Meynung gesagt. Er hat das Dorf an Leib und Seele ruinirt, das ist wahr, und das will ich ihm beweisen, er mag unser Herr Amtmann bleiben oder nicht;

aber Ludewigs Beschuldigungen, die ich bezeugen soll' sind mir theils unbekannt, theils offenbar falsch! — Wie kannst du das sagen? stammelte Ludewig in größter Verwirrung. — Und wie willst du deine Aussagen beweisen? antwortete Fritz. Schlacker aber stand wie versteinert, aus dem Munde seines vermeintlichen Todfeindes eine so männliche Schutzrede zu hören. — Wulfing zog indeß stillschweigend die Schelle. Der Gerichts-Diener erschien. — „Den Ludewig ins Loch, bis auf weitern Bescheid!" — Um Gottes—willen Hochedelgestrenger Herr Vogt! ruft Ludewig: steckt man ehrliche Leute so mir nichts, dir nichts ins Loch? — Die Ehrlichen nicht; aber die Verläumder! erwiedert der Vogt. — Nur ein Wort unter vier Augen, und dann will ich mir Alles gefallen lassen! fleht der Schalk im wehmüthigsten Tone. — Warum unter vier Augen? fragt Wulfing. — Gerechter Gott! schreyt Ludewig, darf man mit seinem Richter nicht ein Wort allein reden? Trägt mir denn Euer Hochedelgestreng die alten Sünden so lange nach? — Gar nicht! versetzt der ehrliche Richter und läßt auf der Stelle Herrn Blasius Abtritt nehmen. — Bedenk' Er doch, Herr Vogt, sagt dann Ludewig halb leise: kein Mensch wird mehr das Herz haben gegen den Amtmann zu zeugen, wenn man seinen ersten Ankläger ins Loch steckt. — Falsche Zeugen will ich auch nicht, erwiedert Wulfing. Wenn Ihr mir also sonst nichts unter vier Augen zu sagen habt. — Nun ja doch! fällt Ludewig ins Wort: (Schmeichelnd) Er soll sehen! Ich verlang' es nicht umsonst. —

Wulfing. (indem er wieder schellt) Und Ihr sollt sehen, daß ich unbezahlt thue, was Recht ist. (zum Gerichts-Diener) Führt ihn ab!

---

## Drey und dreyßigstes Kapitel.

Schlackers Abschied. Wulfings Grundsätze über die Wahl eines neuen Dorfschulzen. Heinrichs Abreise nach Gotha. Ein unmaßgeblicher Vorschlag für reisende Herrschaften.

---

Ludewigs viertägiger Arrest bey Wasser und Brod verdarb allen Lügnern die Lust, eben so gegen Schlackern zu fechten. Herr Benedict und Frau Petronella schöpften sogar wieder Hoffnung, ihren Stand zu behaupten. Kein Schleichweg blieb unbetreten und dem Junker lag das Ehepaar so sehr in den Ohren, daß er gute Lust hatte, nach Gotha zurückzureisen; Wulfing aber verbat sich ein für allemal die Kreuzflucht. Es ist wohl so die Weise vieler Herrschaften, sagte er, bey häklichen Fällen in aller Eile zu verreisen. Mögen dann ihre Diener zusehn, wie sie durchkommen! Dießmal aber, gnädiger Herr, geht's schlechterdings nicht! Wofern Sie mich jetzt verlassen: so seh ich mich nothgedrungen, mein Reise-Bündel zu schnüren. — Heinrich blieb also und ließ über die bisherige Aufführung und Amts-Verwaltung des Beklagten die rechtlichsten Männer des Dorfes vernehmen. Schlacker bemühte sich durch falsche Zeugen sich zu entschuldigen; aber Alles war abfällig von ihm.

Mit jedem Tage wurde sein Handel mißlicher, und Heinrich befahl endlich kurzen Proceß zu machen, das Absetzungs-Decret auszufertigen und dem Amtmanne sogleich einzuhändigen. — Gnädiger Herr, erwiederte Wulfing, diesen Auftritt werd' ich alter Siebenziger nicht überstehn. Lassen Sie Schlackern zu sich ins Schloß rufen und künden Sie ihm selbst seinen Abschied an, oder lassen Sie ihm denselben durch Ihren Gottfried überbringen. — Ja, mein Seele, gnädiger Herr! rief dieser: Schreiben Sie in Gottes Namen den Laufzettel! Ohn' alle Bedauerniß will ich ihn dem Hackfch einhändigen. Gegen alle guten Menschen bin ich butterweich, und ein Hase dauert mich, wenn er nicht Knall und Fall zusammenstürzt; aber einen Schlingel, wie den Triefaug' wollt' ich mit eigner Hand stäupen.

---

Schlacker erhielt also durch Gottfried den Abschied; der Gemeine aber wurde bekannt gemacht, daß alle neue, erst unter den entsetzten Beamten eingeführten Abgaben wieder erlassen seyn sollten. —

Das Triumphiren im Dorfe und der Jammer im Hause des Amtmanns waren gleich groß. Sein ganzer Reichthum bestand in den vorhandenen Geräthschaften. Wohin aber mit diesen, und wohin mit der eigenen Schmalztonne? — Frau Petronella, die sich am Ende noch leichter zu fassen wußte, als ihr Gemahl, schlug indeß Ansbach vor. Durch Beihülfe des Herrn von Schleich hoffte sie mit ihrem Manne wieder Versorgung zu finden. Heinrich ließ den größten Theil ihrer Geräthschaften durch

Gottfried erkaufen und schenkte sie dem ehrlichen Wulfing. Ludewig aber, dessen Gefangenschaft eben zu Ende war, mußte das Pärchen, zur Frohn und Strafe, nach Ansbach fahren. Viele, die sich schon entschlossen hatten, bey Schlackers Abreise einen Freudenschuß aus irgend einer Hecke zu thun, gaben ihren Vorsatz wieder auf, als sie das sahen; und Wulfing ließ zum Ueberflusse noch auflauern, um jeden, der öffentlich Schaden-Freude bezeugen würde, beym Kopfe zu nehmen.

Am Abende vor dem Abzuge schrieb Heinrich folgenden Brief an Herrn von Schleich und übergab ihn Herrn Schlacker zur Bestellung:

Wohlgeborner Freiherr,

Der Ueberbringer dieses Briefs wird Ihnen selbst sein Schicksal erzählen. Sie haben den unglücklichen Mann, so lang er unter Ihrer Aufsicht stand, nach Ihren Absichten und zu meinem Nachtheile benutzt. Ihnen steht es also zu, für seinen künftigen Unterhalt zu sorgen. Das Meinige hab' ich gethan. Ein ehrlicher Mann, den Sie brodlos gemacht haben, ist wieder in seinen Posten eingewiesen und wird seine letzte Kraft anwenden, einen Theil des Elends zu heben, das Sie und Schlacker über mein verwildertes Rittergut gebracht haben. Des Rechts, Sie darüber zu belangen, werd' ich mich, in Rücksicht auf Ihre zerrüttete Haushaltung, nicht bedienen, sondern Sie ganz allein dem eigenen Gefühle Ihrer Strafwürdigkeit überlassen!

Traubenheim, am 3. May 1720.

Heinrich Freih. von Traubenheim

Nach Schlackers Abzuge rief Wulfing seine Schwester zu sich nach Traubenheim, und machte sogleich den Anfang zur Wiederherstellung der alten Ordnung.

Den ersten Schritt glaubte er durch die Wahl eines neuen und tüchtigen Schultheißen thun zu müssen. Seiner Meynung nach hing von dieser Wahl die Hälfte aller Unternehmungen ab, und ein Beamter war in seinen Augen des Absetzens würdig, der eine so wichtige Stelle an einen Unwürdigen aus Neben-Absicht vergibt. — Gleich am Abend nach Schlackers Abreise sprach er darüber mit seinem Herrn. Dieser glaubte, daß im ganzen Dorfe kein tüchtigerer Mann dazu könne gefunden werden, als Wirth Rommel, den er bey seiner Dorfs-Visitation überaus lieb gewonnen hatte. — Für diesen wäre ich nicht! erwiederte Wulfing. Ein Wirth und ein Schulze sollten nie in Einer Person vereinigt werden. Der Vortheil des Erstern steht immer den Pflichten des Letztern im Wege; das Volk zieht sich noch stärker als bisher in die Schenke, weil es dann glaubt, den Schulzen nicht wohl sprechen zu können, ohne beym Wirthe ein Glas Wein zu trinken; und kein Grasfleck wird anders als beym Weinkruge versteigert. Rommel ist zwar ein grundbraver Mann; aber zu vielen Versuchungen unterliegt nicht selten auch der beßre Mensch.

Heinrich. Nun, wen halten Sie denn außer dem Wirthe für den beßten Mann im Dorfe?

Wulfing. Den Niklas Wenner.

Heinrich. Gut! so soll dieser Schulze werden.

Wulfing. Wozu ich eben so wenig rathen will. Er ist zwar der beßte Bauer, den ich kenne; aber ihm fehlts an Muth und schnellem Entschlusse.

Heinrich. (Lächelnd.) Diese Eigenschaften, dächt' ich, wären nur einem General unentbehrlich.

Wulfing. Einem Dorfschulzen im Kleinen so unentbehrlich, als dem General im Großen. Ein Schulze, der weiter nichts wagt, als der Gemeine wieder zu sagen, was der Vogt gesagt hat, uud bloß den weisen oder dummen Entschluß beyder Theile hin und her trägt; der nicht Muth genug hat, im Nothfalle mit einem Machtspruche dem ganzen Pöbel durch den Sinn zu fahren, ist, bey dem beßten Herzen und hellsten Kopfe, nichts als das Sprachrohr des Vogts und der Gemeine.

Heinrich. Aber sollte Niklas wirklich so schwach seyn?

Wulfing. Schwach eben nicht; aber doch auch nicht stark genug, und für Haupt-Geschäfte zu alt. Er ist zu menschengefällig für einen Orts-Vorsteher. Streitigkeiten und Trotz scheut er wie Feuer. Er ist zu demüthig; sagt seine Meynung mit zu wenig Nachdruck und Uebergewicht: das Volk kennt ihn auf dieser Seite, und er selbst kennt sich zu gut, als daß er das Aemtchen nur verlangen sollte. Der tüchtigste Mann ist wohl Fritz Rüdiger, der Tochtermann des mir unvergeßlichen Schulz Ortmanns.

Heinrich. Ist das nicht der, welcher für Ludewig so wacker gezeugt hat?

Wulfing. Ja, gnädiger Herr. Auch das war ein Beweis seiner Entschlossenheit und männlichen

Geradheit. — Die Folge wird lehren, daß ich meinen Mann kenne!

Sogleich schickte Heinrich nach dem Vorgeschlagenen; übertrug ihm mit den beßten Ermahnungen das Amt, und machte nun, nachdem er über die wichtigsten Dorfs-Angelegenheiten Abrede genommen hatte, Vorkehrung zur Rückreise nach Gotha.

Seinen Gottfried ließ er als Hausmeister zurück und nahm an dessen Stelle den ältesten Sohn des neuen Schulzen mit sich. Reinhard, so hieß er, ein Bürschchen von 18 Jahren, freute sich höchlich der Ehre, mit dem gnädigen Herrn reisen zu dürfen! noch mehr aber der Gelegenheit, ein anderes Stück Welt zu sehen. Furchtsam schlug ihm jedoch das Herz, wenn er dachte, wie linkisch er sich zur Bedienung anstellen würde.

Darum laß dir nicht bange seyn, Reinhard, sagte Heinrich. Zur Aufwartung bedarf ich deiner nicht. Nur deßwillen nehm' ich dich mit, daß du siehst, wie man auch außer deinen drey Fluren und vier Pfählen wirthschaftet. Handwerks-Bursche durchreisen oft ganz Deutschland, ohne von der Landwirthschaft fremder Länder das Mindeste zu merken, weil sie nur großen Städten zulaufen und in ihren Werkstätten sitzen. Wir aber wollen eine Bauern-Reise machen, und gelegentlich auch etwas von städtischen Einrichtungen und Sitten sehen.

Seelenvergnügt trat nun Reinhard seine Begleitung an. Auf dem Wege verweilte Heinrich mit ihm, wo nur immer Etwas zu sehen oder zu lernen war. Sie besuchten schöne Meyereyen, glückliche und

verdorbene Dörfer, Eisen-Hämmer, Glashütten, Salzwerke und was ihnen sonst merkwürdig schien. Reinhards Geist erwachte da wie aus einem Traume. Vor Sehnsucht schlug ihm das Herz, alle diese Merkwürdigkeiten seinen Kameraden zu erzählen und in der Wirthschaft seines Vaters mit allerley, was er im Feldbaue gesehen hatte, Versuche zu machen.

Einige Vortheile, die Reinhard in Thüringen und Sachsen bemerkt hatte, gelangen ihm auch wirklich in seiner väterlichen Wirthschaft aufs Beßte. Jeder seiner gescheiden Kameraden wünschte sich auch das Glück, einmal mit dem gnädigen Herrn reisen zu dürfen, und Heinrich nahm in der Folge, auf alle seine Reisen, bald diesen, bald jenen gelehrigen Jungen des Dorfes mit.

Männer von geschlachteren Sitten, helleren Köpfen und thätigerm Geiste wuchsen in diesen Jünglingen auf, und bey jeder nützlichen Anstalt boten gewöhnlich diese zuerst ihre Hand.

## Vier und dreyßigstes Kapitel.

**Wulfing macht Vorschläge, dem Dorfe, so viel möglich, wieder empor zu helfen. Eines der langweiligsten Kapitel für diejenigen, welche bloß Kurzweil suchen.**

Während der Abwesenheit des gnädigen Herrn war Wulfing unermüdet geschäftig, Mittel zu ersinnen, dem verwüsteten Dorfe wieder aufzuhelfen. Die Frucht seines Nachdenkens war folgender Aufsatz, den er

seinem menschenfreundlichen Herrn, nach dessen Zurückkunft, übergab:

* * *

„Nach Ew. Hochwohlgeboren Befehl ermangle ich nicht, folgende Bemerkungen und Vorschläge, die Verbesserung unserer derzeitigen Dorfs-Verfassung betreffend, zur Einsicht unterthänig vorzulegen, ob gleich Alles, was ich zur Zeit darüber urtheilen und rathen kann, nur unzureichendes Stückwerk ist. Die Folge wird indeß mehrere und kräftigere Mittel an die Hand geben.

Das Dorf liegt an zwey Krankheiten, an der Brod- und Sittenlosigkeit nieder. Zwey Uebel, die genau zusammenhängen, denen nicht einseitig zu steuern ist, und die nur allmälig gehoben werden können.

Die Brodlosigkeit ist hauptsächlich daraus entstanden, daß man das Dorf mit einer Menge armer Menschen überladen hat, welche sämmtlich nicht nur im Orte, sondern auch vom Orte leben wollen.

Das Geringste, was der Unterthan von der Obrigkeit fordern kann, ist doch wohl Schutz bey einem rechtmäßigen Verdienste. Hier hat man ihn obrigkeitlich geraubt, indem man mehr Menschen auf ein und eben dasselbe Brod anwies, als von demselben leben können. Daß zur Zeit der dringendsten Feld-Arbeiten das ganze Heer von Tagelöhnern Beschäftigung findet, hebt den Nachtheil nicht auf, den drey müßige Viertel-Jahre bringen.

Mangel an Arbeit veranlaßt Brodmangel, dieser aber bey den meisten Menschen Gleichgültigkeit gegen alles Höhere und Geistige, Muthlosigkeit oder Zerstreuungs-Sucht, Betrug, Diebstahl, häuslichen Zwist und schlechte Kinderzucht.

Alle diese Folgen bestätigt besonders die Erfahrung an vielen von Haus aus schon lüderlichen Einwohnern unsres Dorfes, die man bloß deßwillen ansiedeln ließ, weil sie ein baares Vermögen an dreyhundert Gulden vorlogen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch der wirkliche Besitz dieser kleinen Summe kein Beweggrund zur Aufnahme neuer Insassen seyn könne: denn gegen das Verarmen des Lüderlichen schützen auch drey tausend Gulden nicht. Nur Geschicklichkeit in Arbeiten, durch welche man sich unter vorwaltenden Umständen nähren kann, verständiger Fleiß, Ordnungs-Liebe und Sparsamkeit sind sichre Capitalien, nach welchen man nicht nur bey Fremden, sondern auch bey Einheimischen vor allen Andern fragen sollte.

Wie läßt sich nun aber der eingerißnen Nahrungslosigkeit der einmal vorhandenen Armen abhelfen? Durch Vertreibung des unter denselben befindlichen lüderlichen Gesindels? — Das hieße die Raupen vom eigenen Kohle fangen und dem Nachbar aufs Kraut setzen. Behalten müssen wir also, was wir haben; aber die Verdorbenen müssen wir zu bessern und zugleich zu nähren suchen, indem wir ihnen Geschicklichkeit und Gelegenheit verschaffen, ihr Auskommen ehrlich zu verdienen.

Die wenigen Vorschläge, welche ich dießfalls zu thun vermag, schränken sich vorläufig auf folgende Puncte ein:

Vor Allem müssen wir einige Erwerbs-Quellen, aus welchen von außen herein Verdienst zufließt, für Groß und Klein zu eröffnen suchen.

Der einzige Nahrungszweig, welcher uns vom Auslande bisher Frucht brachte, war — der Bettelstab, der für die meisten hiesigen Armen sein Rauhes verloren hat, nachdem ihn so viele Bewohner des Dorfes glatt geführt haben.

In Hessen und Schwaben spinnt nicht nur das weibliche, sondern auch das männliche Geschlecht, wenn kein ergiebigerer Verdienst zu machen ist. In meinem Geburts-Orte können fast alle Menschen, beyderley Geschlechts, Stricken. Mehr als zwanzig Familien leben beynahe ausschlüßlich vom Stricken, Färben und Walken wollener Strümpfe, vom Flechten verschiedner Arten von Sockschuhen, von Verfertigung gemeiner und künstlicher Weiden-Körbe, und die Einwohner sind, trotz des geringhaltigen Bodens und ihrer für denselben zu großen Anzahl, in ziemlich guten Umständen.

Sollten nicht diese und ähnliche Arbeiten auch hier in Gang zu bringen seyn, da es an andern Orten möglich war? — Allerdings wird es bey den Alten Schwierigkeiten haben. — Das sanfteste und sicherste Mittel, sie für die gute Sache zu gewinnen, ist wohl, daß wir den gewöhnlichen Naturgang, nach welchem die Jugend vom Alter lernt, umkehren,

und das Alter zu der Jugend in die Schule schicken. —

Ich bringe daher eine Arbeits-Schule für die Jugend beyderley Geschlechtes in Vorschlag, und hoffe, daß diese Jugend-Schule allmälig auch die Alten lernbegierig machen werde. Lieberichs Rieke würde wahrscheinlich mit Vergnügen den Unterricht in weiblichen Arbeiten, gegen eine mäßige Vergeltung übernehmen, und unter Mitwirkung des Schullehrers, ihres Vaters, würde es nicht schwer halten, auch Knaben zum Wolle-Krämpeln, Spinnen und Stricken zu bewegen. Denen, welche das Material nicht selbst mitbringen, könnte man mit Wolle von der herrschaftlichen Schäferey an die Hand gehen. Ein tüchtiger Mann erlernte das Färben und Walken der von ihnen gelieferten Strümpfe, Socken ꝛc., und ein Paar ehrliche arme Leute gingen mit der Waare hausiren. Was nach Abzug der Wolle und weitern Unkosten übrig bliebe, bekämen die Kinder für ihre Arbeit.

Ein nicht unerheblicher Verdienst könnte auch an den vielen Stumpfweiden auf der großen Moorwiese und am Krummbache gemacht werden, wenn sie zweckmäßiger behandelt und zu Körben verflochten würden. Da hier Niemand damit umzugehen weiß, so müßte ein geschickter Korbflechter auswärts gesucht werden, der, gegen billige Vergeltung, eine Zeitlang Unterricht gäbe. Die Nähe des Mannes würde den Vertrieb der Körbe im Großen begünstigen.

Nicht genug aber, daß wir neue Erwerbs-Mittel in Gang zu bringen suchen; auch die schon eröffnete alte Nahrungs-Quelle — die der Landwirthschaft — müssen wir ergiebiger machen.

Mein Grundsatz ist: der Eigenthümer eines Gutes muß keinen Mitberechtigten haben, der ihn in der Bestellung und Benutzung seiner Grundstücke hindert und beschränkt. Auch muß Jedem frey stehen, sein Gut bis auf ein gewisses Maß zu verkleinern, wenn ihm der große Hof, wegen darauf haftender Schulden, oder wegen der Schwierigkeit einer ganz sorgfältigen Bewirthschaftung, zu lästig fällt. Also:

Keine Frohn!

keinen Hofbann!

keine Frucht-Vorschrift!

keinen Brach-Zwang!

Die herrschaftliche Frohn ist hier nicht erheblich, und könnte daher von den Frohnpflichtigen, gegen ein billiges Geld leicht abgelöst werden, so daß nur die unbedeutende Gemein-Frohn übrig bliebe.

Erheblicher ist der bisher eingeführte Hofbann, vermöge dessen von geschloßnen Bauern-Höfen, so lästig groß sie auch seyn mögen, keine Furche veräußert werden darf. Ich nehme keineswegs die Zerstückelung einzelner Aecker und die gänzliche Zerschlagung der Bauern-Güter in Schutz; die Erlaubniß zur Verkleinerung der allzugroßen Höfe bis auf etwa sechzig Morgen Ackerland, scheint mir aber

Bedürfniß. Ich wünschte sogar, daß Keiner, welcher diese Morgenzahl schon besitzt, von walzenden Grundstücken noch mehr zukäufen dürfte. Dadurch würde das Volk gezwungen, mehr auf Verbeßrung, als auf Vergrößerung der Länderey zu denken, und nur daraus geht wahre Bereicherung hervor. Bey dieser Anordnung würden auch Unbegüterte nach und nach zu einem Grund-Eigenthume kommen, an welche bisher, weil sie von reichern Einwohnern immer überboten wurden, nur die schlechtern und entfernt liegenden Aecker, denen sie weder durch Dung, noch durch den Pflug aufhelfen konnten, gekommen sind.

Uebrigens müßte es Jedem erlaubt seyn, sein Feld nach Bedürfniß und Belieben zu benutzen, so lange Niemand dabey Schaden leidet. Was Jeder auf seinem Lande bauen müsse, dürfte nicht vorgeschrieben seyn. Flach liegende Weinberge müßte der Eigenthümer in Aecker, und an der Anhöhe liegende Aecker in Weinberge verwandeln, und überhaupt anpflanzen dürfen, was ihm gefällt. Was den Landbauer Vortheil bringt, bringt auch dem Zehentherrn Gewinn.

Endlich müßte Niemand gezwungen seyn, um der Schäferey willen, Brache zu halten; denn eine Schäferey auf Kosten des Fruchtbaues und Wiesewachses, ist zu theuer bezahlt. Der herrschaftliche sowohl als der Gemein-Schäfer müßten daher eidlich verpflichtet werden, der Wiesen im Frühjahre und alles bebauten Feldes durchaus zu schonen; denn nur das ist Brache, was bloß unter dem Pfluge liegt; nicht das Kleeland, das

Kartoffelland, das Flachsland u. s. w. Bey unserm sandgemengten Boden ist namentlich der Kleebau von vorzüglichem Ertrage, weil er nicht nur während des Brachjahres einen erheblichen Gewinn gibt, sondern auch für das kommende Jahr die Stelle des Düngers vertritt.

Schließlich muß ich auch noch des bey uns vernachläßigten Obstbaues, und der in dieser Hinsicht so schlechten Benutzung der Gemeinds-Rangen und Rasen gedenken.

Vor Allem müßte ein Stück Gemein-Feld eingezäunt und zur gemeinen Baumschule angelegt werden. Gottfried Richard ist erbötig, einen verständigen Mann, welcher in der Folge, gegen eine gewisse Vergeltung, der Baumschule vorstehen könnte, in allen Theilen der Baum-Cultur zu unterweisen. Nach meinem Dafürhalten könnte die Baumschule einen Theil der in Vorschlag gebrachten Arbeits-Schule ausmachen, wenn man in derselben die männliche Dorf-Jugend in Ansäen, Behandeln, Versetzen und Veredeln der Bäume unterrichtete. Dieß würde nicht nur Sinn für diesen Zweig der Landwirthschaft, sondern auch sorgfältigere Schonung der im Freyen stehenden Bäume bewirken; denn ein Liebhaber der Baumzucht kann schwerlich einen Baum muthwillig verderben oder verderben lassen. Aus dieser Baumschule könnten in der Folge alle Setzlinge, welche auf Gemein-Rangen und andre öffentliche Plätze verpflanzt werden sollen, unentgeltlich abgegeben, die übrigen aber um

ein geringes Geld an die Mitnachbarn, und in höhern Preisen an Auswärtige verkauft werden.

---

Um aber auch dem eingerißnen Feld-Diebstahle, dieser Pest der Baumpflanzung und ganzen Landwirthschaft, nach Möglichkeit zu steuern, müßte durch ein Zeichen der Glocke das Feld in den Stunden, in welchen sich das Diebs-Gesindel am sichersten glaubt, gleichsam geschlossen werden, z. B. in den Monaten Julius und August von Mittags 11 bis 1 Uhr und von Abends 8 bis Morgens 4 Uhr; in den Monaten September und October von Mittags 11 bis 1 Uhr und von Abends 7 bis Morgens 5 Uhr u. s. w. Wer in diesen Stunden auf offenen Grundstücken, und wenn es auch seine eigenen wären, kurz, außerhalb der Landstraße, sich blicken ließe, müßte als Feldfrevler bestraft, der Flurschütze aber angewiesen werden, namentlich in diesen Stunden über Feld-Diebstahl zu wachen.

---

Ueberhaupt muß von nun an die strengste Policey unter dem verwilderten Volke eintreten; vor Allem aber der Schlund des Verderbens, die Verpestungs-Anstalt der guten Sitten unsres Dorfes, ich meyne die Marksische Hecken-Wirthschaft, geschlossen werden.

Ein öffentlich geduldetes Bordell in einem Dorfe, findet man wohl in ganz Deutschland nicht; warum duldet man Kneipschenken und Gasthäuser, wenn sie für Gesundheit und Sittlichkeit eben so gefährlich

sind? — Jedem Wirthe, der Uebertretungen policey-licher Vorschriften ohne Widerrede verstattet, sie nicht anzeigt, oder wohl gar befördert, muß unverzüglich sein Gewerbe gelegt werden. Wird er bloß zuweilen bestraft, so erholt er sich immer wieder an den Gästen, und dem Strome des Verderbens wird nur ein sogleich wieder durchlöcherter Damm entgegengesetzt.

Wie sonst noch Einem oder dem Andern ab- und aufgeholfen werden könne, müssen die Umstände, so wohl von Seiten der Herrschaft als der Unterthanen, lehren. Ueberhaupt aber und vornehmlich müssen wir Alles anwenden, das Volk innerlich zu bessern.

Aus dem Grunde würde es nicht undienlich seyn, wenn das Volk auch aus christlichen Beweggründen zur Betriebsamkeit ermuntert und auf die Wohlthätigkeit der herrschaftlichen Verordnungen, namentlich in Ansehung der Arbeits-Schule, aufmerksam gemacht würde. Herr Pfarrer Heilmann ist dazu von Herzen erbötig und hat selbst den ersten Vorschlag gethan.

Alles der einsichtsvollen Beurtheilung Ewr. Hochfreyherrl. Gnaden unterwerfend.

Traubenheim, den 27. Jun. 1720.

Konrad August Wulfing,
d. Z. Amtsvogt.

# Fünf und dreyßigstes Kapitel.

**Konrad Ehrlich reiset von Streitberg nach Traubenheim und stößt zu Erlangen auf einen Mann, dem Gewalt und Unrecht geschehen ist.**

Indeß war folgender Brief Wulfings bey seinem Pathen in Streitberg angelangt:

„Nach Empfang dieses Schreibens, lieber Konrad, mache dich, mit Erlaubniß deines ehrwürdigen Herrn Principals, ohne Verzug auf den Weg, um, so bald als möglich, in Traubenheim einzutreffen, wo du mich finden und den Endzweck der Reise mündlich hören wirst.“

Wie kommt Wulfing wieder nach Traubenheim? sagt Konrad voll Verwunderung zu sich selbst. Was soll Ich da thun? Und warum gibt er mir auch nicht einmal einen Wink von seinem Vorhaben? — Er zeigte das Schreiben seinem Principal, der sich eben so wenig daraus beklügen konnte. Der Entschluß, dem Rufe zu folgen, mußte also blindlings gefaßt werden, und schon am andern Morgen war Konrad auf der Reise. Am Abend desselben Tages kam er in einem Gasthofe zu Erlangen an.

Ein wanstiger Bauch pflegte sich eben im Lehnstuhl am Ofen und war so fest in die Armlehnen geklemmt, daß er, auf Ehrlichs freundlichen Gruß, nicht einmal aus seiner Stelle rückte. Zur höchsten Noth lüpft er ein wenig die Mütze und schnarcht: Sein Diener, mein Herr! — Die Art und Weise, wie sich die drey Centner Menschenfleisch im Armstuhle gebehrdeten, die schnarchende Sprache, das

Röcheln bey jedem Athem-Zuge; vor Allem aber ein Paar Triefaugen, in einer rothen Einfassung, über einer kupfrigen Nase, hatten so sehr die Aufmerksamkeit unsers Ehrlichs gefesselt, daß er unermüdet war, die Maschine besser in Gang zu bringen; aber umsonst. —

Zufällig nahm er endlich ein Kartenspiel, das vor ihm lag, in die Hand. — Spielt Er in der Karte? hob hier auf einmal der dicke Mann im Lehnstuhl' an. — So ein wenig, sagt Ehrlich. — „Kann Er auch trischacken?" — Nein! — „Kann Er schmieren?" — Nein, das Schmieren ist mir verhaßt! — „Kann Er sticheln?" — Ja! . . . . Bey diesem Jaworte hob sich der Speckbauch im krachenden Sessel empor; — sank aber gleich in die vorige Lage zurück, als Ehrlich hinzusetzte: nur nicht mit der Karte. —

Indeß hatte sich doch ein Gespräch angesponnen, und der dicke Mann, welcher den Scherz nicht übel nahm, beliebte nun sich weiter zu entdecken.

Ehrlich. Sie sind also nicht von hier?

Der dicke Mann. Nein!

Ehrlich. Also wohl in Geschäften?

Der dicke Mann. Und zwar in fatalen Geschäften.

Ehrlich. Desto besser wird der Erfolg seyn. —

Der dicke Mann. Daß's Gott erbarm! da läßt sich vom Erfolge sagen!

Ehrlich. Warum nicht?

Der dicke Mann. (verdrießlich) Herr! wenn man sich zwölf ganze Jahr' als Amtmann geplackt,

und, ohne Ruhm zu reden, verdient gemacht hat; dann möchte man berſten, wenn man noch in ſeinen alten Tagen um eine Thorſchreiberey ſollicitiren ſoll.

Ehrlich. Freylich ein ziemlicher Abſprung, und für einen ſo wohlbeleibten Mann kein ruhiger Poſten! Aber darf ich fragen, wo man in der Welt einem Manne, der ſich ſo lange geplackt und verdient gemacht hat, zum Lohne den Abſchied gibt?

Der dicke Mann. (ſchreyend) Wo? Nirgends in der Welt als zu Traubenheim, wo ein dummer Jagdjunker ſeine Amtleute wie Sauen hetzt.

Ehrlich. (ſich auf einmal der Figur wieder erinnernd, erſchrocken und außer Faſſung) Wie? zu Traubenheim belieben Sie zu ſagen? . . . hat denn . . . oder . . . iſt es ſchon lange?

Der dicke Mann. Beyläufig acht Wochen.

Ehrlich. Und Ihr Name, wenn ich fragen darf?

Der dicke Mann. Mein Name iſt ſo wenig ein Geheimniß, als mein Schickſal; — Ich heiße Schlacker: — Benedict Blaſius Schlacker.

Ehrlich. (ſich verſtellend) Und kommen geraden Weges von . . . wie heißt der Ort?

Schlacker. Traubenheim.

Ehrlich. . . von Traubenheim?

Schlacker. (in haſtigem Tone) Nein! von Ansbach, wo ich bey einem Schurken Schutz geſucht habe, der mich ins Elend geſtürzt hat; — der mir auf ein Empfehlungs-Schreiben, das ich ſogar von der Hand des Jagdjunkers mitbrachte, nicht einmal das Haus öffnen ließ; — wo mich mein Weib, | ein

gottloses Stück Haut und Knochen, höslich verlassen hat. — Kurz, mein Herr, wie mir's ergangen ist, darf ich nur Gott klagen!

Ehrlich. Sie sind wirklich zu bedauern; aber Ihr Weib mag eben der größte Verlust nicht seyn.

Schlacker. Verlust? — Nur eitel Gewinn, mein Herr! aber da lernt man Menschen kennen! — Zwölf glücklicher Jahre hab' ich mich mit der Hure geschleppt, und im Elende verläßt sie mich!

Ehrlich. Und wo hält sie nun sich auf?

Schlacker. Wo? Bey dem nämlichen Schlingel, der mich ins Elend gestürzt hat.

Ehrlich. Und wer ist der?

Schlacker. Der verrufene Kammer-Junker von Schleich, der Hunger-Leider, der Schulden-Macher, der Ehe-Brecher. . . .

Nach einer langen Litaney von Scheltworten, hob endlich Schlacker an, die Gewalt-Thätigkeiten nach der Reihe zu erzählen, die er erlitten haben wollte. Konrad zog die Maschine durch hunderterley Fragen beständig auf, und erfuhr nach und nach die ganze Lage der Sachen, die ihm Wulfing verschwiegen hatte.

---

Tags darauf erhielt Herr Schlacker abschlägigen Bescheid, im Betreff der Thorschreiberey. Gleiches Schicksal hatte er bey allen andern Versuchen unterzukommen. In Vorchheim, Volkach und Würzburg erbot er sich sogar, gegen billige Vergeltung, katholisch zu werden; aber sein Anblick war eine Warnung. Mit einem Almosen entlassen, schlug er nun den letzten Weg ein, der ihm übrig blieb: er fing an zu — betteln.

In einem eigenhändigen Briefe trug er sein Schicksal de= und wehmüthig vor; versoff sein Almosen in Branntwein, und starb nach fünf Jahren im Hirten-Hause eines schwäbischen Dörfchens.

Petronella, seine treulose Rippe, sah diesen trau=rigen Tag nicht. Sie starb noch ehe sie zur Wittwe wurde. Moritz von Schleich war eben bey ihrer An=kunft in Ansbach mit ekelhaften Folgen seiner Aus=schweifungen behaftet. Eine Krankheit von der Art, schloß jener Zeit noch von der ganzen menschlichen Gesellschaft aus, und fast niemand wagte es, des unglücklichen Wollüstlings zu pflegen. Petronella, von Noth gedrungen und durch alte Liebe gezogen, hatte das Geschäft übernommen, ihren brodlosen Schlacker verlassen, und sich der schönen Versprechungen des Kammer=Junkers getröstet. Dieser aber, durch alle Schmerzen noch nicht seiner lasterhaften Neigung entwöhnt, bediente sich, ehe er hergestellt war, bey Petronellen seiner alten Gerechtsame wieder. Das verzehrende Gift, das an seinem Körper fraß, theilte sich auch dem ihrigen mit. Moritz erholte sich, so weit sich ein entnervter Wollüstling erholen kann; Petro=nella hingegen sank ins Elend danieder. Sein Leicht=sinn und seine zerrütteten häuslichen Umstände mach=ten, daß die Kranke nur elende Verpflegung und einen Stümper zum Arzt erhielt. Sie starb endlich, nach einer halbjährigen Verwesung, in Umständen, vor denen die Menschheit zurückbebt.

# Sechs und dreyßigstes Kapitel.

## Konrad Ehrlichs Ankunft und Aufnahme zu Traubenheim. Einrichtung der neuen Arbeits-Schule.

Mit klopfendem Herzen erblickte Konrad sein Vater-Dörfchen von Ferne. Jeder Zaun, jeder Baum, jeder Bach und Hügel schien ihm ein alter Bekannter, ein Zeuge seiner jugendlichen Spiele zu seyn. Reizender aber als Alles was er um sich sah, war ihm die Hoffnung, seinem treuherzigrn Pathen und dem ehrlichen Lieberich, nach so langer Trennung, wieder in die Arme zu sinken, vielleicht auch den jungen gnädigen Herrn, mit dem er die ersten Jahre seiner Kindheit verlebt hatte, noch anzutreffen. Im Geiste bot er schon den Dorfs-Bewohnern die Hand und hörte den Zuruf: „Willkommen, Herr Konrad, willkommen! Wie hat er gelebt? Wo kommt Er her und was macht Er Gutes?“ — Aber wehmüthige Gefühle mischten sich in seine fröhlichen Träume, da er näher zum Dorfe kam und den Leichenhof erblickte, in welchem seine frommen Aeltern den langen Todes-Schlaf schlummerten. — Die unbesiegliche Tugend seines Vaters und die letzten Leiden desselben; der schauerliche Anblick, wie der arme kranke Mann im Priester-Rocke da saß und seiner Auflösung harrete; der Segen, den ihm der Sterbende ertheilte, und Lieberichs Abschied: Wir sind wohl arm; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun; kurz, alle Leiden und Freuden seines älterlichen Hauses und seiner frühern Jugend erneuten

sich ihm mit solcher Lebhaftigkeit, daß er das Sacktuch vors Gesicht hielt und bitterlich weinte. Heiliger Schauer überfiel ihn, als er an der Ecke des Kirchhofs stand. Er ging an eine Mauer-Oeffnung und sah hinein auf die Stätte, wo sein frommer Vater an der Seite der zärtlichsten Mutter schlief. Zu seiner Verwunderung fand er beyde Gräber von Weinpfählen umgittert und mit Blumen besetzt, durch welche Lieberich alle Jahre das Andenken dieser redlichen Menschen aufgrünen ließ. Noch einmal weint er sich satt und geht dann ins Dörfchen.

Gleich beym Eintritte begegnet ihm Niklas. — Konrad erkennt ihn noch, und unbeschreiblich ist die Freude, mit der ihn Niklas bewillkommt. „Nun aber lieber, lieber Herr Konrad, komm' Er gleich mit zu meinem Schwager *). Wie dem das Herz lachen wird, Ihn wieder zu sehn!

Mit väterlichen Küssen umarmt Lieberich den freudetrunkenen Jüngling, und Weib und Kinder versammeln sich und bewillkommen ihn mit herzlichem Händedrucke.

Noch rührender aber ist der Empfang bey Wulfing. — Nach dem ersten Erguße der Freuden des Wiedersehns fangen Beyde sogleich an, sich wechselseitig ihr Schicksal zu erzählen. Das Deinige, sagt Wulfing, soll hoffentlich nun bald entschieden seyn, lieber Konrad. Wir erwarten täglich unsern Herrn Jagdjunker von Gotha zurück, und er wird die Gnade für mich haben, dich mir beyzusetzen. Ich weiß, du machst mir den Abend meines Lebens nicht trübe. —

*) Dem Schullehrer Lieberich.

So heiter als möglich! ruft Konrad, und sinkt seinem Pathen, mit innigen Gefühlen des Danks, in die Arme.

Schon am Abende des folgenden Tages trifft Heinrich mit seinem Reinhard, nach einer achtwöchigen Abwesenheit, in Traubenheim wieder ein. Wulfing, Heilmann und Ehrlich werden zu Tische geladen. Letzterer ist ganz begeistert von der gnädigen Aufnahme. Heinrich erinnert ihn an allerley Spiel-Freuden, die sie als kleine Kinder miteinander getheilt hatten; läßt sich von ihm selbst die Geschichte seiner Wanderung nach Streitberg, des erlittenen Diebstahls, seiner Aufnahme im Streitberger Amthause, und der unvermutheten Zusammenkunft mit dem Herrn Thorschreiber Schiacker erzählen; aber mit keiner Sylbe gedenkt er der verheißenen Versorgung. — Am Schlusse des Abends-Essens gibt Gottfried Obst und Gebacknes herum. Indem zieht Heinrich einen Brief aus der Tasche, legt ihn auf einen Teller und reicht ihn dem jungen Ehrlich hin. Hier, lieber Freund, sagt er, ist auch ein Nachtisch aus meiner Hand. — Conrad ahnet den Inhalt; eröffnet zitternd das Papier, und wirklich war es ein Decret auf den Traubenheimer Vogts-Dienst. — „O gnädiger Herr! ruft er voll Entzücken aus, für was soll ich zuerst danken? für das Amt, oder für die Art und Weise, wie ich es erhalte? Sie sind meinen Bitten zuvorgekommen: könnt' ich es künftig eben so in Ansehung aller Ihrer Wünsche!" — Seyn Sie mein Freund, erwiedert Heinrich, indem er ihn umarmt, wie es Ihr würdiger Vater

und Ihr Pathe meinem seligen Vater war! Das ist der Inbegriff aller meiner Wünsche. — Schon am folgenden Tage wird Ehrlich der Gemeine, als Wulfings Amts-Gehülfe, feyerlich vorgestellt; er reiset zurück nach Streitberg, dankt seinem Wohlthäter und seiner Wohlthäterinn unter kindlichen Thränen und kommt bald darauf mit seinen Habseligkeiten wieder in Traubenheim an.

Indeß hat Wulfing die Theilung des jährlichen Soldes überlegt und den größern Theil seinem Pathen, den kleinern sich selbst bestimmt. — Ehrlich aber will nur einen kleinen Jahrgehalt von Wulfing; will bey ihm zu Tische gehn und ihm die ganze Besoldung überlassen. — Nach vielen wechselseitigen Einwendungen läßt endlich sich Wulfing den uneigennützigen Vorschlag gefallen. Gut, lieber Konrad, sagt er, ich gebe für jetzt nach. Du bist mein Tischgenosse, so lange dir es gefällt; aber nach meinem Vorschlage muß es gehalten werden, so bald du deine Wirthschaft verändern willst.

---

Ich komme nun auf Wulfings Vorschläge zurück, die wir aus dem vier und dreyßigsten Kapitel schon kennen.

Gleich am Tage nach Heinrichs Zurückkunft übergab er sie zur Genehmigung. Der gnädige Herr war mit Allem zufrieden, und beklagte nur, daß ihm seine gegenwärtigen Umstände nicht erlaubten, mehr zu thun.

Den Anfang der Ausführung machte er mit Aufkündigung der Marksischen Hecken-

Wirthschaft und mit Einrichtung der Arbeits-Schule, zu der er vorläufig ein geräumiges Zimmer in einem Stein-Gebäude des Schlosses, vier Klaftern Brennholz und 30 Gulden Jahrgehalt für die Lehrerinn bestimmte; zugleich auch versprach, die Kinder, welche nicht selbst Zuthaten zur Arbeit mitbringen würden, nach Wulfings Vorschlage, mit Wolle zu versehen.

Lieberichs Rieke ward als Lehrerinn angestellt, und Heilmann bekam den Auftrag, über Zweck und Einrichtung der Arbeits-Schule zu predigen.

Er hielt sich besonders an den letzten Vers der für den Sonntag bestimmten Epistel: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr; sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf das er habe zu geben den Dürftigen."

Er zeigte, daß man, um dieses Gesetz recht zu befolgen, bey der Jugend anfangen, und sie

1. überhaupt an regelmäßigen Fleiß;
2. an mannigfaltige Arbeiten, und
3. an gute und löbliche Anwendung des Erworbenen gewöhnen müsse.

Die Geschäftigkeit, sagte er, ist fast Allen angeboren; denn der Mensch ist zur Arbeit geschaffen. Vom frühen Morgen bis in die Nacht sind daher die meisten Kinder mit Etwas beschäftigt. Wird ihre Geschäftigkeit aber nicht aufs Gute und Nützliche gelenkt: so treiben sie unnütze, oder gar schädliche Dinge; oder gewöhnen sich, was zuweilen noch ärger ist, an den Müßiggang. Wirklich, liebe Traubenheimer, fuhr er dann fort, scheint mir unser

Dorf in dem Stücke nicht zum Beßten bestellt. Ich sehe Kinder auf der Gasse müßig gehen, oder kindische Spiele treiben, die schon mit ihren Händen etwas Gutes schaffen könnten. Andere werden zum Fleiße zwar angehalten; aber nur allein zu Feld-Arbeiten; und doch gibt es der häuslichen Arbeiten so viel, die eben so nöthig, oft noch einträglicher, und zuweilen die einzigen sind, mit denen man Etwas verdienen kann.

Laßt jedes schon arbeitsfähige Kind alle Wochen nur drey Groschen erwerben, wie wohl müßte dieser Beytrag armen Aeltern thun, und wie nützlich würde die erworbne Geschicklichkeit und Ordnungs-Liebe allen Kindern ohne Ausnahme seyn! — Wie wünschenswürdig wäre daher eine öffentliche Anstalt, in welcher alle Kinder unentgeltlich Gelegenheit fänden, verschiedne Haus-Arbeiten zu lernen, die sie bisher größtentheils nicht erlernt haben! — Und seht, eine so wünschenswürdige Anstalt hat unser lieber gnädiger Herr aus eigenen Mitteln gemacht! Ein Zimmer im Nebenbaue des Schlosses, nothdürftiges Brennholz, und ein Sold für die Lehrerinn, sind schon bereit! — Auf Euch beruht es nun, ob ihr von der herrlichen Gelegenheit Gebrauch machen wollt oder nicht!"

So sagte Heilmann, und versprach, daß dabey der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthume gar nicht verkürzt werden solle; weil man die Kinder nur nach geendigter Lection aus der Lernschule zur Arbeits-Schule senden und demnach den guten Rath genau befolgen würde, den Luther mit folgenden Worten gegeben: „Meine Meynung ist,

daß man die Knaben des Tags eine oder zwey Stunden in die Schule gehen lasse und die andere Zeit nach Hause (oder besser: in die Arbeits-Schule) schaffe, Handwerk lehre oder wozu man sie haben will, daß Beydes, (das Geistliche und Leibliche) miteinander gehe!" —

Der Vortrag machte verschiedenen Eindruck. Einige Frömmler klagten, daß man heut zu Tag' auf Geschicklichkeit mehr halte, als auf Gottes Wort; Andere, die selbst nichts gelernt hatten, fürchteten, ihre Kinder möchten geschickter werden, als sie: wieder Andern war's um zu große Anstrengung ihrer armen Kleinen bange. Die Meisten waren indeß mit dem Vorschlage zufrieden, und die Unzufriedenen wagten, unter solchen Umständen, wenigstens keinen lauten Widerspruch.

Mit großer Freude versammelten sich am bestimmten Tage die Kinder im Arbeits-Zimmer, und Rieke las in aller Augen die Begierde, geschickt zu werden; aber eine Schwierigkeit fand sich sogleich, an die man gar nicht gedacht hatte. Viele von den Kindern hatten nicht einmal eln Spinnrad oder Stricknadeln. Rieke sah sich daher genöthigt, einige, vor der Hand, nur mit Wolle-Zausen zu beschäftigen; der gnädige Herr aber ließ in aller Eile das Fehlende herbeyschaffen, und half dadurch diesem Mangel unverzüglich ab.

Weit größer waren indeß andre Schwierigkeiten, die der guten Sache im Wege standen. Die verwilderten, im Müßiggang', oder doch nur bey gedankenlosen Geschäften aufgewachsenen Kinder, stellten sich unglaublich links zu der Arbeit. Rieke wußte nicht

Rath zu schaffen, weil noch keines geschickt genug war, ihr beyzustehn; die Kinder aber sahen nun erst ein, daß sie sich in ihrer Hoffnung, lauter Lust und Freude zu finden, betrogen hatten. Einige weinten, da Alles nicht gehen wollte; andre wurden verdrießlich und wußten nichts Besseres, als die vorigen Zeiten, wo sie noch in Schmuz und Lumpen müßig gehen durften. Zu Hause baten und bettelten sie, wollten nicht mehr zur Arbeits-Schule, wollten wenigstens heute zurückbleiben, und unverständige Mütter erlaubten einen Feyertag um den andern.

Indeß aber wurden etliche Kinder mit einigen Paar Strümpfen und Stauchern fertig. Rieke zahlte ihnen sogleich ihren Lohn in neuer Münze vom herrschaftlichen Gelde. Mit den blanken Groschen liefen die Kinder nach Hause. Wer ihnen begegnete, mußte das schöne, selbst verdiente Geld auf dem Wege schon sehn. Ihre Liebe zur Arbeit wuchs zusehends; auch die Aeltern begriffen allmälig, daß es so besser sey, und hielten ihre Kinder fleißiger zur Arbeits-Schule. Verschiedene, zu Hause schon anstelliger erzogene Mädchen, fanden sich immer besser ins Geschirr und fingen an, auch Hemden, Hauben und andre Näherey zu verfertigen. — Nun, das ist doch wahr, sagten endlich die Mütter, so was haben wir in unsrer Jugend nicht gelernt! Sie fingen an, auch die Knaben in die Arbeits-Schule zu schicken, und die Anstalt nahm immer gedeihlichern Fortgang.

Rieke bemühte sich nun auch, die Kinder mehr an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen. An keinem wurden Schmuz oder Lumpen geduldet. Ihr

zerrißnes Gewand flickten sie unter Aufsicht der Lehrerinn. Vor der Schloßthüre stand eine Bank, auf der die Kinder mit stumpfen Messern erst ihre Schuhe ganz rein machen mußten, ehe sie hinein gingen. Das Arbeits-Zimmer wurde alle vierzehn Tage von den Kindern aufgewaschen; die Kleider mußten schön blank seyn, und während der Arbeit schaute Rieke fleißig auf die Hand. War eines der Kinder nicht gewaschen: so mußt' es hinausgehn und sich rein machen. Die Haare mußten schön zusammengekämmt seyn, und wer Bevölkerung auf dem Kopfe mitbrachte, durfte nicht mehr zur Schule, bis er gesäubert war.

So wenig das anfangs gefallen wollte, so wohl that es in der Folge den Kindern. Sie fingen nun an, auch im älterlichen Hause brav aufzuräumen, und Unreinlichkeit ward ihnen allmälig zum unerträglichsten Ekel. Während der Arbeit erzählte Rieke schöne, lehrreiche Geschichten; auch Pfarrer Heilmann besuchte öfters die Arbeits-Schule und lehrte dabey die Kinder in freundlichen Gesprächen. Niemand aber war für die Anstalt eingenommener als Heinrich. Fast immer über den andern Tag besuchte er sie auf etliche Minuten, und ermunterte die Fleißigsten und Geschicktesten durch kleine Geschenke.

Binnen einem Viertel-Jahre hatten diejenigen, welche nicht selbst das Zugehör zu ihren Arbeiten mitbrachten, aus der herrschaftlichen Wolle so viel Strümpfe verfertigt, daß man auf den Verkauf sinnen, und nach einem Manne sich umthun mußte, der sich

zum Walken, Färben und Verkaufe der gefertigten wollenen Strümpfe gebrauchen ließ.

Glücklicher Weise hatte Rulli während seiner Wanderschaft diese kleine Kunst bey einem Meister gelernt, der sich in müßigen Zeiten damit abgab. Er ließ Einrichtung in seinem Hause zum Färben und Walken machen; richtete die Strümpfe schön zu, und wenn eine Partie beysammen war, lief sein Sohn, der auch nach des Vaters Tode das Geschäft forttrieb, damit hausiren, oder auf einen Markt, und das Erlöfete bezahlte nicht nur die Wolle und den Verdienst der Kinder, sondern auch die Mühe des Maurers.

Indessen hatte man auch die Weiden auf der großen Moorwiese geschnitten. Ein Korbflechter wurde vom gnädigen Herrn auf ein ganzes Viertel=Jahr gedingt; der versah nicht nur das Schloß und die Meyerey mit überflüßiger Arbeit, sondern unterrichtete auch verschiedene junge Bursche des Dorfes. Sie flochten bald allerley Körbe von Weiden und Stroh, mit denen sie anfangs ihre Häuser und die Nachbarschaft, und in der Folge ganze Gegenden versorgten, denen sie ihre Arbeit auf dem Maine zuführen ließen.

Unter Gottfrieds Anweisung ging auch die Baumzucht gut von Statten, zu welcher man ein an das Dorf grenzendes Rasenstück eingeräumt und eingezäunt hatte. Nach etlichen Jahren ließ Heinrich die öden Plätze der Flur abstecken und mit den größten veredelten Stämmchen aus der Baumschule besetzen, indem er zugleich den bis heute noch beobachteten Befehl erließ, daß jeder neue Einwohner

zehn Stämmchen aus derselben auf angewiesene öffentliche Plätze setzen und sechs Jahre lang pflegen und unterhalten mußte. Da die jungen Leute die Baumzucht indeß lieb gewonnen hatten, so pflanzten sie nicht nur auf dem Eigenthum ihrer Aeltern viel Obstbäume an, sondern gaben auch fleißiger, als sonst auf die Gemein-Bäume acht.

Die Erlaubniß, zu große Bauernhöfe bis auf sechzig Morgen zu verkleinern, rettete manchen Mann aus drückender Schuldenlast und setzte ihn in den Stand, seine sämmtlichen Kinder gleichtheiliger und besser zu versorgen. Der künftige Guts-Besitzer aber hatte einen leichtern Anfang, und brauchte nicht mehr, wie sonst, zum Nachtheile seiner häuslichen Zufriedenheit, bey der Wahl einer Gattinn, den Reichthum derselben zum einzigen Ziele seiner Wünsche zu machen.

Die Freyheit, auch in der Brache zu bauen, trug nicht weniger zur Aufnahme des Dorfes bey; und weil denen, die schon zwanzig Morgen in Einer Flur hatten, verboten war, noch mehr Land zu kaufen: so kamen auch die Aermern zu manchem guten Stück Acker. Die Viehzucht wurde stärker getrieben als vorhin, und der vermehrte Dünger verbesserte auch die übrigen Felder. Schon im Jahre 1760 war der Kleebau in Traubenheim allgemeiner, als er heute in vielen Gegenden ist. Ueberhaupt ging Traubenheim in Verbeßrung der Landwirthschaft durch zweckmaßigere Feld-Bestellung, Anpflanzung neuer Futter-Gewächse u. s. w., dem ganzen Umkreise mit gutem Beyspiele voran.

Das Volk kam sichtbar empor, und Traubenheim ist bis diese Stunde der nahrhafteste Ort in der ganzen Umgebung.

## Sieben und dreyßigstes Kapitel.

**Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes. Pred. Sal. 9, 18.**

Man würde jedoch dem damals verwilderten Dorfe zu viel Ehre erzeigen, wenn man voraussetzte, daß die neuen Einrichtungen sonst keine Schwierigkeiten gefunden hätten als die, welche das vorige Kapitel erzählt. Ob gleich Niemand zur Arbeits-Schule gezwungen wurde: so fielen doch tausend ungewaschene Reden. An der Thüre fand man sogar eines Morgens einen Zettel mit folgenden boshaften Reimen:

Allhier ist die verkehrte Welt,
Wo man Knaben zum Stricken bestellt,
Eine Jungfer zum Schulmeister macht,
Und ein Paar Strümpf höher acht't
Als Gottes Wort und Seligkeit,
Und dennoch aber barfuß geht.
Im Schloß die Schul' ist aufgeschlagen;
Aber nicht der Jugend wegen,
Sondern, mit gar klugem Sinn,
Für den Junker und die Schulmeisterinn.

So unangenehm dieses der guten unschuldigen Tochter des braven Schullehrers war: so kränkend war ihm eine Bosheit an einem von ihm angepflanzten Baumstücke. In einer einzigen Nacht wurden ihm gegen zwanzig junge Bäume niedergehauen. Veit Janhagel,

Herrmanns jüngster Sohn, wurde als Thäter entdeckt; bekam öffentlich Prügel, und mußte den Schaden mit zwanzig Gulden ersetzen.

Gegen die Aecker-Beschränkung wurden tausend Eingelenke gemacht. — Wer weiß indeß nicht, daß die bösen Kinder schreyen, wenn man sie wäscht; aber desto herzhafter wieder lachen, wenn sie gewaschen sind? — So ging es auch hier. Niemand trug aber mehr zur Dämpfung des Schwindel-Geistes bey, als der neue Schulze, Fritz Rüdiger. Dreistentschlossen ging er jedem zu Leibe, der sich unterstand, in seiner Gegenwart ein nachtheiliges Wort gegen die neuen Verordnungen zu sagen. — Mit einigen klugen Nachbarn, unter denen sich Niklas, Rulli, Wilhelm, Rommel, lauter bejahrte Männer und mehrere von den jüngern Einwohnern auszeichneten, nahm er überdieß noch Abrede, daß sie bey jeder Gelegenheit die gute Sache vertheidigen, und besonders ihre Verwandten dafür einnehmen wollten. Das güte Beyspiel und die Ueberredung dieser wackern Männer wirkte sichtbar, und zuverläßig würden die Anstalten, trotz der Gegenwart des gnädigen Herrn, weniger von Statten gegangen seyn, hätten diese braven Leute die gute Sache bloß ihrem Schicksale überlassen.

Gleichwohl waren sie nicht im Stande, jeder Thorheit des Pöbels zu steuern.

Gewöhnlich ergießt sich der Volks-Eifer über den unschuldigsten Theil; so ging es auch hier. Verschiedene Male hatte Pfarrer Heilmann der neuen Einrichtungen mit Beyfall auf der Kanzel erwähnt. Das mißfiel den Schwindel-Köpfen und faulen Frömmlern

Sie hielten es für Entweihung des Heiligthums. Doch behielt Heilmann noch immer den größern Haufen auf seiner Seite.

Unvermuthet aber ereignete sich ein Umstand, der ihm einen der schlauesten Bösewichte, den Nachbar Ludewig, zum Feind machte. Mit teuflischer Arglist wußte dieser den Strom der Volks-Unzufriedenheit so zu lenken, daß man des Junkers, der beyden Vögte, des Schulzen und Gottfrieds, die bisher alle Schuld hatten, gänzlich vergaß, und, wie die Folge zeigen wird, allein über den Pfarrer herfiel.

---

Im Frühlinge 1721, als eben die neuen Anstalten in Traubenheim am eifrigsten betrieben wurden, stieg Klaus, Ludewigs jüngster Sohn, auf einen hohen Kirschbaum nach einem Vogel-Neste. Klaus aber konnte, durch das enge Astloch, der jungen Brut nicht beykommen. Vergebens sucht er durch eine gespaltene Ruthe das ganze Nest herauszuziehn. Seine jungen Begleiter reichen ihm ein Handbeil; er haut an der Oeffnung, bringt sie aber nicht weit genug. Gebt mir Steine herauf, ruft er endlich, daß ich die jungen Bestien in ihrem Neste todt mache. — Nun, so gebt ihm! sagen die einen. Untersteht euch! rufen die andern. Wißt ihr nicht was neulich der Herr Schulmeister gesagt hat:

Auch ein Thier empfindet Schmerz,
Quäl' es nicht, o menschlich Herz!

Hast du schon vergessen, wie es dem Buben ergangen ist, der den Vögeln die Beine abgeschnitten hat? wie ihm ein Bauholz beyde Füße zerschlagen hat,

und wie er fast verzweifelt wäre, als der Brand dazu gekommen ist? — Das ist Geplauder von unserm Schulmeister! ruft Klaus dagegen, und wenn es an's Fuß-Abschlagen geht, ruft Klaus dagegen, so geht's über meine Füße her, und nicht über die eurigen! . . Nun wenn du's auf dich nehmen willst, sagt endlich des Schulzen Bernhard: so kann ich dir wohl mit Steinen helfen! Fang auf! und hiermit stellt er sich, als wollt' er sie hinauf werfen. —

Seyd Narren und werft mich vors Hirn! schreyt Klaus. Wenn ihr ja nach mir werfen wollt: so nehmt Moraſt!

Freudig laufen die Kinder nach der nächsten Pfütze und werfen in die Wette hinauf. Klaus versteckt sich hinter den Stamm, und als des Moraſtes genug an dem Baume herumhängt, verklebt er damit voll Schalkheit das Nestloch. Das Jammer-Geschrey der jungen Vögelein und der klagenden Mutter, welche beständig um den Baum herum flattert, als ob sie Barmherzigkeit von dem kleinen Tyrannen erflehen wollte, rührt ihn nicht. Wie, wenn er eine großmüthige That verrichtet hätte, klettert er den Baum herab; aber die Aeste sind besudelt; der Fuß entwischt ihm — und gerade mit dem Kopfe fällt er zur Erde hinab. Fürchterlich kracht das Genick, das Blut strömt aus dem Munde, und nach einigen Zukkungen liegt der Knabe seelenlos am Boden!

Zitternd und heulend laufen die Kinder davon. Einige verstecken sich vor Angst; die andern eilen nach Hause und erzählen den Unfall. Der Lärm

verbreitet sich durchs ganze Dorf, und kommt auch dem Pfarrer zu Ohren. Mit einer Menge Volks, das aus dem Dorfe strömt, geht auch er zu dem Baume. Ludewig nimmt eben, nebst einem Tagelöhner, den todten Knaben auf eine Tragbahre. Die Mutter läuft hinterher und erhebt ein unaussprechliches Jammer-Geschrey. Vor Gottes Gericht will ich euch anklagen, ihr Mörder! ruft sie. — Den ersten der mir unter den Wurf kommt, schlag' ich zu Boden! brüllt der Vater; denn beyde sind, wie die meisten Aeltern. Die Schuld des Unfalls suchen sie allein in Klausens Gespielen. Diese stecken indeß großentheils hinter den Hecken benachbarter Gärten. Erst als Ludewig den Leichnam von der Stelle geschafft hat und ein Theil des Volkes verlaufen ist, kommen die Kinder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gehn mit Heulen nach dem Kirschbaume, die Lache Blutes zu beschauen, die Klausen aus dem Munde gelaufen war. Schon sind sie beysammen, als sie den Pfarrer erblicken und auseinander fahren. Bleibt stehn! sagt Heilmann und fragt wie Alles zugegangen sey. Mit Schluchzen erzählen es die Kinder.— Ach, lieber Herr Pfarrer! eigentlich bin ich daran Schuld; aber ich kann nichts dafür! sagt Bernhard Rüdiger, des Schulzen jüngster Sohn, den wir vom 47sten Kapitel an wieder finden werden. Klaus hat Steine verlangt, und ich habe mich gestellt, als wollt' ich ihm welche hinaufwerfen. Darüber fiel ihm der Morast ein; aber Gott weiß es, daß ich mit keinem Steine zu werfen verlangt habe! — Warum habt ihr aber mit Morast geworfen? fragt der Pfarrer.

Alle Kinder verstummen. Ach ich will es gestehn, sagt endlich Bernhard: wir wollten ihn voll werfen, weil er die Vögel martern wollte. Daß solch ein Unglück daraus kommen würde, wer hätte das gedacht? Und daß er das Loch würde zustreichen, ist uns eben so wenig eingefallen.

Indem kommt auch Lieberich mit dem Hausjäger Gottfried. Der Pfarrer und sein Schullehrer fangen nun an, mit vereinigten Kräften den Kindern ans Herz zu dringen. — Aber, liebe Kinder, sagt endlich der Prediger, wir haben über den guten Lehren der armen Thierchen vergessen, die nun in ihrem Neste Hungers und Durst sterben müssen. Wie wär' es Euch wohl, wenn man Euch in ein Gefängniß, in das weder Sonne noch Mond scheint, zusammensperrte und Hungers sterben ließe? — Und seht, eben so ist es jetzt den armen Thierchen im Neste; Gott aber hört ihr Jammer-Geschrey so wohl als das Eurige. — Geht Euch das nicht zu Herzen?... Ach ja, ach ja! schluchzen die Kinder, und jedes will hinaufsteigen, das Astloch wieder zu öffnen; aber Heilmann und Lieberich erlauben es nicht. — O Gott, wir können nicht schlafen, wenn nicht wieder aufgemacht wird! erwiedern die Kinder. — Das soll auch geschehen, sagt Heilmann; nur ihr sollt es nicht. Ihr seyd alle zu sehr in Schrecken und könntet herabstürzen, wie der unglückliche Klaus. — Gottfried holt indeß eine Leiter und öffnet das Flugloch. — Vor Freude flattern und jauchzen die Nestlinge; die Mutter fliegt näher und schlüpft in das Nest, als wollte sie ihre zitternden Kleinen trösten und stillen.

Die versammelten Orts-Kinder aber müssen dem Prediger und Schullehrer die Hand reichen und vor dem Blute des Verunglückten versprechen, nie mehr in ihrem Leben ein Thier zu martern.

Auch zu den Erwachsenen suchte der Prediger bey Beerdigung des Unglücklichen ein Wort zu seiner Zeit zu reden. Gegen den Schluß der Predigt wandte er vorzüglich die Worte des Apostels auf den Fall an: „es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat *).“ — Mit hinreissendem Eifer gedachte er der Peinigung des Zugviehes und der übrigen Hausthiere. Die Gemeine saß im tiefsten Selbstgefühl', und kein Vater, keine Mutter ging ohne den guten Vorsatz von dannen, künftig den Kindern mit besserm Beyspiele voranzugehn und jeder Grausamkeit zu steuern; denn Heilmann hatte besonders gezeigt, wie die Kinder durch das Thier-Martern schon in der frühesten Jugend gegen alles Gefühl des Mitleids abgehärtet würden, und nicht selten dann auch gegen alte gebrechliche Aeltern Unbarmherzigkeiten ausübten, vor denen die Natur erzittert.

Jedermann fühlte die Wahrheit dieser Behauptung; nur Ludewig nicht.

Seiner Meynung nach ging der Prediger bloß darauf aus, ihn und die Seinigen öffentlich zu beschimpfen. Seinen Groll zu befriedigen, schlug er den sichersten Weg ein, und verschrie den Pfarrer als einen Ungläubigen und Ketzer. Ist das auch das wahre Christenthum, was er uns predigt? Das sind

*) Jacob. 2, 13.

Policey-Predigten, die er hält, und keine christerbaulichen, wie sich's für das Haus Gottes schickt! sagt er. Nicht weniger hat er an seinen Katechismus-Lehren, am Beichtwesen und dergleichen auszusetzen. Das Geplauder findet hier und da Beyfall; man lauert dem Pfarrer auf alle Sylben; man streitet sich alle Sonntage darum, ob er das rechte Christenthum gepredigt habe oder nicht; man zieht die neue Arbeits-Schule mit ins Spiel; man wärmt die alten Pasquille wieder auf; treibt das Unwesen täglich ärger — und so bewies Ludewig Salomo's Ausspruch mit der That: Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.

## Acht und dreyßigstes Kapitel.

### Trauer-Geschichte eines Chor-Hemdes.

Wenige Wochen nach Klausens unglücklichem Ende starb Lips und bedachte noch in seinen letzten Stunden die Traubenheimer Kirche mit einem stattlichen Chor-Hemde. Aus weiser Sparsamkeit hatte man das überflüßige Flügel-Gewand bisher weggelassen. Magister Rohling aber konnte den Wunsch nach dieser geistlichen Zierde nicht bergen. Lips war gleichen Geschmackes mit ihm. Eine Stiftung zu so heiligem Gebrauche schien ihm also das wirksamste Mittel, noch vor seinem Ende den lieben Gott mit sich auszusöhnen und sich einen unauslöschlichen Nachruhm zu erwerben. Im Geiste sah er schon den Prediger Heilmann in dem

neuen Schmucke vor seiner Leiche herstolziren, und von der Kanzel herab hoffte er mit Segnungen und Lobsprüchen überhäufet zu werden. Er befahl daher; so bald seine Augen geschlossen seyn würden, die Leinwand zu kaufen und dem Pfarrer mit der Bitte zu überschicken, das Chor-Hemd sogleich machen zu lassen, und bey seiner Beerdigung zum ersten Mal umzuthun.

Heilmann aber ließ kurz entschlossen die Schullehrerinn rufen, das ganze Stück Leinwand in Kopf- und Halstücher zerschneiden und unter arme Mädchen des Dorfs mit der Bedingung vertheilen, daß sie die Tücher sogleich säumen und darinn bey Lipsens Leiche sich einfinden sollten.

Mit großen Augen bemerkte die Vetter- und Baasenschaft, daß Heilmann ohne Chor-Hemd, bey dem Sarge erschien. Noch größer aber war ihr Erstaunen, als er auf der Kanzel öffentlich erklärte: daß er das Vermächtniß des Verstorbenen wohlthätiger angewandt und damit arme Mädchen des Dorfes beschenkt habe, der gewissen Ueberzeugung, daß der verklärte Stifter diese Verwendung, bey seiner neuen vorurtheilsfreyen Ansicht, selbst billigen würde, wenn man ihn darum fragen könnte.

Nicht minder als die Gemeine, nur aus andern Gründen, erstaunte Wulfing über des Pfarrers gefaßten Entschluß, und geraden Weges von der Kirche ging er ins Pfarrhaus. — Freund, Sie haben mich heute mit Ihrer Chorhemds-Geschichte blaß gemacht bis in den Hals hinein! sagte er. — Warum? fragt Heilmann betroffen. — Darum, erwiedert Wulfing, weil Sie widerrechtlich gehandelt haben. Es stand

zwar in Ihrer Willkühr, ob Sie das einfältige Vermächtniß annehmen wollten, oder nicht; — aber ohne Beystimmung der Familie, durften Sie schlechterdings nicht mit der Leinwand, die zu einem geistlichen Flügel-Hemde gestiftet war, nach eigenem Gutdünken schalten. Sie wissen, wie das Volk an dergleichen zufälligen Dingen hängt, und bey den gegenwärtigen Unruhen über Neuerungen hätten Sie um so weniger das Wespennest aufstören sollen.

Heilmann, der Alles zu hastig angriff, und des Irrthums sich nicht erwehren konnte, daß vernünftige Vorstellungen unfehlbar siegen müßten, sah nun erst sein Versehen im wahren Lichte. — Hätten Sie mich voraus gefragt, sagte Wulfing: so hätt' ich Ihnen gerathen, mit der Familie wegen besserer Verwendung der Leinwand zu sprechen, und wäre sie damit nicht zufrieden gewesen, den Plunder wieder zurück zu geben. Zu geschehenen Dingen muß man indeß das Beßte reden. Thun Sie das in der eigenen Sache selbst! Gehn Sie unverzüglich zum Leichtrunke und machen Sie gelegentlich besänftigende Vorstellungeu; denn sicher wird allerley Unsinn geschwatzt.

Was Wulfing voraussah, traf richtig ein. Das Chor-Hemde machte Gährung im ganzen Dorfe. Die Leute hatten sich auf den neuen Priester-Schmuck so herzlich gefreut, und die Familie des einfältigen Stifters war im voraus so stolz auf das heilige Vermächtniß, daß im Leichenhause von nichts gesprochen wurde, als vom Chor-Hemde.

Wißt ihr, was Ich dazu sage? fragte Ludewig. „Nu, was sagst du denn dazu?" — Ich, antwortete

der Schalk mit trauriger Miene, ich sage, was Sanct Paulus sagt: Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht — Galater am Dritten . . Wenn aber der Pfarrer mit Testamenten thun darf, was er will; so macht er uns am End' auch das alte und neue Testament anders, und ein andres Testament in meinem Blut', und wir werden Heyden, ohne zu wissen wie. Von seinen Predigten will ich gar nichts sagen; aber christliche Predigten sind's wahrlich nicht! Der Christ soll nicht sorgen und sagen . . . aber da sorgt und sagt man halbe Stunden lang von der heiligen Kanzel herab, wie man soll reich werden. Bald nimmt man auch den Strickstrumpf mit in die Kirche, weil doch Alles auf's Irdische abzielt. —

Die Meisten nickten dem Aufwiegler Beyfall. Da hast du recht! das ist wahr! Ja leider Gott erbarms! rief Einer um den Andern. . . Nur des Schulzen Reinhard, der mit dem gnädigen Herrn gereis't war, unterstand sich zu widersprechen.

Nun, laßt einmal die Leute reden, die übers Meer geflogen sind! sagte Ludewig.

Reinhard. Ich flog nicht als Gans aus, und kam nicht als Gänserich wieder. Von Reisen ist die Rede nicht, sondern vom gesunden Menschen-Verstande.

Ludewig. Und was sagt denn der dazu, Herr Reinhard?

Reinhard. Der sagt, daß Ihr Dinge in einander wickelt, die gar nicht zusammen gehören.

Was hat denn die Arbeits-Schule mit dem Chor-Hemde zu schaffen? — Und ist sie nicht eben deßwillen eingerichtet worden, damit die Leute mehr

verdienen und nicht mehr Noth haben sollen zu sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?

Ludewig. Von der Hauptsache red' ich, vom Testament und nicht vom Sorgen!

Reinhard. Von welchem Testamente? Vom alten oder neuen?

Ludewig. Vom Alten und vom Neuen und vom Chor-Hemde.

Reinhard. Wie kommt denn aber das Chor-Hemde zum alten und neuen Testamente?

Ludewig. Wie wohl? weil das Chorhemd auch im Testamente steht!

Reinhard. Doch nicht in der Bibel?

Ludewig. Einfalt! Im Testamente, das Lips gemacht hat.

Reinhard. Das ist doch hoffentlich etwas Anderes, als die Bibel! —

Ludewig. Testament ist Testament — und die heilige Schrift sagt: verachtet man doch eines Menschen Testament nicht. . . .

Reinhard. Aber es steht auch dabey: wenn es bestätiget ist; — ist denn das auch bey dem Chor-Hemde geschehn?? Wenn Alles gelten soll, was einer vor seinem Ende befiehlt; so könnt' es einem gar einfallen, mir ein Paar spanische Stiefeln zu vermachen, mit dem Bedinge, daß ich sie alle Wochen dreymal an die Waden schrauben soll.

Ludewig. Ist ein Unterschied zwischen einem Chor-Hemde und spanischen Stiefeln!

Reinhard. Wenn nun aber der Pfarrer eben so wenig ein Chor-Hemde mag, als ich spanische Stiefeln, muß er's umhängen?

Ludewig. Ja! das dank' ihm Herodes! Alle Pfarrer in der Nachbarschaft haben's so, . .

Reinhard. Aber hier nicht! Lips konnte nicht befehlen, was der Herr Pfarrer anziehen soll. Er bleibt beym alten Herkommen.

Ludewig. Die Arbeits-Schule ist auch kein altes Herkommen. Sind wir schuldig eine zu dulden? He? Müssen wir nicht doch? Und wer hat dem Pfarrer das Recht gegeben, Hauben- und Halstücher aus dem Chor-Hemde schneiden zu lassen?

Während dieses Streites trat Heilmann ins Zimmer. Er grüßte die Gesellschaft freundlich und Alle dankten erschrocken. Wo ist die Frau vom Hause; wo sind die Kinder? fragt er dann. — Sie kamen, und Heilmann fing mit ihnen folgendes Gespräch an:

Euer seliger Mann und Vater hat vor seinem Ende noch die gute Absicht gehabt, etwas Nützliches zu stiften. Nicht wahr?

„Ja wohl!" sagte die Wittwe.

Ich habe mir also die Freyheit genommen, etwas an seinem Vermächtnisse zu ändern, fuhr Heilmann fort, weil er doch, wie ihr selbst sagt, etwas Nützliches stiften wollte. (Indem er sich gegen die Versammlung wendet) Oder glaubt ihr, daß ein Chor-Hemde etwas Nützliches sey?

„Nützlich nun eben nicht; aber man trägts doch so," — meynten die Gäste.

Wenn man aber Etwas trägt, das einem Kosten macht und doch zu Nichts hilft? fragte der Pfarrer.

„Dann kann man's freilich weglassen," antwortete Einer und zuckte die Achsel.

Heilmann aber begann nun im ernsthaftesten Tone: Man kann nicht nur, sondern man soll, wenn der Fall so ist, wie der gegenwärtige; denn das Chor=Hemde würde der armen Kirchen=Casse für beständig Kosten gemacht haben. Das Eine hätte nicht ausgereicht; folglich wäre noch eines nöthig gewesen. Das Waschen hätte alle Jahre Geld gekostet; die herabgeführten hätten nachgeschafft werden müssen, und so würde das Vermächtniß der Kirchen=Casse beständig Schaden gebracht haben. Ueberdieß war es meine Pflicht, den Willen des Verstorbenen recht zu vollstrecken, der nichts Schädliches, sondern etwas Nützliches vermachen wollte. Könnte ich ihn jetzt darum fragen: so würd' er mir für die beßre Verwendung der Leinwand danken. (Gegen die Familie) Reut es Euch aber, daß euer seliger Hausvater etwas Gutes vor seinem Ende gethan und arme Mädchen gekleidet hat: so bin ich bereit, Euch zurückzuzahlen, was die Leinwand kostet.

„Ach nein, das wollen wir nicht!" sagte die Wittwe; „nur haben wir uns betrübt, daß der letzte Wille des Verstorbenen nicht erfüllt worden ist."

Also war sein letzter Wille, erwiederte Heilmann, die arme Kirchen=Casse in vergebliche Unkosten zu setzen und mir ein Flügelkleid umzuhängen, das weder für Hitze noch für Kälte hilft?

„Das Kirchen-Vermögen hat er gewiß nicht in Schaden zu bringen verlangt," schluchzte die Alte.

Das glaube ich selbst, versetzte der Pfarrer; wenn das aber nicht seyn soll: so müßt ihr es entweder lassen, wie ich es gemacht habe, oder noch ein Capital von 50 bis 60 Gulden aussetzen, damit davon die Chor-Hemden auch künftig unterhalten werden können.

Funfzig bis sechzig Gulden noch aufzuwenden, um der lächerlichen Freude zu genießen, den Pfarrer in einem Flügel-Hemde zu sehen, war den Hinterbliebenen nicht anständig, und die Art und Weise, wie Heilmann seine Vertheidigung angriff, stellte auch die übrigen so ziemlich zufrieden.

## Neun und dreyßigstes Kapitel.

### Lips hat im Grabe keinen Frieden, des leidigen Chor-Hemdes wegen.

Kaum war aber der Rumor über das Stückchen Leinwand vertobt, als sich auf einmal ein Abentheuer zutrug, das den Eifer der Hember-Narren von Neuem entflammte. Eines Sonntags in der Nacht stürzt Block mit verzerrtem Gesichte in Rommels Schenke. Wie ohnmächtig taumelt er auf die Bank und weiß anfangs vor Athem nicht zu sprechen. Gott erbarme sich der armen Seele! ächzt er endlich. Oben steht er schneehagelweis und schlägt die Hände zusammen! — Wo steht er denn? fragt die Gesellschaft. — Hart vor der Sacristey-Thür, erwiedert

Block. — „Und wer steht denn da?" — Wer anders als Lips? Gott hab' ihn selig! — „Hast du ihn denn erkannt?" — Leibhaftig! leibhaftig! Man sieht weder Kopf noch Füße; schnee-hagel-weis steht er da, wie er im Sarge lag. — „Das kommt sicher vom Chor-Hemde! Der Pfarrer bringt den armen Mann um die Ruhe im Grabe!" sagt der Eine. — Freylich wohl! ruft der Andre; all' mein Lebtage hört' ich, daß die Todten nicht ruhen können, wenn man ihre Vermächtnisse nicht hält. — Da hast du Recht! spricht der Dritte. Zu Purrbach verschwieg einmal ein Mann, daß sein Weib Kerzen in die Kirche vermacht hätte: Potz Hagel aber, wie flugs trug er die Kerzen zum Schulmeister, als ihm alle Nächte eine weiße Gestalt vors Bette kam! — Vergeblich machten einige gescheidere Leute die Einwendung, daß Block unmöglich ja wissen könne, was und wen er gesehen habe, weil er selbst gestände, Kopf und Füße des Gespenstes seyen verdeckt gewesen. — Die Schreyer behielten doch Recht, und wer schon im Bette lag, mußte diese Nacht noch die schreckliche Neuigkeit erfahren.

Des andern Abends läuft das Volk schaarenweise zusammen und steht vorm Eingange des Kirchhofs. Fest hält sich Eines ans Andere; das Gespenst aber erscheint nicht. Gleichwohl versammelt sich das neugierige Völkchen am dritten Tage wieder. Nur der gnädige Herr und Gottfried, die beyden Vögte, der Pfarrer und Lieberich, die Tags zuvor auch auf dem Platze gestanden, blieben dießmal zu Hause, weil sie das Ganze für einen Augen-Betrug des dummen

Gespenster=Sehers hielten. — Aber gerade dießmal erschien der Geist wieder, weiß vom Scheitel bis auf die Zehen und in der kläglichsten Stellung. Vor der Sacristey=Thüre sah man die Erscheinung zuerst, und dann ging sie mit Hände=Ringen über den Kirchhof bis vor den Gottes=Acker. Niemand unterstand sich aber den Geist zu besprechen oder anzutasten. Aengstlich zog sich der ganze Haufe zurück, und diejenigen, die das Gespenst nur von ferne verfolgten, waren schon Frevler und Waghälse. Vor der Thüre des Gottes=Ackers verschwand endlich die Figur; und auch den Klügsten im Dorfe war der Auftritt ein Räthsel.

Jetzt erhob sich der Tumult über das Chor=Hemde von Neuem. Zwey Mädchen brachten, auf Befehl ihrer Aeltern, die Tücher ins Pfarrhaus zurück, um an dem Unheile nicht mitschuldig zu seyn. Dit Familie des Verstorbenen schrie Ach und Weh. Herr und Vogt und Alles war verlegen; aber niemand so sehr als Heilmann. Täglich lauerten sie nun im Verborgenen, und hofften um so eher das Gespenst zu entdecken, weil der Mond eben im Begriffe war ins erste Viertel zu treten; aber zum Unsterne blieb die Erscheinung aus; und zum noch größern Unheile kam eine sinnlose Schrift von zwey Bogen in das Dorf, unter dem Titel: Erweckung an christ=lutherische Gemeinden, deren Seelsorger das rechte Christenthum nicht predigen, von Athanasins Glauber.

Heinrich, Wulfing und Heilmann waren betreten darüber, weil sich voraussehen ließ, welchen Eindruck dieser Wisch, bey der damaligen Stimmung des

Volkes, machen würde; gleichwohl hielten sie nicht für rathsam, viel Nachfrage darum zu halten; unter der Hand aber suchten sie den Aufenthalt des Herrn Athanasius zu erforschen, um ihn als Pasquillanten belangen zu können. Zu ihrem nicht geringen Verdruß erfuhren sie, daß er schon vor einem Viertel-Jahre mit einem Kaufmanns-Schiffe nach Amerika gegangen sey, um in der neuen Welt ein Glück zu suchen, das ihm die alte versagt hatte. — Der Wisch ging indeß von Hause zu Hause, und machte die Köpfe so schwindlich, daß sie drohten, aus der Kirche zu laufen, wofern der Pfarrer noch Einmal das unrechte Christenthum predigen würde. Wulfing und der gnädige Herr selbst riethen nun dem Prediger, mit dem sogenannten unrechten Christenthume eine Zeitlang inne zu halten. — Das taugt nicht! meynte Heilmann. Zufahren muß man und den Leuten die Alberheiten des elenden Geschmieres erklären. — Ei so erkläre! rief Wulfing. Bauern, die einmal toll sind, lassen sich nichts erklären. Entweder stehn sie wie Bildsäulen, oder werden gar aufstößig. Schlechterdings müssen wir nun piano thun, und auch die Arbeits-Schule nur gehn lassen, wie sie von selbst geht.

---

Indeß erhebt sich von Neuem das Geschrey; „Lips steht an der Sacristey-Thüre, und jammert bis vor den Gottes-Acker!“ — Der Auflauf wird noch größer. — Der gnädige Herr, Wulfing, Ehrlich, Heilmann, Lieberich und Gottfried verabreden sich, der Sache nun ernstlich nachzuspüren. Ehrlich und

Gottfried schleichen beym Abend-Läuten in die Sacristey, und die übrigen vertheilen sich so, daß sie von mehrern Seiten her die zu erwartende Erscheinung beobachten konnten, ohne daß einer der vielen Zuschauer davon Kundschaft hatte.

Zu ihrer Freude erschien dießmal wirklich der Geist wieder in schneeweißer Gestalt vor der Sacristey-Thüre. Der gnädige Herr gab verabredetermaßen ein lautes Zeichen, und blitzschnell prallen Ehrlich und Gottfried aus der Thüre heraus. Ehrlich schlägt mit dem Stocke nach dem Gespenste, trifft aber zu kurz; Gottfried schießt mit kleinen Schrooten nach den Füßen — und fehlt; der Geist verliert sich aus dem Gesichte, und das ganze Volk schreyt laut auf vor Schrecken. — Ja, du Gott, sagen die Zuschauer unter einander, schlagt und schießt ihr Gespenster, ihr Wag-hälse! Gottfried hat von Glücke zu sagen, daß die Schroote nicht auf ihn zurückgeprallt sind.

Voll edlen Unwillens hebt der gnädige Herr an, das Volk hart anzulassen, und Heilmann sagt: hier heißt es recht wie im Prediger steht: Ob der Narr gleich selbst närrisch ist in seinem Thun: so hält er doch jedermann für Narren *). Indem sie so das Volk zu stillen und zu überzeugen suchen, ruft eine Stimme: Holla, lustig! der Geist ist gefangen! — Und siehe da! Rulli kommt mit einem weißen Tuch' unter dem Arme und führt einen Kerl über den Kirchhof. — Um Gottes willen laß mich! ruft der Gefangene mit Zittern und Beben. — So bald du dich in

*) Pred. Sal. 10, 3. Nach Luthers Worten, deren eigentlichen Sinn Heilmann nicht bestimmt.

deiner ganzen Positur gezeigt hast! sagt Rulli, und stellt den einaugigen Ludewig vor den gnädigen Herrn:

„Hier, gnädiger Herr, ist der weiße Geist, den ich bey Fleisch und Bein gepackt habe!“

Heinrich. Bravo Rulli! das war ein Meister-Fang; aber wo hast du ihn denn ergriffen?

Rulli. Vor seiner Hausthüre. Den Schelm' hatt' ich längst im Verdacht' und schlich mich daher vor seine Hausthüre. Außer Athem kam er gerennt, hatte den weißen Gespenster-Mantel unter dem Küttel und wollte ins Haus schlüpfen; aber halt! sagt' ich: erst präsentir' dich dem gnädigen Herrn, und dann marschire wohin du willst, oder wohin man dich führt!

Jetzt erst erholt sich Ludewig von der ersten Bestürzung und hebt an zu leugnen. Was? schreit er, geht man so mit ehrlichen Leuten um? Still wie die Unschuld ging ich nach Hause; da packt mich der lüderliche Maurer wie ein Henkersknecht. Ich war bey einem Nachbar und dachte nichts Böses.

Halte, halte! ruft Gottfried, mich deucht, ich habe dich doch gezeichnet. Sogleich visitirt er und sieh! das Blut dringt tropfenweise durch den schwarzen Strumpf. Nun, Bursche, wirst du dich hoffentlich nicht mehr weiß brennen, sagt Gottfried. Ludewig verstummt, und Rulli deckt das weiße Tuch dem Schelm über den Kopf. — Das Gemurmel des Volkes verwandelt sich auf Einmal in lautes Lachen. Ludewig steht und redet kein Wort. — Aber, Schurke, fragt der gnädige Herr, wie bist du denn sonst vor der

Gottesacker=Thüre verschwunden? — Ach! gnädiger Herr, versetzte der Schalk, ich ließ eben flugs das Tuch fallen, schob es unter meinen schwarzen Küttel und lief davon. Im Neumonde sah man die schwarze Farbe nicht. — Genug! erwiedert Heinrich; morgen sprechen wir uns wieder: Marsch ins Gefängniß! — Lustig, ins Loch! ruft Jost und schleppt den einaugigen hinkenden Geist in den Gewahrsam.

Heinrich aber wendete sich nun gegen das Volk mit einer eisernen Strafpredigt, welche manchen andächtigen Zuhörer empfindlicher traf, als Gottfrieds Feuer=Gewehr den entlarvten Mummelmann.

## Vierzigstes Kapitel.

### Der neue Schulze macht sein Meisterstück.

Im Verhöre gestand nun Ludewig, daß er es bloß gethan habe, um sich, wegen der Leichen=Predigt auf seinen Klaus, am Pfarrer zu rächen. Heinrich befahl, ihn sogleich an eine Karre zu schließen und vier Wochen bey Wasser und Brod schanzen zu lassen. Wulfing brachte die Besserung des schlechten Gespenster=Weges von der Kirche zum Gottes=Acker in Vorschlag, und Ludewig, der sich vergeblich zur härtesten Geldstrafe erbot, machte gleich am folgenden Tage den Anfang damit. Fruchtlos war das Heulen und Schreyen seiner Familie. Mit unerbittlicher Strenge bestand Heinrich auf seinem Sinne. Der Richter soll nicht strafen ohne Noth, sagt'

er, und wenn es Noth thut, von der Strafe nicht abgehn.

---

Nun war die Frage noch übrig, wie der üble Eindruck wieder zu tilgen sey, den die Athanasiusischen Erweckungen in der christgläubigen Gemeine gemacht hatten. Aus verschiedenen Gründen hielt der Schulze für gewiß, daß der Wisch durch Marksens Hand gegangen seyn müsse. Kurz entschlossen geht er zu ihm und sagt: „Hör' Alter, ein Wort im Vertrauen! Du steckst mit der Schmähschrift gegen unsern Pfarrer im Verdacht bis über die Ohren."

Marks. (Sichtbar verlegen) Wie? was? warum? wer hat mich im Verdacht?

Schulze. Der gnädige Herr. Ein gewisser Jemand will beweisen, daß er das Paquill von dir bekommen habe.

Marks. Das sagt mir ein Schelm nach!

Schulze. Der will ich nicht seyn, Nachbar Marks! nur einen guten Rath wollt' ich dir geben.

Marks. Und worinn bestünde der?

Schulze. Darinn, daß du den Kopf aus der Schlinge ziehen, und den hineinstecken sollst, von dem du das Papier bekommen hast.

Marks. Ja, wenn ich das könnte, von Herzen gern! Ich bin dem Pfarrer so gut, wie meiner Seele.

Schulze. Das laß ich dahin gestellt seyn. Was aber das Können anlangt — das gibt sich wohl durchs Müssen. (will gehen.)

Marks. (ihn zurückhaltend) Schulze, du führst mich ins Garn! Du meinst es nicht gut!

Schulze. So sieh, wer's besser mit dir meynt! (greift nach der Thüre.)

Marks. Na, na, nur nicht so barsch! — Schulze! kannst du reinen Mund halten?

Schulze. Wenn du das nicht glaubst: so mußt du mir nichts anvertrauen.

Marks. Nun in Gottes Namen! — Der Schulmeister Azet von Bergfelden hat mir auf dem Bergfelder Viehmarkte drey solche Athanasius gegeben, die ich in aller Herzens-Einfalt. . .

Schulze. Ihr Leute seyd immer voll Herzens-Einfalt, wenn ihr böse Streiche gemacht habt.

Marks. Nun ja! Dacht' ich's nicht, daß du mich in die Tunke bringen würdest?

Schulze. Wer sagt das? — Nur zeugen sollst du wider den Schulmeister, wenn er nicht gutwillig gesteht.

Marks. (Die Achsel zuckend) Je nun, wenn es seyn muß! — Aber laß mich aus dem Spiele!

Schulze. Hier meine Hand! Wenn's möglich ist. —

---

Des folgenden Tages in aller Frühe geht der Schulze nach Bergfelden und überrascht den Schulmeister. Dieser will leugnen und trotzt sogleich auf seine Handschrift; er nimmt ein Papier aus der Schublade und zeigt es dem Schulzen mit den Worten: Hier! wenn Ihr das Pasquill, oder was es ist, gesehen habt: so vergleicht! — — Ei! sagt

Rüdiger, der eben einen Knaben von etwa zwölf Jahren am Tische sieht, Seine oder Seines Sohnes Handschrift — das gilt mir gleich! (indem er sich gegen den Jungen kehrt) Du hast einen Streich gemacht, Bursche, der dich hoch zu stehn kommen soll! — Vor Schrecken wird der Knabe blaß und roth und hebt an bitterlich zu weinen. Der Schulmeister aber wagt es nicht, länger zu leugnen. Mein liebster Herr Schulze! sagt er mit bebender Stimme, dem Dinge wird Er selbst abgemerkt haben, daß es ein Schriftgelehrter aufgesetzt hat. — Und obenein ein Pharisäer, erwiederte der Schulze; so lange wir aber den nicht haben, müssen wir uns an seinen Abschreiber halten. —

Aus Furcht vor der Strafe gesteht also der Schulmeister: daß ihm Magister Rohling (der seit seinem Abzuge von Traubenheim beym Pfarrer Schatz in Bergfelden als Hauslehrer sich aufhielt) das Papier zum Abschreiben gegeben, und ihm den Antrag im engsten Vertrauen gemacht habe, gelegentlich etliche Stücke nach Traubenheim zu bringen; daß Er es nicht wohl habe abschlagen können, weil der Magister seinen Sohn, mit den Kindern des Predigers, unentgeltlich unterrichte: daß es den Knaben in aller Einfalt abgeschrieben und Er eben so wenig, als dieser gedacht habe, daß es damit so viel auf sich hätte, u. s. w.

Geb Er mir nur schriftlich, daß Er das Ding vom Magister hat, dann wollen wir herzlich gern an Seine Einfalt und Unschuld glauben, erwiederte der Schulze.

Nothgedrungen schreibt endlich der Schulmeister:

„Daß mein Sohn Casimir eine kleine Schrift, Erweckungen ꝛc. betitelt, vom Herrn Magister Rohling erhalten und abgeschrieben habe, und daß ich von solchen, jedoch in aller Unschuld, einem Bauer von Traubenheim, auf Befehl des Herrn Magisters, drey Stücke zugestellt habe, ein solches bekennt hiermit

Burgfelden, den 21. Dec. 1721.

Florian Azet,
zweyter Schullehrer daselbst."

---

Froh mit der stattlichen Beichte kehrt der Schulze nach Traubenheim zurück. Es war eben ein Feyertag. Er geht in die Schenke und zieht das Geständniß des Schulmeisters, nebst der Schrift des angeblichen Herrn Athanasius Glauber aus der Tasche. —

Was Neues! sagt er. Wißt ihr wohl, daß ich den Herrn Athanasius Glauber glücklich erwischt habe?

Warum nicht gar? erwiedern die Gäste. Der ist ja längst schon in der neuen Welt.

Wenn ihr den Vetter des abgesetzten Amtmanns meynt, antwortet der Schulze, dann habt ihr auch recht; aber nicht diesen, sondern den Bösewicht meyn' ich, der sich unter dem Namen des Athanasius verkappt hat.

„Und der wäre?" . . .

Niemand anders, als der saubre Magister Rohling, der mit seinen Erweckungen nicht sowohl den Pfarrer, als vielmehr uns sammt und sonders, an den Pranger stellen wollte, weil wir ihm nicht zum hiesigen Pfarrdienste verholfen haben.

Wie? was? Uns — Uns an den Pranger? davon haben wir doch nichts gemerkt — sagten die Gäste.

Gut, laßt einmal hören! versetzt der Schulze. (Er fängt an aus der Schrift vorzulesen.)

„Ihr armen verirrten Schafe! blindlings laßt ihr euch leiten in die Moräste des ewigen Verderbens, und nehmt den Schierling des Unglaubens für den Weizen des lautern Evangelii. Ach daß der Morgenstern aufginge in euern Herzen! Daß die Decke Mosis von euern Augen fiele! Daß ihr möchtet unterscheiden lernen die Stimme des Miethlings von der Stimme des Hirten!"

Also sind wir sammt und sonders dümmer als Schafe? fressen Schierling für Gras, und tappen blind in die Welt, wie junge Katzen? setzt der Schulze hinzu.

Das ist ein Grobian! Ist's nicht, wie wenn der Magister vor uns leibte und lebte! Aber weiter im Texte! ruft die Gesellschaft.

(Der Schulze liest fort.)

„Ach, daß sich der Herr über Zion erbarmte! Daß ihr, arme Verführte! doch einmal begreifen möchtet, daß ihr bloß hingeleitet werdet zu den trüben Quellen des irdischen Reichthums, und die ewig fließenden Wasser-Brünnlein Gottes in Unwissenheit vorbeygeht! Aber das ist vor eueren Augen verborgen — und am Ende werdet ihr ausrufen: wir Thoren haben des rechten Weges verfehlt!"

Was? brummt einer, so wären wir ja Narren? — Und hast du nicht gehört, daß wir keine

Begriffe haben sollen, weil er schon wieder vom Begreifen schwatzt? sagt der andre. Und der dritte: Habt ihr auch gehört, daß er über uns das Ach und Weh ausruft, wie Christus über Jerusalem?

Ja wohl! sagt der Schulze. Durchaus ist die ganze Schrift voll solcher Anzüglichkeiten. Sieht man nicht auf jeder Seite, daß das Ding weit weniger dem Pfarrer, als Uns gemünzt ist? Pinsel müßten wir ja seyn, wenn wir nicht begriffen, daß man, nächst Gottes Wort, auch Nahrung uns Kleidung haben müsse. Verdient nicht also ein Prediger Dank, der auch für das leibliche Wohl seiner Pfarr-Gemeine sorgt? Zu trüben Quellen hat uns der Pfarrer nie geleitet, und aus denen trinken wir auch nicht. Eine Predigt von ihm ist mir lieber, als zehn Jahrgänge von dem Wortflicker. Aber der vergönnt uns einmal nicht, daß wir zu Geld und Gut kommen, und sähe gern, daß wir aus Starrsinn alle zu Lumpen würden.

Der Schulze hat Recht! heißt es. Aber sind wir schuldig, uns das von dem Schreyhals gefallen zu lassen?

Nein! sagt der Schulze. Mein Rath ist: eine Deputation geht zum jungen Herrn Vogt und läßt eine Schrift machen wider den Magister; die tragen wir nach Bergfelden und, ich bürge dafür, das Gericht jagt den Grobian zum Henker! Wer geht mit? —

Ich! Ich! Ich! hieß es und die ganze Versammlung brach auf, um sogleich die Klagschrift zu bestellen.

Was bringt Ihr Gutes? fragt Wulfing.

Wir wollen den jungen Herrn Vogt bitten, sagt der Schulze, daß er uns eine Klagschrift macht.

Ehrlich. Gegen wen?

Die Bauern. Gegen den schandgroben Magister zu Bergfelden.

Ehrlich. Warum denn? Was hat er Euch gethan?

Die Bauern. Der Schulze hat's herausgebracht, daß er das Bisquill über unsern Herrn Pfarrer, oder eigentlich über die ganze Gemeine, gemacht und sich nur Athanasius Glauber getauft hat. Den Schimpf können wir nicht auf uns sitzen lassen.

Wulfing. Wißt Ihr aber auch gewiß, daß der Wisch von ihm kommt?

Schulze. Hier, Herr Vogt, ist es schriftlich!

(Er legt ihm das Geständniß des Schulmeisters vor.)

Wulfing. Gut! Dem Magister gebührt eine Ahndung! . .

Ehrlich. Kommt morgen früh um acht Uhr wieder; die Klagschrift soll bis dahin fertig seyn.

Schulze. Könnten wir sie nicht heute noch bekommen, Herr Vogt? Wir gingen gern morgen vor Tages nach Bergfelden.

Ehrlich. Auch das! Ihr Andern geht also ruhig nach Hause; nur der Schulze muß hier bleiben und die Klagschrift besser an die Hand geben.

# Ein und vierzigstes Kapitel.

## Wer Andern eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein!

In aller Welt, was ist das für ein Kehrum in den Volksköpfen? fragt Ehrlich, als die Uebrigen fort sind. — Das Volk, Herr Vogt, ist in seiner Aufgebrachtheit wie Fluthwasser, das über den Acker schlemmt. Ganz zurückhalten kann man es nicht; aber auf eine andre Seite leiten. Was bisher über unsern Herrn Pfarrer ging, das hab' ich dem saubern Magister über den Hals geführt — sagt der Schulze lächelnd, und erzählt die Geschichte.

Vogt Ehrlich eilt nun, sogleich die Klagschrift zu Papiere zu bringen; Fritz Rüdiger aber weckt mit Tages Anbruch die Deputirten zum Marsche, um ihnen keine Zeit zu lassen, sich wieder anders zu besinnen, und trifft mit ihnen glücklich in Bergfelden ein. — Der Schulmeister wird zuerst abgehört und dann auch Magister Rohling aufs Rathhaus gefordert. Was? Mich, Mich, untersteht sich ein Dorfgericht aufs Rathhaus zu citiren? schreyt dieser, und stößt dabey, noch im Angesichte des Gerichts-Dieners, Schimpfreden aus. Vergebens erinnert ihn der Pfarrer, daß er es mit dem Rathe eines Reichsdorfes zu thun habe. Der Magister wird nur noch toller darüber und vergißt sich so weit, daß er dem Schulmeistrr Azet in das Haus stürzt und ihn um den Dienst zu bringen droht, wofern er ihn nicht auf der Stelle von dem Verdachte wieder frey machen würde. Er verließ

sich darauf, in der alten Welt sich durchzulügen, weil Athanasius Glauber, dessen Namen er gemißbraucht hatte, sich in die neue herüber gemacht hatte. — Der wohlweise Magistrat aber ließ sich weniger auf Untersuchung der Traubenheimer Klage, als auf Rohlings Grobheiten ein, und schickte ihm, ohne viele Umstände, den Laufpaß. Der Pfarrer war eben nicht verlegen um ihn, und Rohling mußte Bergfelden mit Sack und Pack binnen vier und zwanzig Stunden verlassen.

Nach allerley Wanderungen erhielt er am Ende einen armseligen Pfarrdienst in der untern Pfalz, und starb in größter Dürftigkeit. Seine Wittwe zog darauf mit einem Bettel-Briefe im Lande herum, und kam unter andern auch mehrmals vor Ehrlichs Thüre, der sie jederzeit reichlich bewirthen ließ, und beschenkte, so wenig es auch ihr Mann um ihn und seinen seligen Vater verdient hatte.

---

Die guten Anstalten nahmen nunmehr erwünschteren Fortgang, und Heilmann wählte sich, bald nach dem erzählten Vorgange, die mittlere Tochter des Pfarrers Schatz in Bergfelden, (welche der Schulze, bey Gelegenheit des Streites mit dem Magister, kennen gelernt und seinem Prediger empfohlen hatte,) zum Weibe. Die Leutseligkeit dieser Frau gewann aller Herzen. Mit verständigen Vorstellungen wußte sie auch ihren Mann zu besänftigen, wenn er in einer Sache zu heftig war, und ihre Kinder wuchsen gesund und wohlgesittet heran, so daß Heilmann die Worte der Seelsorger-Regel „der gehorsame Kinder habe" getrost erklären durfte. Der Wohlstand

des Dorfes mehrte sich zusehends; die Sitten wurden geschlachter und Alles versprach die glücklichste Zukunft.

---

Von dieser fröhlichen Aussicht kehre ich noch einmal auf Ludewig, den schändlichen Bösewicht, zurück. Er schäumte vor Wuth gegen Rulli, und rief an seiner Schanz=Karre den Vorübergehenden zu: Macht euch keinen Vogt zum Feinde, sonst gibt's einen angelegten Handel! Was für einen? fragte ihn einmal der Schulze. Siehst du die Bein=Schelle nicht? erwiederte der Schalk. — Bald stellte er sich krank, bald wahnsinnig; Alles umsonst! — Wohl auskastent und gebändigt, wurde er nicht eher als nach Verlauf der vier Wochen entlassen, aus dem Dorf=Gerichte verstoßen und mit lebenslänglichem Zuchthause bedroht, wofern er noch Einmal über ähnlichen Streichen würde betroffen werden.

Das war nun freylich nicht wieder der Fall: aber Ludewig schien dazu bestimmt, eine Zuchtruthe fürs Dorf zu seyn. Noch keine zwey Jahre waren ins Land, als er durch Aberglauben dem ganzen Dorfe noch gefährlicher wurde, als ehehin durch Schalkheit dem Pfarrer. —

Zwey Rinder waren ihm nach einander gefallen. Eines seiner Pferde bekam den Roß, und weil er es nicht besonders stellte; so steckte es auch das gesunde an. Schon jetzt glaubte Ludewig nicht, daß das mit rechten Dingen zugegangen sey; nach einigen Wochen aber, als eine seiner Kühe Blut milchte, ward er seines Verdachtes gewiß, lief zu dem Schakkenberger Fallmeister, der als Hexen=Banner berühmt

war, und bat ihn, um Geld und gute Worte seinen Stall zu behüten.

Sonst war es des Wasen-Meisters Gewohnheit, der Hexe den Topf zu rühren und sie zu zwingen, selbst in das Haus zu kommen und sich als Hexe zu verrathen. Weil er aber auf diese Weise die unschuldigsten Leute in Verdacht, halbe Dörfer in Uneinigkeit und sich selbst in Strafe gebracht hatte: so machte er keine Hexe mehr namhaft, und begnügte sich damit, im Allgemeinen die Ställe gegen Verzauberung zu behüten. Er bohrte nämlich über die Krippe drey Löcher, steckte in jedes ein mit Abra Kadabra beschriebenes Zettelchen, und schlug, indem er allerley unverständliche Wörter murmelte, einen Zapfen von Hexenholz darauf. Dann brachte er eine Oblate aus dem Sacke, welche, wie er vorgab, ein Communicant auf der Zunge behalten und bey Seite gebracht haben mußte, that sie in ein Schächtelchen und grub dieses unter die Stallthüre. — War das geschehen, so nahm er ein Gefäß mit Kohlen, streute stinkendes Harz darauf, und räucherte damit sieben Mal ins Kreuz, ließ sich zwey bayrische Thaler bezahlen und versicherte, daß nun der Böse dem Stalle nichts mehr anhaben könne.

So wenig auch seine Hocus Pocus halfen, und so oft auch in Ställen, welche der Betrüger ausgeräuchert hatte, die Thiere fielen, so fiel doch sein Ruf nicht. Einer seiner abergläubigsten Verehrer war Ludewig; noch Keiner aber hatte für sein dummes Zutrauen gebüßt, wie dieser. Von einer herabgefallnen Kohle entstand in der Nacht Feuer im Stalle.

Ludewig hörte das Brüllen des Viehes, und entdeckte frühzeitig den Brand. Aus Furcht vor der auf Feuer-Vernachläßigung gesetzten Strafe, wollte er aber anfangs heimlich löschen; der glücklichste Augenblick zur Tilgung der Flamme wurde nur halb benutzt; mit schrecklichem Ungestüm brach sie heraus, und ehe das Dorf zu Hülfe kam, stand schon die mit Stroh gedeckte und bis oben an mit Getreide gefüllte Scheune in Brande.

Glücklicherweise hatte Wulfing kurz zuvor, mit vielem Widerspruche des Dorfes, eine große Wasser-Sprütze, Wasser-Kufen und andere Hülfs-Geräthschaften gekauft, jeden Dorfs-Nachbar mit zwey Feuer-Eymern versehen und allerley Lösch-Anstalten gemacht. Die ganze Gemeine mußte sich, (was bis auf diese Stunde noch alle Jahre zweymal geschieht,) vor der Linde versammeln, um die Sprütze zu probiren; das Volk wurde bis zum nächsten Bache in Reihen gestellt; die Erwachsenen reichten einander die vollen Eymer zu; durch die Hand der Kinder gingen die leeren wieder zurück; die Schaffschwemme wurde so eingerichtet, daß man auf der einen Seite hinein und auf der andern hinausfahren konnte, wobey die Kufen, wenn sie sogleich vorwärts gekippt wurden, sich selbst füllten. Bald commandirte Vogt Ehrlich an diesen, bald an jenen Brunnen, und ließ alle nur möglichen Schwenkungen machen; gab zugleich auch Unterricht, wie man sich in diesem oder jenem Falle verhalten müsse, und vertheilte die Geschäfte so, daß jeder Nachbar wußte, was er bey einer Feuersbrunst zu thun, und wem er zu gehorchen habe.

Dieß Alles hatte die Gemeine für überflüßiges Spielwerk gehalten und nur deßwillen gebilligt, weil ihr die Löschproben eine stattliche Bürgerlust schienen. Nun aber sah sie dieses vermeintliche Spielwerk auf einer ernsteren, und den Ankauf des Löschgeräths auf einer lobeswertheren Seite an; denn diesen Anstalten verdankte man die Rettung des Dorfes. Voll hohen Gefühls der Menschen = Größe in Bekämpfuug der Flamme ließ damals Ehrlich folgenden Reim auf die Sprütze setzen:

Füllt auch der Elephant, das klügste Thier,
Den Rüssel = Schlauch, wenn seine Hütte brennt?
Bekämpft auch Er Ein furchtbar Element
Mit einem andern, so wie wir?

O dankt der Vorsicht, dankt, daß sie
Die Kunst, aus kaltem Stahl und Stein
Die Glut zu locken, nur allein
Dem, der auch löschen kann, verlieh!

Ludewigs Wohnhaus und Scheuer waren indeß ein Raub der Flammen. — Doch, auch Unglück wird ein Glück, wenn wir durch Unglück weiser werden!

Nicht nur das Stallbehüten durch Hexen=Meister hatte plötzlich in Traubenheim ein Ende; das warnende Beyspiel lehrte auch mehr Vorsicht, und der Erbgerichts=Herr traf sorgfältigere Feuerverhütungs = Anstalten. Vor Allem wurde die auf unabsichtliche Brandstiftung gesetzte Strafe aufgehoben, und eine desto strengere auf Verheimlichung eines ausgebrochnen Brandes gesetzt, selbst wenn es dem heimlich Löschenden gelingen

sollte, die Flamme im Stillen zu dämpfen. Jeder Scheunen-Besitzer mußte eine blechern e Laterne zum Gebrauche beym Dreschen sich anschaffen; Niemand durfte mehr bey Lichte Flachs brechen, schwingen und hecheln, oder im Back-Ofen dörren; (weßwegen eine eigene Gemein-Dörre im freyen Felde erbaut wurde;) strenger als vormals wurde aufgelauert, wenn Jemand mit brennender Pfeife, oder offnem Lichte in Scheunen oder Ställe ging; die Schornsteine wurden sorgfältiger visitirt und keine feuerfangenden Materialien um die Schornsteine geduldet; kein Gebäude durfte mehr mit Stroh gedeckt werden u. s. w. Von dieser Zeit an wurde auch alle Jahre, an einem bestimmten Sonntage, anstatt der Katechismus-Lehre, eine von Zeit zu Zeit verbesserte Feuer-Ordnung in der Kirche verlesen, und schon in der Schule wird die Jugend über die gewöhnlichsten Entstehungen des Feuers durch Selbst-Entzündung, (z. B. durch feuchtes Heu, Grummet und Getreide) über die so häufigen Vernachläßigungen des Feuers und über die beßten Lösch- und Rettungs-Anstalten belehrt. Vogt Ehrlich aber überließ die Untersuchung, ob auch der Feuer-Policey nachgelebt würde, nicht bloß dem Amtsdiener. Er selbst überraschte zuweilen seine Untergebenen, und gab dadurch den Gesetzen Nachdruck und Kraft.

# Zwey und vierzigstes Kapitel.

## Sehet auf ihr Ende!

Ludewig war indeß ein geschlagener Mann, Brand-Versichrungs-Anstalten gab es noch nicht; baares Vermögen hatte er nicht, und auf freywillige Unterstützung von seinen Mitnachbarn und der Herrschaft durfte der Bösewicht nicht rechnen. Er gab also die Brandstätte mit den gebündenen Gütern von der Hand und zog die wenigen walzenden zu einem kleinen Häuschen, das er erkaufte. Hier lebte er in äußerster Unzufriedenheit und steter Unruhe; ging nicht nur bey Tage stets tiefsinnig umher, sondern lief auch oft, wie ein Nachtwandler, zur Schlafenszeit im Hofe herum. Seine Kinder suchten ihn weder zu erheitern, noch zu bewachen; sie machten ihm vielmehr bey jeder Veranlassung kränkende Vorwürfe und hielten ihm sein Sünden-Register vor, wenn er der Schonung am meisten bedurfte. Ihr einziger Wunsch war: der Hausplage los zu seyn; und dieser Wunsch ward ihnen schrecklich genug gewährt.

Im Frühlinge 1722 fuhr Ludewig des Morgens ins sogenannte Steighölzchen. Es schlug elf, es schlug zwölf Mittags — und der Vater kam nicht zurück. — Gewiß sitzt der Zapf wieder beym Fischer-Häusler und säuft, sagen die Kinder. Es war auch ehemals so seine Weise, sich halbe Tage lang in die Kneipschenke des Fischer-Häuschens zu setzen, wenn er ins Steigholz fuhr. Ganz spät gehn seine Kinder doch aus, ihn zu suchen. Im Fischer-Hause will

ihn niemand gesehen haben. Sie zünden Laternen an und laufen im Walde herum. Nach langem Suchen finden sie die Ochsen mit dem Wagen so verfahren, daß sie weder vor- noch rückwärts können; aber den Vater finden sie nicht.

Des andern Morgens geht das Nachspüren von Neuem an. Endlich sehen sie seinen Hut auf dem See, am Fischer-Hause. Herr Gott! Ludewig ist sicher ertrunken! schreyen die Finder. — Nach etlichen Stunden stieg der Leichnam wirklich in die Höhe. Der Fischer aber will ihn nicht herausziehen. Dieß schreckt auch die Uebrigen ab, und Niemand legt Hand an, bis Vogt Ehrlich selbst dazu kommt und mit eignen Händen den Unglücklichen ins Trockne bringen hilft.

Groß war indeß der Auflauf im Walde geworden. „Gott genad' seiner armen Seele! Kreuz und Herzeleid haben ihn dazu gebracht," sagen die Einen. — „Er hat als Böswicht gelebt und starb auch so!" sagen die Andern.

Am Abende des folgenden Tages sollte nun Ludewig beerdigt werden, und zwar in dem gemeinen Leichen-Hofe. Diejenigen, die ihn gestern am meisten beklagt hatten, schrien nun zuerst: Was? einen Selbstmörder zu andern ehrlichen Christen? Das Messer gehört dem über die Thüre, der ihn hinaustragen hilft! —

Die bestellten Träger weigern sich demnach. Wulfing läßt sie zu sich rufen und so entsteht zwischen ihm und ihnen folgendes Gespräch:

Wulfing. Sagt mir doch, was würdet ihr thun, wenn Ludewig, wie so mancher Andre, in

Wein oder Branntwein sich todt getrunken hätte?

Sie. Ihn begraben, wie andere Christen auch.

Wulfing. Warum denn aber jetzt nicht? Weil er im Wasser ertrunken ist?

Sie. Ei, Herr Vogt, er hat sich selbst hineingestürzt.

Wulfing. Und wer sich todt säuft, stürzt der nicht auch Wein oder Branntwein selbst in sich hinein?

Sie. Ja! Aber er will sich doch nicht ersäufen.

Wulfing. Wißt ihr denn gewiß, daß Ludewig absichtlich ins Wasser gesprungen ist?

Sie. Nichts gewisser, Herr Vogt!

Wulfing. Und diese Absicht soll ich nun an ihm bestrafen?

Sie. Ja, Herr Vogt!

Wulfing. Und wie fängt man das an? Die Kunst, Todte zu strafen, versteh' ich nicht.

Sie. I, man begräbt sie, wie das liebe Vieh.

Wulfing. Und das soll eine Strafe für den Selbstmörder seyn? Was fühlt und weiß denn Ludewig von der Strafe? Wißt ihr wohl, wen man eigentlich strafen würde?

Sie. (Schweigen.)

Wulfing. Keinen andern Menschen, als seine schuldlosen Kinder. Soll ich die Unschuldigen strafen?

Sie. Ei behüte Gott!

Wulfing. Und doch würde die schimpfliche Beerdigung keine Strafe für Ludewig, sondern einzig und allein für seine Hinterbliebenen seyn.

Sie. Je, du lieber Gott! Man muß ihn aber schimpflich begraben, damit Andere sich daran spiegeln!

Wulfing. Seyd ihr klug? Meynt ihr, daß ich mich umbringen würde, wenn ihr mir einen goldenen Sarg und ein Begräbniß unter dem Altare dafür versprächet?

Sie. Gott! wer wird das thun?

Wulfing. Also ist's närrisch, ein Exempel an einem Selbstmörder statuiren zu wollen, damit Andre sich spiegeln. Wer sein Leben nicht mehr achtet und sich selbst zu entleiben vermag, den kümmert es warlich wenig, was man mit seinem todten Körper anfängt. Meynt ihr denn, daß ein gescheider Mensch, es sey denn, daß er nur dem Henker zuvorkömmen wollte, sich selbst das Leben nimmt?

Sie. Nein, Herr Vogt!

Wulfing. Und den Ludewig soll ich schmählich beerdigen lassen, weil er närrisch geworden ist?

Sie. Nein, sondern weil er ein böser Kerl war.

Wulfing. Habt ihr noch keinen bösen Kerl ehrlich zur Erde bestattet?

Sie. Kann wohl seyn; aber keinen Selbstmörder. — Bedenk' Er doch, Herr Vogt, daß kein ehrlicher Mann mehr ein Glas Wein mit uns trinkt, wenn wir dem Fallmeister ins Handwerk greifen.

Vergebens bemühte sich Wulfing, zu zeigen, daß auch der Fallmeister ein ehrlicher Mann seyn, und daß der nur eine unehrliche Handthierung treibe, der böse Streiche sich erlaubt. — Die Leute bestanden auf ihrer Weigerung, und Wulfing, dem es bey

damaliger Verfassung der Reichs-Ritterschaft an Zwangsmitteln fehlte, sah sich genöthigt, den Ertrunkenen durch ein Paar umherziehende Bettler des Nachts in einer Ecke des Gottes-Ackers begraben zu lassen.

Aber auch dieser verachtete Winkel war ihm von den Wenigsten vergönnt. Alles Unrecht, das er Andern sonst angethan, schien dem Volke bloße Kleinigkeit gegen das, was er zuletzt sich selbst zugefügt hatte.

Dieses harte Urtheil über Ludewigs Todesart suchte Pfarrer Heilmann am nächsten Sonntage zu mildern, indem er nach Veranlassung der Bibel-Worte: „Niemand weiß, was im Menschen ist, als der Geist des Menschen, der in ihm ist" *) seine Zuhörer ermahnte, doch zu beherzigen, daß Keiner von ihnen die innern Kämpfe kenne, mit denen Ludewig gerungen, und die Seelen-Zerrüttung, in welcher er den letzten Schritt gethan habe; daß folglich auch Keiner über die Sträflichkeit seiner Selbstentleibung zu urtheilen vermöge.

Auch wahrhaft edle und ganz unbescholtene Menschen, sagte er, haben schon ein solches Ende genommen. — Nur die Gründe, welche der, der sich selbst entleibte, zu einem gänzlichen Lebens-Ueberdrusse, zu einem Verzweifeln an Gott und sich selbst gebracht haben, entscheiden demnach über die Sträflichkeit oder Verzeihlichkeit seines letzten Schrittes. So, sagte Heilmann, und führte dann seine

*) 1. Kor. 2, 11.

Zuhörer in das Leben des Mannes zurück, dessen Tod Aller Gemüthe so heftig erschüttert hatte.

Die Predigt griff vielen Laster-Gefährten des Unglücklichen mächtig ans Herz, und Ludewigs schrecklicher Tod tilgte manchen bösen Eindruck wieder aus, den sein anlockenderes Beyspiel im Leben gemacht hatte.

Herrmann und Ludewig gliehen von nun an zweyen Warnungs-Tafeln, vorzüglich für alle Widersacher des Vogts und des Predigers; denn Letztere bekamen durch sie gleichsam den Freybrief der Schwalben, deren man nicht sowohl wegen ihrer Nützlichkeit, als vielmehr deßwillen schont, weil sie für Lieblinge des Himmels gelten, die man nicht ungestraft beleidigen darf.

---

## Drey und vierzigstes Kapitel.

**Die Leser nehmen Abschied vom Herrn Kammer-Junker und seiner Schwester, machen aber dagegen Bekanntschaft mit dem Obrist von Marschland und seiner schönen Tochter.**

---

Der Liebling der Hölle, Moritz von Schleich, auf den wir noch einmal zurückkommen, verdankte es bloß seiner Feigheit, daß er nicht ein gleiches Ende nehme. Im Jahre 1721 wurden die Einkünfte seines Ritterguts, zum Besten der Gläubiger, eingezogen, und mit genauer Noth erhielt er noch zweyhundert Thaler jährliche Renten. In dieser traurigen Lage

verließ ihn seine Schwester und zog zu einer Verwandtinn aufs Land, wo sie, nach durchbuhlter Jugend, als alte Betschwester starb. Der Fürst nahm ihm, schlechter Aufführung willen, die Kammer-Herrenschaft ab, und die Gläubiger, die er sich nach der Sequestration zugezogen hatte, waren so ungestüm, daß er sich genöthigt sah, sein Langenhausen zu verkaufen. Ein kaiserlicher Obrist, Julius von Marschland, der seinen Posten niederlegen, sein Leben auf dem Lande beschließen, und lieber ein Dorf voll Bauern, als einen Sack voll Ducaten commandiren wollte, bot ihm eine ansehnliche Summe dafür, und versprach ihm noch überdieß eine Lieutenants-Stelle unter seinem Regimente. So wenig Junker Moritz auch Lust, Kraft und Muth hatte, sich in irgend einen andern Krieg, als in den gegen die Unschuld des schwächern Geschlechtes einzulassen: so war doch, in seiner traurigen Lage, kein anderer Ausweg. Von dem Kaufschillinge blieben ihm noch etliche hundert Thaler. Mit diesen zog er nach Böhmen zum Regimente; war auch in seinem neuen Stande ein Taugenichts, und starb endlich, als nach Carls des sechsten Tode der bekannte Krieg ausbrach, am Schlacht-Schauer, noch eh' er sein Gewissen mit feindlichem Blute befleckt hatte.

---

Julius von Marschland, ein Herr von etlichen sechzig Jahren, war also der neue Nachbar unsers Heinrichs. Letzterer freute sich schon im Voraus der neuen Bekanntschaft; ersterer aber desto weniger; denn er war, wie weiland Kunz von Traubenheim, ein Erbfeind aller Hofleute. Niemand galt

Etwas in seinen Augen, der nicht die Ehre hatte, Soldat zu seyn. Seine Sitten waren ihm Heucheley; Gelehrsamkeit schien ihm nur Sylben-Kram, und die ganze Rechts-Praxis glaubte er mit Degen und Stock entbehrlich machen zu können. — Wahrheit ging ihm indeß über Alles; nur Schade, daß er gewohnt war sie so barsch als möglich zu sagen und nebenbey musketirmäßig zu fluchen. Seinen Dienst würde er nimmermehr verlassen haben; aber eine Wunde, die er 1716 vor Peterwardein am linken Beine bekommen hatte, fing seit ein Paar Jahren an, ihm äußerst beschwerlich zu werden. Jede Wetter-Veränderung machte ihm Schmerzen an der zersplitterten Knie-Scheibe, und seine Gesundheit überhaupt hatte gelitten. Im Sommer 1724 zog also Marschland mit der einzigen Tochter von seiner verstorbnen Gemahlinn in Langenhausen ein.

Unter den Antritts-Besuchen, welche er machen mußte, war ihm der Traubenheimer am beschwerlichsten. All' mein Lebtage, sagte er, hab' ich das Höflings-Volk geflohen, wie die Pest, und nun führt mich das Unglück gerade zu einem Hof-Hasenjunker! Voll Ingrimm über den leidigen Wohlstand setzte er sich zu seinem Constant, (einem Corporal, den er aus Böhmen mitgebracht hatte,) in den Wagen und fuhr mit ihm auf Traubenheim zu.

Heinrich, dem Marschland schon als ein rauher Soldat geschildert worden war, empfing ihn in seiner alltäglichen Jäger-Uniform vor der Thüre. Willkommen, Herr Nachbar! rief er ihm entgegen und bot ihm einen deutschen Handschlag. „Auch willkommen,

willkommen!" sagt Marschland mit erheitertem Gesichte, und schüttelt ihm freundlich die Hand. „Glück auf zur Nachbarschaft!" — Heinrich führt ihn ins Zimmer. Gottfried bringt augenblicklich Wein und Stutzgläser. „Auf gute Freundschaft! Alle Deutsche sollen leben!" trinkt Heinrich dem Obristen zu; — „Vivat Nachbarschaft hoch! Ich habe einen balsamirten Hof-Junker erwartet und finde einen veritabeln Soldaten! Aber desto besser schmeckt nun ein Glas in nachbarlicher Traulichkeit," ruft der alte Türkenfeind in der Begeisterung aus. Zuletzt wird er mit Heinrich so vertraut, daß er nicht mehr anders mit ihm spricht, als: Hört Ihr Nachbar Traubenheim! Heinrich muß versprechen, ihn bald und oft zu besuchen, und erst ganz spät wird Constant, (der indeß gleichfalls mit Gottfried auf gute Nachbarschaft trinkt,) beygerufen, um Anstalt zur Rückfahrt zu machen. Marschland läßt sich noch gefallen, aus der Faust einen Schinken zum Abschiede verzehren zu helfen. Komm her, Kriegs-Kamerad, hau auch ein! ruft er seinem Constant zu. Wir sind in einem deutschen Hause, wo der brave Diener mit seinem Herrn essen darf. — Bravo, bravo! sagt Heinrich. Komm bey, Gottfried, zieh auch vom Leder! — „Deine Gesundheit, Constant!" Deine Gesundheit Constant!" „Deine Gesundheit Gottfried!" tranken sie zuletzt ihren Bedienten zu, und diese wieder: „Aufs Langleben und Gesundseyn unsrer gnädigen Herren! und allen Dienern in der Welt solche Herrschaften!" — Marschland dachte sich dabey noch einmal so lebhaft in den Türkenkrieg zurück, wie da Gemeiner und Officier auf der mütterlichen Erde gemeinschaftliche Tafel

hielten, daß er im Jubel des Peterwardeiner Unglücks vergaß und sich rüstig auf dem blessirten Fuße schwang. Er und Nachbar Heinrich umarmten sich in der Begeisterung wohl zehnmal und versprachen einander zum Abschied ewige Freundschaft.

Blitz Granaten! Das ist ein veritabler Soldat! sagt Marschland auf dem Heimwege zu seinem Constant, und beyde sind unerschöpflich, den Herrn von Traubenheim zu preisen.

Eins aber hätten Sie noch sehen sollen, Herr Obrist! sagt Constant: die Arbeits-Schule neben dem Schlosse. — Was Teufel ist das für ein Ding? fragt dieser. — „Je, das ist eine Schule, wo die Kinder gerade so arbeiten lernen wie in andern Schulen den Katekissem; und der Schulmeister ist Ihnen ein — Mädel — mein Seele! wie Milch und Blut. Und die Kinder, die spinnen, stricken, klöppeln und nähen, daß es ein Auge gern sieht!" — Ich glaube gar, du hast dich in die Schulmeisterinn in deinen alten Tagen verplempert! sagt Marschland. — Fast so was, erwiedert Constant; aber Gottfried, der mich in die Schule geführt hat, ist schon Sturm gelaufen, eh' unser Einer zur Schanze kam.

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie wieder in Langenhausen an. — „Ei wie lange sind Sie ausgeblieben, lieber Vater!" sagt Fräulein Marianne. „Die Noth-Visite muß Ihnen doch gut bekommen seyn?" — Gut, meynst du? jubelt der Alte: Vortrefflich! vortrefflich! Das ist ein Mann nach unserm Fuße! Ein wahrer Gerad-durch-die-Welt! Sechstausend Gulden ist Langenhausen um der

Nachbarschaft willen mehr werth! Nächster Tage kommt er zu uns, und dann sollst du selbst sagen, ob er nicht ein veritabler Soldat ist.

---

Marianne, welche sich aus dieser Schilderung eben nicht das lieblichste Bild von unserm Heinrich gemacht hatte, fand bey seinem Gegenbesuch' all ihre Erwartung übertroffen. Unübertrefflich aber schien sie selbst dem über eine so holde Nachbarinn entzückten Junker.

Marianne, eine blühende Schönheit von noch nicht zwanzig Jahren, war unter ihres Vaters Aufsicht, (die Mutter war lange schon todt,) als kunstlose Tochter der Natur aufgewachsen. Ungezwungen und herzlich begrüßte sie den jungen Freund ihres Vaters. Ihr schlanker Wuchs, ihr rundes blühendes Gesicht mit den schönen himmelblauen Augen, ihr langes blondes Haar, die herzlichste Offenheit in allen ihren Zügen, die zuvorkommendste Leutseligkeit gegen Jedermann, die unabläßigste Geschäftigkeit in Besorgung der Wirthschaft, und die glücklichste Unwissenheit in allen Künsten der Verstellung, machten sie zu dem liebenswürdigsten Geschöpfe. Sie allein schien ihre Vorzüge nicht zu kennen; denn ihr Vater hatte sie sorgfältig vor allen Süßlingen bewacht, deren Lobpreisungen der blendende Spiegel sind, in welchem Mädchen so gern ihre Vorzüge betrachten. — Alles, was Heinrich bisher von ihr gehört hatte, schien ihm absichtliche Verkleinerung. Jeder ihrer Blicke drang ihm tief in das Herz. Marschlands Fragen verstand er gewöhnlich nur halb; aber keine Sylbe

von Mariannens Lippen ging ihm verloren. Immer sann er auf Gespräche mit ihr; aber Alles schien ihm ersonnen oder frostig; und entspann sich auch zuweilen ein freundliches Gespräch, so knüpfte gewöhnlich der alte Kriegsmann ein Trumm Türkenkrieg daran, oder unterbrach die Unterhaltung mit einem Glase Wein, oder mit einem Spaziergang' in den Stall zu dem neuen Postzuge, u. s. w.

So ging der schöne Nachmittag ungenützt hin. Beym Abschiede wollte sich Heinrich auch bey dem Fräulein, das eben nicht zugegen war, beurlauben: das hielt aber Marschland für überflüßigen Zierrath. „Laß doch die Complimente, Nachbar Traubenheim! Wir thun gegeneinander wie alte Freunde. Schenk ein Constant! Alle Complimente sollen sterben!"

Wider Dank und Willen mußte Heinrich, dem es um nichts weniger als um leere Complimente zu thun war, das Pereat mit trinken, und Langenhausen, ohne Abschied vom Fräulein, verlassen.

Sicher hat der alte Kriegs-Patron gemerkt, wie's in meinem Herzen aussieht! sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst; warum hätt' er sonst das Fräulein nicht rufen lassen? — Und Marianne? — was wird diese von mir denken? Konnt' ich auch nur Ein vernünftiges Wort mit ihr reden? —

Indeß trabte neben ihm Gottfried in stummer Beobachtung daher. Mehr als einmal hatte er versucht, mit seinem Herrn zu schwatzen; aber das Gespräch brannte wie Zündkraut ab.

Ist's doch meinem Herrn, dachte Gottfried, tausendmal wie mir's war, ehe ich mit meiner Rieke zur

Sprache kam. — Gnädiger Herr, fragt er endlich, wie hat Ihnen Fräulein Marianne gefallen?

Heinrich v. Tr. Nicht übel.

Gottfried. Das heißt, meiner Six, wenig gesagt! — Alle Mädchen in der Welt unverachtet; — aber so gibts in Reussen und Preussen kein Fräulein!

Heinrich v. Tr. Ich denke gar, Gottfried, du hast dich verliebt?

Gottfried. Ich nun eben nicht — was soll ein armer Jäger-Bursche mit einem Fräulein? aber — —

Heinrich v. T. Aber? was soll das aber?

Gottfried. Sonst, gnädiger Herr, war's so Ihr Humor, hübsche Mädchen zu loben, ohne sich eben ins Lob zu vertiefen; heute vertiefen Sie sich dtein, und loben Nichts.

Heinrich v. Tr. Bist du ein Narr? Kann man sich sonst in Nichts vertiefen, als in hübsche Mädchen?

Gottfried. Je nun, das wohl, gnädiger Herr; aber — Menschen sind Menschen — und wie's im Puncte der Liebe den Dienern geht, so geht's auch ihren Herren.

Heinrich v. Tr. Und wie geht's denn den Dienern?

Gottfried. Sehen Sie, gnädiger Herr: als ich in meine Liebe zuerst verplempert war, da ging ich immer herum im Gedicht, und immer dacht' ich, das ganze Dorf lief't mir's von der Nase weg; und wenn mich Jemand ausholen wollte, dann war ich immer kurz angebunden, um mich nicht zu verschnappen. —

Unter solchen Gesprächen kamen sie in Traub en heim an. — Eine Reise nach Gotha, welche Heinrich kurz zuvor für dringend ausgegeben hatte, verschob er nun und ritt dafür alle Wochen wenigstens zwey Mal nach Langenhausen. Jeden günstigen Augenblick benutzte er zu freundlichen Unterredungen mit seiner holden Nachbarinn und fühlte sein Herz immer fester an sie gekettet; unmöglich aber konnt' er die natürliche Gefälligkeit des Fräuleins gegen jeden wackern Mann, von der besondern Zuneigung unterscheiden, mit der sie an ihm hing. — Gleichwohl konnt' er sich nicht überwinden, seinen schärfer sehenden Gottfried zum Vertrauten zu machen. Wochenlang schwankte er so zwischen Hoffnung und Furcht, ohne einen Schritt weiter in seiner Liebschaft zu kommen.

Unverhofft aber erhielt er seine Zurückberufung nach Gotha. Der alte Obrist-Jägermeister war gestorben und Er an seine Stelle ernannt. Voll Schrecken und Freude wirft er den Brief auf den Tisch. „Ja, ja," sagt er bey sich selbst, „wer sollte da nicht mit Freuden zurück? aber von Mariannen, ohne zu wissen, was man hoffen soll? — Nein, das kann und darf ich nicht!" — Kurz und gut entschließt er sich also, auf der Stelle nach Langenhausen zu reiten und gerade heraus zu fragen.

Glücklicherweise trifft er das Fräulein allein. Die Versichrung, daß der Vater recht bald vom Felde zurückkommen würde, spornt ihn an, die Abwesenheit desselben nnverzüglich zu benutzen. Er schlägt einen Spaziergang in den Garten vor und beut Mariannen den Arm. Auf einer von Buschwerk beschattetem

Ruhebank setzt er sich mit ihr und beginnt seine Liebes-Werbung mit der Neuigkeit, die er vor einer Stunde von Gotha bekommen hatte. Dabey blickt er ihr scharf in die Augen. Eine Feuer-Röthe stieg in die Wangen des Fräuleins. „Aber ach! der Abschied von Ihnen, gute Marianne!“ seufzt Heinrich; und — helle Thränen rinnen nach einer kurzen Pause über Mariannens Wangen. Im Taumel des Entzückens küßt der bisher schüchterne Liebhaber diese Thränen auf. O Marianne! Marianne! ruft er in der Begeisterung aus, könnten Sie Sich wohl entschließen, mir zu folgen? Nur an Ihrer Hand werd' ich des Glückes froh seyn! — Aufs Neue erröthend drückt ihm die holde Braut die Hand und Er sie ungestüm an die pochende Brust. O meine Marianne! ruft er aus, wie glücklich machst du mich! was würde mir die ganze Welt seyn ohne dich!! — Bald aber legt sich der heftige Sturm der Leidenschaft. Mit Wonne-Thränen sinkt er seiner Geliebten an den sich hebenden Busen. Laß mich sie ausweinen, die Freude, sagt er, oder sie zersprengt mir das Herz! Im gleichen Gefühle schmiegt Marianne ihr Gesicht an seine Wangen, und mischt ihre Thränen in die Seinigen.

Eben als sie, so dasitzend, ihren Empfindungen freyen Lauf lassen, kommt Marschland in den Garten zurück, ohne früher bemerkt zu werden, als bis er ihnen gleichsam ins Ohr ruft: Guten Abend! guten Abend! Sitzt sich's so gut da?

Wie ein Reh vom Flinten-Donner geschreckt, fährt Marianne aus den Armen des Liebhabers auf. Thränen rinnen ihr noch von den Wangen und ihr

Brusttuch ist benetzt von den Zähren ihres Geliebten, der neben ihr steht, und in der Verlegenheit nichts zu sagen weiß, als: Guten Abend, Herr Nachbar!

Nicht sowohl Zweifel an der väterlichen Einwilligung, als vielmehr Scham, sich von dem rauhen Kriegs-Manne in Thränen finden zu lassen, war es, was unsern Heinrich verlegen machte; Marschland aber, der von den Wonne-Thränen der Liebe gar keinen Begriff hat, deutet die Verlegenheit des überraschten Liebhabers aufs Schrecklichste. Marianne war, seiner Meynung nach, von Heinrich entehrt. — Warum sollten die Narren zusammen heulen, stäke nicht so was dahinter? denkt er bey sich selbst, und kurz entschlossen fährt er den erschrockenen Schwiegersohn an: „Herr! kurz und gut: wollt Ihr meine Tochter wieder zu Ehren bringen oder nicht?“

Heinrich. O, beßter Herr Obrist! Sie kommen meiner heißesten Bitte zuvor!

Marschland. So wie Ihr Tausendsasa dem Pfarrer zuvorgekommen seyd! Den Schandfleck vergeß ich Euch ewig nicht.

Marianne. (Ihrem Vater an die Brust fallend) O lieber, guter, beßter Vater! Nicht im Zorne — nicht durch einen Schandfleck will ich einen Gemahl aus Ihrer Hand. —

Marschland. (stößt sie zurück) Was? Du Beze! Noch im Guten willst du ihn?

Heinrich. Hören Sie, Vater! Unschuldig wie sie war, erhalt' ich Ihre Tochter aus Ihrer Hand. — Sie tödten uns durch den grausamsten Verdacht! Erst

diesen Mittag erhielt ich die Stelle eines Obrist-Jägermeisters in Gotha. Brennend vor Begierde, zuerst Ihnen mein Glück zu melden und um die Hand Ihrer vortrefflichen Tochter zu bitten, flog ich hierher; — fand Ihre liebenswürdige Marianne allein; überzeugt, daß Sie mir Ihren väterlichen Segen nicht versagen würden, warb ich um ihre Hand — und

Marschland. Und dann heult man Eins?

Heinrich. Meine Thränen waren Thränen der Freude und nicht des strafbaren Gewissens. Könnten Sie aus meinem Herzen lesen! —

Marschland. (zu seiner Tochter) Und du? — Was bedeutet deine Flennerey?

Marianne. Heinrich hat für mich Alles bekannt. —

Marschland. So? So? also auch verplempert, ohne Wissen und Willen des Vaters?

Heinrich. Nichts ohne Ihren Willen, Herr Obrist! Sie sind Vater . . . Sie haben noch jetzt Macht. —

Marschland. (für sich) Ein leichtgläubiger Vater! (zu Heinrich) Nachbar! Nachbar! Das ist Kriegslist!

Heinrich. Bey Gott nicht!

Marschland. Auf Ritter-Ehre?

Heinrich. (ihm die Hand bietend) Auf Ritter- und Männer-Ehre!

Marschland. (sich eine Minute besinnend) Nun Topp, es gilt! (ihm die Tochter entgegenschiebend) Da nimm sie im Namen Gottes. Mädchen sind doch kein Lagerobst.

Heinrich. (ihn umarmend) O Vater! wie glücklich machen Sie mich! (seiner Marianne um den Hals fallend) O meine Marianne!

Marianne. (Ihn wieder küssend) Mein Heinrich!

Marschland. Närrische, närrische Welt! So gings nicht, als ich mein Weib nahm. Konnt' all mein Lebtage nicht so kindisch thun, und nicht so zuckersüß schwatzen . . Indeß kommt Kinder! Laßt uns aufs Zimmer gehn und erzählt mir aufrichtig! Im Grunde ist mir Alles recht, und unsre Güter liegen gattlich beysammen; — aber den Ehstand will ich sehn, den man mit Heulen schon anfängt!

## Vier und vierzigstes Kapitel.

### Heinrichs Vermählung. Gottfried verdankt einem Unglücks-Falle seine Versorgung.

Ich übergehe Constants und Gottfrieds Freuden-Sprünge, den Jubel in Langenhausen und Traubenheim, und Alles, was unsre Liebenden im Taumel der ersten Freude, sich vorsagten. Obrist von Marschland gab sich vollkommen zufrieden, und trank mehr auf die Gesundheit seines Schwiegersohns, als ihm selbst gesund war. Das große Hochzeit-Banket aber, das er anfangs im Kopfe hatte, unterblieb, weil Heinrich, wie der Obrist sich ausdrückte, nur vor vier Trommeln *) getraut seyn wollte. Niemand war

*) Drey Trommeln, auf welchen eine vierte steht, sind nämlich der gewöhnliche Feld-Altar im Kriege.

dabey zugegen, als die Dienerschaft von Langenhausen und Traubenheim. Pfarrer Schorr genoß der Ehre, das Brautpaar einzusegnen; Gregorius Schlaghart aber verherrlichte den Tag durch eine schon zwanzig Mal aufgewärmte Hochzeit-Musik. Ein Haufe Kinder schrie mit ihm so gräßlich in die Wette, daß der alte Marschland heilig versicherte, nur beym Angriffe der Türken etwas Aehnliches gehört zu haben. Lieblicher klangen nach der Trauung die Gläser an der wohlbesetzten Tafel. Obrist von Marschland war unerschöpflich in Erfindung sinnreicher Trinksprüche, deren jeder aus einem Böller im Garten dem nachbarlichen Traubenheim verkündigt werden mußte. Mit innigem Wohlbehagen hatte er sich eben über dem Gedonner in alle Belagerungen und Schlachten seines Soldaten-Lebens zurückgeträumt, als unerwartet ein Dudelsack und ein Paar Schalmeyen im Schloßhofe ertönten. Alles flog an die Fenster. Ein Traubenheimer Bursche, weiß gekleidet und mit grünen Bändern bestrickt, führte hinter der Musik eine mit vergoldeten Hörnern und einem Kranze von Bux und Flittern gezierte Kalbe daher. Hinter ihm, in eben der Tracht, ein Langenhäuser Bursche, zwey Mutterschafe, deren Wolle mit Kränzchen und Band-Schleifen besteckt war. Diesen folgte ein Zug junger Leute von beyden Dorfschaften, alle wie Hochzeiter und Bräute geschmückt; und endlich beschlossen zwey weißbeschürzte Knaben, als Mundschenken, den Zug.

Nach dreymaligem Umzuge traten ein Paar Jungen mit gefüllten Gläsern gegen das Schloß. „Aufs Langleben und Gesundseyn des gnädigen

Herrn Bräutigams und der Fräulein Braut!" riefen sie aus, und stießen an, daß die Gläser klangen. — Gebt Feuer! Gebt Feuer! schrie der alte Obrist in den Garten hinaus; die beyden Trinker aber erbaten sich's zur Ehre, die Kalbe nebst den zwey Schafen, als kleine Hochzeit-Geschenke, in die herrschaftlichen Ställe führen zu dürfen. Heinrich von Traubenheim theilte Geld unter sie aus, und Marschland ließ sie zu ihrem Tanze, den sie nun um die Linden des Schloßhofs begannen, stattlich bewirthen.

---

Wenige Tage danach ward im Beysein der Herrschaften auf beyden Markungen Treibjagd gehalten. Die Bauern hatten den gröbsten Rost von ihren Flinten gefegt, und sich zum Theil unter die Schützen gemengt. Unter diesen war auch der ehemalige Herr Schultheiß Block. Gedankenlos trollte er hinter dem Jäger Birschmann von Traubenheim her, und hielt diesem die Mündung seines Gewehrs gerade auf den Rücken. Unverhofft sprang ihm das Schloß aus der Ruhe — und Knall und Fall stürzt zum Entsetzen der ganzen Jagd-Gesellschaft der alte Birschmann zu Boden. Block konnte vor Schauder weder vorwärts noch rückwärts. Desto gelenker war der alte Obrist. Von seinem soldatischen Feuer ergriffen, riß er flugs dem erschossenen Jäger die Jagd-Peitsche vom Rücken, und knutete wie ein Kosaken-Hauptmann auf den Unglücks-Stifter los, bis dieser, aus seiner Betäubung erwachend, sein Heil in der Flucht suchte. —

Von der Zeit an wurden bey jedem Treib-Jagen alle Gewehre sorgfältig untersucht; auf dem Marsche mußte jeder Schütze das Gewehr so auf den Rücken hängen, daß die Mündung gerade in die Luft ging, und bey der Jagd selbst wurde über die Unwissenden und Unvorsichtigen strenge Aufsicht gehalten. Das Geschehene war indeß durch alle nachherige Vorsicht nicht mehr zu ändern. Gottfried erhielt die Stelle des alten Birschmanns und nach einigen Jahren auch den erledigten Langenhäuser Forst, heyrathete Lieberichs Rieke, und lehrte nun die jungen Leute des Dorfs mit gedoppeltem Eifer die Baumzucht. Gleichen Eifer bewies sein Weib in der Arbeits-Schule, bezog dafür auch ferner die gesetzte Besoldung, und konnte der Schule, weil sie nur ein einziges Kind, einen Sohn bekam, den wir in der Folge werden kennen lernen, auch fast ununterbrochen vorstehn.

---

## Fünf und vierzigstes Kapitel.

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben!

---

Gegen die Mitte des Novembers 1725 verließ Heinrich mit seiner Gemahlinn den fränkischen Boden, von heißen Abschieds-Thränen seiner Unterthanen begleitet. Mit schwerem Herzen sagten ihm besonders die beyden Vögte nebst dem Pfarrer das Lebewohl. Indeß war doch nun seine Gegenwart nicht mehr so unentbehrlich, als im Anfange der neuen Dorfs-

Einrichtung, welche in seiner Abwesenheit gewiß nicht so glücklich zu Stande gekommen seyn würde.

Heinrich erkannte dieß selbst, und gab daher seinen Vögten, im vollen Vertrauen auf ihre Redlichkeit und Einsicht, unumschränkte Gewalt, in allen Fällen, wo das Umfragen nur irre geführt haben würde. Durch dieses Zutrauen aufgemuntert, suchten aber auch diese die Erwartung ihres Herrn nicht nur zu erfüllen, sondern, wo möglich, zu übertreffen.

Indeß rückte Wulfing nebst seiner Schwester immer tiefer ins Alter. Er wünschte eine junge rüstige Hausmutter um sich zu sehn und ein ruhiger Kostgänger an ihrem Tische zu werden. Ehrlich entschloß sich also, die Schwägerinn seines Streitberger Wohlthäters, Namens Helene, die er in ihrem sechzehnten Jahre schon kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, zur Gattinn zu wählen, und wurde mit ihr im Frühlinge 1727 getraut. Auf sie konnte Wulfing die Umschrift einer auf beiden Seiten mit zwey biblischen Frauen gezierten Denkmünze, welche er ihr am Trauungs-Tag um den Hals hängte, mit Recht anwenden;

„Schön wie Rahel, klug wie Ruth,
„Martha's Fleiß, Mariens Muth,
„Frauenzimmer-Heyrathsgut"

Wulfing lebte bey seiner jungen Hausmutter neu auf. Bin ich nicht ein Schooßkind des Glückes, ich alter Junggesell! Hab' ich doch ein Paar Kinder ohne Mühe, die mich mehr lieben als einen leiblichen Vater! sagte er oft.

Nur kurze Zeit aber sollte er dieser Freude genießen. Mit dem Aufblühen der Pflanzen-Welt fing der letzte

Rest seiner Kräfte zusehends an zu welken; nur sein Geist glich dem Immergrün. Seine Krankheit war bloß: Unmöglichkeit länger zu leben. In der Mitte des Sommers war er schon so sehr entkräftet, daß er nicht mehr allein über das Zimmer gehen konnte. Helene pflegte seiner wie die dankbarste Tochter. Alle Arzneyen bekam er aus ihrer Hand; auf ihre Schulter mußt' er sich stützen, an ihrem Arme sich heben.

---

Eines Abends, als eben Helene, wie gewöhnlich, mit ihrer Arbeit an seinem Bette saß, kam Peter, Rulli's jüngster Sohn herein, dem Herrn Vogte zu melden, daß sein Vater im Vorplatze sey, sich aber nicht getraue, unangemeldet hereinzukommen, aus Furcht, durch seinen Anblick (er hatte die Wassersucht) die junge Frau Vögtinn zu schrecken. — Was? — fragt Wulfing — dem Vater? Besucht ein Sterbender den andern? Bring ihn doch ungesäumt zu mir! — Die Füße waren dem alten Vater in warme Tücher gewickelt, und der Leib spannte von Wasser. Mit der einen Hand hielt er sich an dem Sohn, und mit der andern stützte er sich am Stabe. So trat er herein. „Ach, ich kann nicht sterben, sagt er, bis ich Ihn nochmal gesehen habe, lieber Herr Vogt!" — Setzt Euch, Meister Rulli, hier neben mich auf den Lehnstuhl, sagt Wulfing. Sind wir nicht ein Paar arme Menschen! — Ja wohl! ja wohl! arme Menschen! erwiedert Rulli. Aber ganz anders muß es dem seyn, der sich Nichts vorzuwerfen hat, und vor Alter allmälig hinwelkt; als dem, der schon vor den hohen Alter ein Greis wird, weil er in der Jugend geschwelgt

hat. O, das unordentliche Leben, als ich noch Spielmann war, das viele Trinken besonders, muß ich hart abbüßen! Immer hielt ich's für bloßen Schreckschuß, wenn uns der selige Herr Pfarrer sagte, wie's mit den Säufern gewöhnlich ein Ende nimmt: — Jetzt erfahr' ich zu spät, daß er recht gehabt hat.

Eben kam Ehrlich aus der Amtsstube. Mit Schaudern sah er den unglücklichen Rulli, der die von der Wassersucht glänzende Hand gegen ihn ausstreckte. Er und Wulfing suchten ihn gemeinschaftlich zu trösten, wurden aber bald vom Peter Rulli unterbrochen, der indeß fortgegangen war und mit der Harfe seines Vaters zurückkam. „Liebster Herr Ehrlich," sagte der Alte, „hier ist die Harfe Seines frommen Vaters wieder. Ich gebe sie Ihm zum Erbstücke. Dieser Harfe und dem Franz Wenner *) verdank' ich's nächst Gott, daß ich ohne Kleinmuth sterben kann. Ich habe meine Bußthränen auf diese Harfe geweint. Behalt' Er sie zum Andenken Seines guten Vaters, und denk' Er dabey, wenn ich todt bin, auch manchmal an mich!" Mit gerührtem Danke und mit tief empfundner Wehmuth nahm Ehrlich die Harfe. Rulli lebte noch einmal neu auf und freute sich, mit Wulfing bald in die Gesellschaft des Predigers zu kommen, der ihnen schon längst zu den Freuden der bessern Welt vorangegangen war.

Vierzehn Tage nach diesem Besuche starb Rulli. Heilmann predigte über den Text: „Es wird Freude seyn im Himmel vor den Engeln Gottes, über einen Sünder, der Buße thut," — und erzählte zum Eingange diesen Auftritt.

*) Vergl. Seite 214 und 215.

Mit inniger Rührung saß die Gemeine vor ihm, und der Eindruck blieb Jahre lang unverlöscht.

Nach etlichen Wochen entschlief auch Wulfing mit der Heiterkeit eines Christen; hinterließ seinen getreuen Kindern, dem jungen Vogt und seiner Gattinn, tausend Segens-Wünsche zum Vermächtniß, und wurde, seinem Willen gemäß, an die Seite des seligen Pfarrers Ehrlich, hart an der Kirchhof-Mauer, in stiller Nacht beerdigt. Mit lauter Wehklage empfing aber das schon da versammelte Volk seinen Sarg. Auch Pfarrer Heilmann ehrte am nächstfolgenden Sonntage sein Andenken öffentlich. Die ganze Gemeine kam in Trauertracht zur Kirche, und schluchzte laut auf, als Heilmann, am Schlusse der Gedächtniß-Rede, den von Wulfing selbst aufgesetzten Lebenslauf desselben, aus welchem ich auch Manches in diese Geschichte wieder aufgenommen habe, vorlas. Es war Allen, als hörten sie zu guter Letzt noch einmal die Stimme des redlichen Greises:

Noch im Herbste dieses Jahrs (1728) ließ Ehrlich (welcher Wulfings Stiefschwester bis an ihr Ende bey sich behielt) an der Mauer des Todtenhofs zum Gedächtnisse seines Pathen, ein langes Dach bauen, unter welchem man bey übler Witterung trocken steht. Ein Mann, der, so lang er lebte, beständig genützt hat, muß auch ein nützliches Grabmal bekommen, sprach er; setzte aber auch unter das Dach an den Platz, wo sein Vater und Wulfing, oder, wie ich lieber sagen möchte, wo seine beyden Väter schliefen, einen Denkstein, der noch heute ganz unversehrt da steht, mit der Aufschrift:

Gemeinschaftliches Grabmal

# Christian Ehrlich's,

Pfarrers zu Traubenheim,

(gestorben 1716, alt 47 Jahre,)

und

# Conrad August Wulfing's,

Amtsvogts in Traubenheim,

(gestorben 1728, alt 79 Jahre.)

† † †

Zwey Freunde ruhen hier,

ein Lehrer und ein Richter;

ein Dorf,

durch sie beglückt,

begrub hier ihr Gebein:

Kein Grabmal preise sie und kein gedungner Dichter;

bescheiden, wie ihr Herz,

sey auch ihr Leichenstein.

Geh hin,

beglücktes Volk, deß Führer Eintracht lehrten,

vollbringe

was sie dich durch Rath und Beyspiel lehrten!

*D. M. S.*

Conrad August Ehrlich.

# Sechs und vierzigstes Kapitel.

## Traubenheim bekommt einen eigenen Dorfs-Arzt. Den Quackſalbereyen wird Einhalt gethan.

Bald nach Wulfings bereintem Ende riß eine Nerven-Krankheit in Traubenheim ein, welche in der Gegend verſchriener war als die Peſt und gegen dreyßig Menſchen wegraffte, unter welchen Hans bey weitem der entbehrlichſte war. Des Bettelſtabs zu gewohnt und zu alt für ſchwere Arbeiten mußte er größtentheils durch Almoſen erhalten und zuletzt auf Koſten der Gemeine beerdigt werden.

Den empfindlichſten Verluſt erlitt das Dorf in zwey Männern, deren Namen ſchon mehrmals vorgekommen ſind. Niklaus Wenner, der Redliche, ſank unter dieſen zuerſt ins Grab. Bald nach ihm ſein vertrauteſter Freund Rommel. Da ſchon jener Zeit in Traubenheim die Todten nicht nach ihren Verwandſchaften, oder nach Willkühr der Hinterbliebenen, ſondern der Reihe nach begraben wurden, (wie es billig überall gehalten werden ſollte, damit man nicht aus Unwiſſenheit die halbvermoderten Reſte herausgräbt:) ſo kamen zufälliger Weiſe Niklas und Rommel nebeneinander zu liegen. Ihre Freundſchaft hatte ſich auch auf ihre Kinder vererbt. Franz Wenner*), des Niklas älteſter Sohn, heyrathete die jüngſte hinterlaſſene Tochter des Gaſtwirths Rommel; und deſſen Sohn, Martin, (welcher

*) Siehe Seite 214.

als Kind dem Schullehrer Lieberich den ersten Gedanken eingab, sich um den Traubenheimer Schuldienst zu melden *), hatte schon seit einigen Jahren Franzens Schwester zum Weibe. Beyde Pärchen, an Fleiß, Ordnung und Tugend sich gleich, lebten in den glücklichsten Ehen und setzten ihren Vätern einen Denkstein zwischen die nachbarlichen Gräber. Der Stein ist eine viereckige Säule, und oben auf ein eisernes vergoldetes Kreuz mit Rosen umschlungen. Auf der linken Seite steht Rommels Name, Sterbe-Jahr und Alter; auf der Rechten eben das vom Niklas Wenner; unter beyden lieset man die Namen ihrer Gattinnen; auf der Hinterseite ihre Leichen-Texte und auf der Vorderseite den Spruch: Drey schöne Dinge sind, die beyden, Gott und den Menschen gefallen: wenn Brüder eins sind, wenn Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib sich wohl miteinander begehn. — Als im Jahre 1772 alle Grabsteine, weil sie die Regelmäßigkeit der Gräber-Reihen unterbrachen, von den Gräbern weggeschafft und an die Mauer gestellt wurden, blieb dieser allein auf dem Platze, zum Andenken an zwey redliche Bürger und Freunde, und zur Ermunterung für alle Nachbarn des Dorfes.

---

Durch die Noth, in welcher sich Traubenheim während des obgedachten schrecklichen Nerven-Fiebers befand, lernte man erst recht einsehen, welch ein Unglück es sey, keinen geschickten Arzt in der Nähe

*) Siehe Seite 33.

zu haben. Zwar lief ein Bartscherer aus der Nachbarschaft täglich im Dorfe herum, und Schmiede und Fallmeister quacksalberten in die Wette; Alle schienen sich aber verschworen zu haben, ihre Patienten dem Todten-Gräber in die Hand zu liefern.

Lange hatte Heilmann bey jedem Kranken-Besuche vor diesen Stümpern gewarnt und vergebens selbst bessere Mittel vorgeschlagen: endlich aber, als das Uebel zu sehr überhand nahm, ließ Vogt Ehrlich, auf eigene Kosten, einen gelehrten Arzt aus Würzburg rufen. Dieser schlug die Hände zusammen, als er erfuhr, wie die Pfuscher gewirthschaftet hatten.

Seyd Ihr denn Alle verrückt? sagte er. Wo laßt Ihr denn Eure Kleider flicken und ausbessern?

„Je, das thun wir bey kleinen Mängeln selbst.“

Wenn's nun aber eine Haupt-Reparatur gilt?

„Dann gehen wir zum Schneider.“

Warum denn nicht zum Schmid oder Fallmeister?

„Die verstehen ja von der Schneiderey nichts.“

Aber die Heilkunst verstehn sie? fuhr hier der Doctor fort. Meynt Ihr denn, es läßt sich ein Fehler im oder am Leibe leichter ausbessern als einer am Kleide? oder ist etwa die Gesundheit weniger werth als die Kleidung? Seyd Ihr nicht Thoren, für den Rock besser zu sorgen, als für den Leib? — Dem Pfuscher von Dorfbarbier aber las er den Text über seine Dummheit, belehrte ihn, was er künftig in der Seuche thun sollte, und so wurde mit Gottes Hülfe dem Jammer endlich gesteuert.

Ehrlich sann indeß ernstlich darauf, einen geschickten Arzt ins Dorf zu bringen. Eben war

Ferdinand Lieberich, des Schullehrers Sohn als Wundarzt von der Fremde gekommen. Er hatte einen stattlichen Haarzopf mitgebracht und dünkte sich, weil er über den gewöhnlichen Troß der damaligen Dorf=Bader emporragte, gewaltig klug, ohne das Sprichwort zu beherzigen:

In einem Kreise blinder Gäste
Ist der mit Einem Aug' der Beßte.

Ehrlich bedachte dieß besser, und überredete Ferdinands Vater, ihn noch zwey Jahre lang nach Würzburg zu senden. Hier wurde der junge Lieberich wirklich ein geschickter Arzt, legte sich unter andern auch auf die Entbindungs=Kunst, und bekam endlich den Sporn, Doctor zu werden. Vater Lieberich aber meynte, daß ein geschickter Dorfbader unter Bauers=Leuten mehr Gutes stiften könne, als der geschickteste Doctor. Ferdinand Lieberich mußte demnach von Würzburg unbedoctort zurück und das Haus übernehmen, das sein Vater zur Badstube gekauft, der gnädige Herr aber von allen Abgaben und Gemein=Diensten frey gemacht hatte.

Ehrlich bedauerte nur, daß keine Besoldung vorhanden war, durch welche der Dorfsarzt in den Stand gesetzt würde, wohlfeiler als alle Pfuscher zu curiren, und dadurch ihrem Gewerbe desto schneller ein Ende zu machen.

Ferdinand Lieberich aber hielt das zur Ausmerzung der Pfuscher nicht für unumgänglich nöthig. Die Kosten, sagte er, sind's wahrlich nicht allein, die das Volk scheut. Der Fallmeister läßt sich oft besser bezahlen als der Doctor, und seine Plimplamschoribus

verschenkt er eben so wenig, als der Apotheker. Nur deßwillen hat der Quacksalber so viel Zulauf, weil man ohne Complimente mit ihm sprechen darf, und weil er aus dem Urine sieht, ob der Patient ein Schmid oder Schneider ist. Ueberhaupt, weil er so thut, als stäke er seinen Patienten im Leibe. — Sollt' ich den einfältigen Leuten nicht eben sowohl eine Nase drehen können, als der Schackenberger?

Vogt Ehrlich. (Erstaunt) Und das wollen Sie?

Ferdinand L. Freylich wohl, Herr Amtsvogt! Klempern gehört zum Handwerke. Wer nicht klempert, bekommt nichts zu klopfen. —

Vogt Ehrlich. Indeß aber klempert man die Leute gar zu Narren.

Ferdinand L. Gerade das Gegentheil, Herr Amtsvogt; niemand könnte wohl die Kalender-Narren geschwinder curiren, als der Kalender-Fabrikant selbst, wenn er ihnen aufrichtig gestände, daß er sie bisher mit seinen Prophezeihungen, Schneppern, Ludeln *), Pillen, Scheeren, Kleeblättern und Holzärten zum Besten gehalten hat. Und so werd' ich es machen, so bald ich der Narren-Jacke nicht mehr bedarf. Nur Eins will ich bitten: stellen Sie mich der Gemeine förmlich als ihren Arzt vor. Sie kennen den Eindruck, den eine Feyerlichkeit von der Art auf das Volk macht.

Mit Freuden erfüllte Vogt Ehrlich diese Bitte. Er versammelte die Gemeine von Traubenheim nebst

*) Fränkische Benennung der Säugflaschen oder Nonnen, mit denen man kleine Kinder tränkt.

den Orts-Vorstehern von Langenhausen, und hielt eine Rede an sie, in welcher er ihnen das Elend beyder Dörfer während der letzten Seuche, die damaligen schrecklichen Pfuschereyen der Quacksalber und die schleunige Rettung durch den herbeygerufenen Arzt, den hohen Werth eines solchen Mannes und die heiligen Pflichten desselben lebhaft vorstellte. „Und einen so geschickten, achtungswürdigen Mann, fuhr er fort, stelle ich hier, in der Person des jungen Herrn Lieberich, vor eure Augen. Er wird sich um die Gesundheit eures Leibes so verdient machen, als sich sein würdiger Vater um die Seelen-Gesundheit des hiesigen Dorfes durch seinen treuen und weisen Schul-Unterricht gemacht hat.“ — Er faßte hierauf den neuen Dorfs-Arzt bey der Hand, umarmte ihn vor der Versammlung und ermunterte ihn zur treusten Erfüllung seiner Pflichten; dann nahm er ihm das Hand-Gelübde ab und machte zugleich bekannt, daß Lieberich sich erboten habe, kreißenden Personen als Geburts-Helfer gegen die allerbilligste Vergeltung beyzustehn, zugleich aber auch die Wehmütter beyder Ortschaften unentgeltlich zu unterrichten.

Beyde Gemeinen waren bey diesem Auftritte gerührt, und Lieberich gewann dadurch außerordentlich viel in ihren Augen. Unter so günstigen Umständen trat er sein Amt an. Durch Urinschauen und Plaudern gewann er bald großen Ruf unter den Einfältigen; durch vernünftige Vorstellung den Beyfall der Klügern, und durch den glücklichen Erfolg seiner Kranken-Behandlung das Zutrauen von beiden. Nächst dem erwarb ihm bald seine Unverdrossenheit, seine Leutseligkeit

am Kranken-Bette, nebst der Billigkeit seiner Forderungen die allgemeinste Liebe des Volkes. Er bedurfte demnach keines Ketzer-Gerichts gegen After-Aerzte. Die gerichtliche Verfolgung derselben hielt er sogar der guten Sache und dem privilegirten Arzte selbst für nachtheilig. Zutrauen zum Arzte ist halbe Arzney, sagte er, und dieses läßt sich durch Straf-Befehl weder erzwingen noch rauben. Der einzige Beystand, den er gegen seine Nebenbuhler annahm, war Pfarrer Heilmann. Bey Kranken-Besuchen fragte dieser fleißig nach, wer und was gebraucht würde, und wie die Leute den Vorschriften des Arztes nachkämen. Wenn die Arzneyen nicht augenblicklich wirkten: so rieth er ernstlich, damit anzuhalten; und wenn eine Cur fehl schlug: so entschuldigte er den Arzt; in den Kranken aber suchte er die Hoffnung zur Wiedergenesung so lange zu nähren, als es ihm zur Aufrechthaltung eines guten Muthes nöthig schien. Er selbst warnte vor dem Mißbrauche des Gebetes am Kranken-Bette, wodurch das, was dem Schwachen ein Labsal seyn sollte, für denselben zur Folter wird.

Nächst dem hatte er die Gewohnheit, seine Gemeine, so oft eine Seuche ausbrach, nach öffentlicher Kirchen-Versammlung von der Beschaffenheit des herrschenden Uebels zu unterrichten, und ihr zu sagen, wie man der Krankheit vorbauen und sich während derselben verhalten müsse. Vorzüglich aber ermahnte er das Volk, gleich im ersten Anfange der Krankheit den Arzt zu rufen. Es ist mit dem menschlichen Körper wie mit einem Gebäude, pflegte er zu sagen. Wer

kleine Schäden daran bessert, hat nicht leicht große zu fürchten; wer aber den Bau erst halb einstürzen läßt, sucht Zimmerleute und Maurer gewöhnlich zu spät. —

Uebrigens hielt Vogt Ehrlich ein wachsames Auge über herumstreifende Pfuscher. Kein Marktschreyer oder Waldhans durfte seine Hanswurst-Apotheke auf vier Fäßern aufschlagen; die Würmer zur Schau aushängen, die er Kaisern und Königen aus dem Leibe getrieben habe, und seine Pülverlein Plimplamschoribus an die leichtgläubigen Umständer verkaufen; denn ein einziger Quacksalber mit seinem närrischen Peterl, macht zuweilen in einer Stunde dem Doctor, dem Amtmann, dem Pfarrer und Schullehrer auf Jahr und Tage zu schaffen, und alle vier können oft nicht wieder gut machen, was er durch Pillen, Pulver und Possen verdorben hat.

Nicht lange nach Lieberichs Aufnahme hatte sich wieder so ein Wurmschneider in Traubenheim gemeldet. Vogt Ehrlich schlug ihm aber seine Bitte rund ab, so viel auch der Prahler auf seinem Kunst- und Wunder-Zettel versprochen hatte. Die Bauern, die sich zum Theil auf den Hanswurst gefreut hatten, waren mächtig ungehalten darüber und glaubten, daß das lauter Brodneid von ihrem neuen Wundarzte sey, so vielmal sie auch von seiner Duldsamkeit gegen die hausäßigen Pfuscher in der Nachbarschaft sich überzeugt hatten. Der Waldhans zog indeß nach Heckenau. Hier schnitt er einer alten Frau den Kopf, daß sie darüber den Geist aufgab. Einem

halbblinden Manne stach er die Augen gar aus, und purgirte und schmierte nächstdem so fleißig in der Gegend herum, daß Lieberich, welcher viele Wochen lang nachzucuriren hatte, heilig versicherte: eine Hauptseuche hätte nicht einträglicher für ihn seyn können als der bayrische Bruchschneider. Dadurch bekam aber auch Lieberich in kurzer Zeit einen so rühmlichen Ruf, daß er nach wenig Jahren die meisten Kunstgriffe unterlassen durfte, durch welche er anfangs das Pfuscher-Gesindel zu verdrängen gesucht hatte.

Wegen seiner Geschicklichkeit in der Entbindungs-Kunst wurde er weit und breit gesucht, und mehrere benachbarte Ortschaften ließen ihre Ammen bey ihm unterrichten.

Ihm verdankt auch Traubenheim die Austrocknung zweyer großen Teiche, welche unter dem Namen Weiher-Wiesen bekannt sind.

Alle Frühlinge und Herbste hatte man seit undenklichen Zeiten in Traubenheim Fieber; aber niemand wußte wo es her kam, bis Ferdinand Lieberich den Ursprung entdeckte. An der Morgen-Seite des Dorfes lagen zwey große herrschaftliche Teiche, aus welchen der Wind so viel moorigte faule Dünste nach dem Dorfe trieb, daß man des Abends zuweilen den Gestank am andern Ende roch. — Die Weiher, sagte Lieberich, sind gewiß an den jährlichen Fiebern Schuld. Der Morgenwind ist der reinste und gesundeste; bey uns aber ist er, der Teiche willen, der allerungesundeste, und so haben wir fast das ganze Jahr keine ganz reine Luft. —

Froh über der Entdeckung schrieb der Amtsvogt sogleich an den gnädigen Herrn; die Weiher wurden ausgetrocknet; die Müller bekamen von Stund an mehr Wasser; die Fieber blieben aus, und die jährlichen Einkünfte der nun als Feld bearbeiteten Teiche, beliefen sich wohl vier Mal so hoch, als vor der Zeit, da man noch Fieber und — Fische daraus bekam.

## Sieben und vierzigstes Kapitel.

**Heinrich und Marianne besuchen mit ihren Kindern das Dorf. Die herrschaftliche Meyerey wird in Bauern-Höfe zerschlagen. Auf dem Rückwege eine Jammer-Nacht im Thüringer Walde.**

Heinrich war indeß Vater von zwey hoffnungsvollen Kindern geworden und lebte mit seiner Gemahlinn in himmlischer Eintracht. Alle Jahre besuchte er, auf etliche Wochen, sein liebes Traubenheim. Das geschah auch im Frühlinge 1735 in Gesellschaft seiner geliebten Marianne und ihrer beyden Kinder, eines achtjährigen Knaben, Namens Burkhard Julius, und eines fünfjährigen Fräuleins, Namens Agnes.

Julius von Marschland empfing die lieben Gäste mit seinem gewöhnlichen Kriegs-Spectakel. Heinrich aber lebte und webte nur im Stillen für das Glück seines Dorfes.

Unter andern ließ er nach Vogt Ehrlichs Vorschlage, die Schäferey an die Gemeine gegen eine jährliche billige Entschädigung abtreten; die herrschaftliche Meyerey aber zerschlagen und in vier neue

Bauern-Güter verwandeln. Einem der Käufer wurde der bis dahin vor dem Kost-Meyer und seinem Gesinde bewohnte hintere Flügel und die eine Scheune der herrschaftlichen Meyerey geräumt; dem andern auf der Abendseite des Dorfes, am grünen Grunde, für Haus und Hof Platz angewiesen; ein dritter Bauern-Hof sollte an der Morgen-Seite des Dorfes errichtet und ein vierter auf dem kahlen Hügel, eine Viertel-Stunde von Traubenheim, angelegt werden. Durch allerley Begünstigungen auf die vier ersten Jahre wurden sogleich drey Käufer angelockt; nur für das Land am kahlen Hügel wollte sich anfänglich keiner finden. Gleichwohl hielt es der Vogt für ein Leichtes, diese verrufenen Aecker, dem beßten Felde gleich zu machen, wenn nur jemand auf dem Platze selbst sich anbauen würde; denn der einzige Grund ihrer Unfruchtbarkeit lag darinn, daß sie wegen weiter Entfernung vom Dorfe, nur selten bedüngt und nicht oft genug unter den Pflug genommen werden konnten. „Woher aber einen jungen Mann, der sich zu dem Wage-Stücke versteht?" — Das unternimmt sicher mein Reinhard! sagte Heinrich, und ließ ihn nebst seinem Vater, dem Schulzen, auf der Stelle rufen *).

Reinhard Rüdiger, der auf seiner Reise gesehen hatte, wie sich auch der undankbarste Boden durch gute Pflege verbessern läßt, entschloß sich sogleich, mit Bewilligung seines Vaters, ein sogenanntes Vorwerk auf dem kahlen Hügel zu errichten, wenn er die Felder um geringen Preis und mäßige Fruchtzins-Abgabe

*) Reinhard ist schon aus dem drey und dreyßigsten Kapitel dieses Buches bekannt.

bekommen würde, und Heinrich genehmigte die Bedingung. Reinhard fing also, zum allgemeinen Hohn-Gelächter des Dorfes, den Bau an, und kaufte noch mehr Aecker in der Nähe dazu, so daß er ein völlig geschlossenes Feld um seinen Hof bekam, mit dem er, ohne von einem Anstößer gehindert zu werden, nach eigenem Gefallen schalten konnte. Durch Fleiß und Verstand äufnete er das Gut, welches von ihm noch heute den Namen Reinhards-Hof führt, immer mehr auf und ließ es an Dünger um so weniger fehlen, weil keiner seiner Aecker zwey Büchsen-Schüsse vom Hofe lag. Das Hohn-Gelächter seiner Mitbauern verwandelte sich in Neid, und Alle grämten sich, daß sie den fetten Bissen, als zu mager, verschmäht hatten. Die dazu gehörigen 60 Morgen Acker Land wurden beym Ankaufe, wegen schlechter Beschaffenheit und weil überhaupt die Felder nicht so theuer waren als jetzt, nur auf 300 fl. taxirt, und vor wenig Jahren übernahm Ulrich Rüdiger, Reinhards jüngster Sohn, diese Felder sammt den Gebäuden, um den Anschlag von 6000 Gulden.

In mancher Gegend würde das Gut nicht unter 8000 fl. zu stehn kommen; aber in Traubenheim, wo der Ackerwuth, wie wir aus dem vier und dreyßigsten Kapitel wissen, durch ein herrschaftliches Gebot Einhalt gethan ist, sind alle Güter wohlfeiler als rings in der Gegend. Ein Acker, der in Traubenheim kaum um 80 fl. gekauft wird, kommt in den nächsten Dorfschaften auf wenigstens 100 Thaler. Darum dünken sich auch manche Gau-Bauern weit glücklicher als ihre Nachbarn zu Traubenheim; diese aber glauben

mit Recht, daß man den Werth eines Bauern-Hofes nach dem reinen Ertrage, nicht nach dem Kaufpreise schätzen müsse. Der hohe Preis der Ländereyen, sagen sie, kommt nur der Herrschaft im Handlohn zu Statten, nicht aber dem Bauer, der oft keine Vier vom Hnndert mit aller Arbeit und Mühe herausschlägt. Unsre wohlfeilern Felder tragen so viel und wohl mehr, als die unsrer Nachbarn, und das Malter Korn bezahlt ihnen niemand theurer als uns. Wozu hälf' uns also der eingebildete Reichthum? Bloß dazu, daß man zuweilen seine Kinder besser auswärts verheyrathen und ihnen mehr Geld mitgeben könnte; die aber, welche die Güter behalten und herauszahlen müßten, sänken darüber bis über die Ohren in Schulden, und der Mittelmann könnte keinen neuen Acker erschwingen.

---

Nachdem also die Zerschlagung der Meyerey (mit welcher die jetzt nicht mehr nöthige, zur Beförderung der Kochkunst getroffne Anstalt aufgehoben wurde) so ziemlich ins Reine gebracht und der Kaufschilling zur Tilgung herrschaftlicher Schulden bestimmt war, machte sich Heinrich mit seiner Familie fertig zur Rückreise.— Seinen Hausjäger hatte er wieder nach Gotha zurückgeschickt, und Bernhard Rüdiger *), des Schulzen jüngster Sohn, ein Bursche von 25 Jahren, machte die Reise mit, um eben so viel zu sehen und zu lernen als sein älterer Bruder.

Von tausend Segens-Wünschen begleitet, hatten sie schon die zweyte Tagreise, bis gegen den Sattelpaß,

*) Den wir aus dem 37sten Kapitel schon kennen.

glücklich zurückgelegt. Es brach die Nacht ein. Der Postknecht ließ vor einer Schenke den Pferden Brod und Salz geben; trank bey der Gelegenheit ein Glas Branntwein zu viel, und fuhr dann rasch darauf los, um das bestimmte Quartier zu erreichen. — Aber unkundig des Weges und vom Branntwein benebelt, gerieth er, in der Dunkelheit, auf einen Holzweg. Bernhard bemerkt den Irrthum und stieg vom Bocke; kaum aber hatte er den Fuß auf dem Boden: so fing mit Einemmal der schwer bepackte Wagen an, einen Abhang hinunter zu gleiten. Schnell wirft sich der Kutscher vom Pferde, und — Roß und Wagen stürzen über und über ins Thal. — Der Stifter des Unfalls, den der Schrecken nüchtern macht, läuft vor Angst davon, um auf dem nächsten Werbplatze sich unterhalten zu lassen; Bernhard aber klimmt schleunig den Abhang hinunter. In der Finsterniß des Thales sieht er das Elend nur halb. Die Pferde sind ins Gesträng verwickelt und in der Kutsche tönt das kläglichste Jammer-Geschrey. — Mit Mühe bringt Bernhard die gnädige Frau nebst den Kindern und dem Kammer-Mädchen heraus. — Sie sind nur wenig beschädigt; aber wo ist der gnädige Herr? — Ach Gott! mein Heinrich! mein Heinrich! ruft Marianne. — Die Pferde toben und schleifen am zerbrochenen Wagen. — Bernhard zerschneidet die Stränge; die Rosse springen wieder auf; er kriecht allenthalben umher; alle schreyen zusammen; das Echo ruft nach — aber kein Laut aus Heinrichs Munde!! Die Vögel des Waldes erwachen und flattern; aber keine menschliche Seele scheint in dieser Wildniß zu wohnen.

Endlich schimmert ein Licht von der Anhöhe herab. Ein Mann, fürchterlicher als die Nacht, eilt herunter ins Thal. In der einen Hand hält er die Laterne, in der andern eine Stange, mit der er, unter gräßlichem Mordio = Geschrey, gegen die Unglücklichen losstürmt. Marianne sinkt kraftlos zu Boden; die beyden Kinder heben zitternd und schreyend ihre Händchen zum Himmel; aber Bernhard setzt sich mit einer Speiche vom zerbrochenen Rade zur Wehr. — Jetzt erst bemerken die Kämpfer, daß sie einander verkennen. — Wo sind die Mörder hin? fragt der schwarze Mann, als er sieht, daß Bernhard unter die Zahl der Verunglückten gehört. — Ach! kein Mörder in der Näh' und Ferne, sagt dieser; aber an Dir glaubten wir einen zu finden. — Bey diesen Worten erholt sich die gnädige Frau wieder. „Wer ist hier? wer ist der Mann?" ruft sie athemlos aus. —

Es war ein Köhler, der durch das Jammer-Geschrey aufgeschreckt, mit der Laterne und Zündstange herangelaufen war, um die Unglücklichen zu retten, die, seiner Meynung nach, unter Mörder gefallen waren. — Man bedient sich seines Lichtes und — welch ein Anblick! — Heinrich liegt entseelt unter dem bepackten Wagen; die Axe des hintern Rades gerade auf seinem Schlafe; die Augen ausgetrieben, und eine Lache Blutes rings um ihn her!

# Acht und vierzigstes Kapitel.

Ein Schauplatz des Elends und der Menschen-Liebe. Burkhards Erziehung unter der Hand seines Großvaters. Turn-Uebungen, achtzig Jahre vor der Berliner Anstalt.

---

Mariannens Schmerz und Jammer-Geschrey, ihr Hinstürzen über den Erschlagenen, das Wimmern und Hände-Ringen der armen Kinder, Bernhards und des Kammer-Mädchens Klagen um ihren gütigen Herrn, sind unbeschreiblich. Selbst der rauhe Köhler mischte seine Thränen in die ihrigen. Als aber die gnädige Frau alle Fassung verlor und schier mit der Vorsehung haderte, ging er hin zu ihr und faßte ihre Rechte. Warum seyd Ihr so trostlos, gnädige Frau? sagte er. In meiner Bibel steht: ist irgend ein Unglück in der Welt, das der Herr nicht wüßte? Vergeßt nicht, daß der Vater der Wittwen und Waisen noch lebt, und daß Ihr Mutter seyd von zwey armen Kindern, die Eurer bedürfen. — Sein treuherziger rauher Händedruck, sein theilnehmender Blick, flößten ihr Zutrauen ein, und die Gutmüthigkeit, mit der er ihr Trost in das Herz sprach, wirkte sichtbar auf ihr Gemüth.

Es ist weise Vorsehung Gottes, daß übermäßiges Unglück gewöhnlich das Gefühl abstumpft. Kleine Leiden fallen uns daher oft empfindlicher, als der schrecklichste Unfall, und gewöhnlich ist der Mensch am entschlossensten, wenn er das größte Recht hat, unentschlossen zu seyn. —

Du hast recht, ehrlicher Samariter, sagte die gnädige Frau mit gefaßterem Muthe. Gott stärke dich einst in deiner Todes-Stunde, wie du mich heute gestärkt hast! Aber was fangen wir nun an in diesem finstern fürchterlichen Thale? — Wir wollen beten, versetzte der Köhler: „und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bey mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ — Ihr müßt einmal hier bis zur Morgen-Dämmerung warten. Den unglücklichen Herrn können wir weder allein lassen noch mitnehmen. Eure Kutsche ist zerbrochen und liegt im Thale. Was wollen wir machen, als uns gedulden, bis ich morgen Hülfe vom Dorfe schaffe? Kommt indeß mit mir zu meinem Meiler *) und theilt euch in meine Hütte. — Der Köhler und Bernhard hoben weinend den todten Herrn auf und brachten ihn bis zur Stelle. Schluchzend und händeringend folgten ihm die gnädige Frau und ihr Mädchen mit den schreyenden Kindern. Der Leichnam ward in die Hütte gelegt. Kein Merkmal des Lebens äußerte sich mehr, und die schreckliche Zerschmetterung des Kopfes ließ auch gar keine Rettung erwarten.

In bald stummer, bald jammernder Wehmuth standen hier die Unglücklichen vor dem Leichnam. Marianne warf sich zu ihm auf das Moos und schlang den blutenden Gatten in ihre zitternden Arme. Keine Ueberredung vermochte sie aus der Hütte zu bringen. Bald saß, bald kniete sie an seiner Seite und drückte im unnennbarsten Schmerze seine kalte Hand an ihre

*) Kohlen-Haufen.

Bruſt. — Der Köhler ſuchte indeß die verirrten Pferde wiedrr und band ſie an den nächſten Baum; kehrte dann zu ſeinen unglücklichen Gäſten zurück. und verkürzte ihnen, ſo gut er konnte, durch Erzählung ſeiner eigenen Unfälle, die lange ſchreckliche Nacht.

Mit Anbruch des Tages eilte er zum nächſten Dorfe, das über eine Stunde davon lag. Unglaublich bald; aber für die Ungiücklichen doch ſpät genug, kam er wieder und mit ihm ein Wagen, viele Nachbarn des Dorfes und der älteſte Sohn ihres treuen Predigers, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, welcher als Hofmeiſter bey einer adlichen Herrſchaft ſtand und eben bey ſeinen Aeltern auf Beſuch war. Dieſer, ſchon innigſt gerührt von der Erzählnng des Unfalls, ward es noch weit mehr beym Anblicke der jungen weinenden Wittwe und ihrer Kinder. — Der gnädigen Frau bot er mitleidig die Hand und hob ihre beyden Kleinen empor, ſie zu küſſen; aber zum Troſte konnte er anfangs kein Wort ſagen; denn das Herz war ihm gepreßt, die Sprache gehemmt, und über ſeine Wangen ſtürzten Thränen des Mitleids. Mit kräftiger Hand half er den unglücklichen Herrn auf den Wagen heben; ließ den Leichnam in ſein älterliches Haus bringen, und führte eben dahin auch die gnädige Frau nebſt den Ihrigen. Bernhard beſchloß den Trauerzug mit den Pferden am zerbrochenen Wagen. Die Pfarrerinn, ein gutmüthiges Haus-Mütterchen, empfing mit ſchweſterlicher Theilnahme die unglückliche Marianne, und ſuchte, vereint mit ihrem biedern Gatten, durch Beyſtand und Troſt, ihre Schmerzen zu lindern. Auch die Einwohner des Dorfes wetteiferten

mit der Familie ihres Predigers. Keiner nahm einen Heller für die Mühe; selbst einen Dank wollten sie nicht, und alle waren geschäftig, die nöthigen Anstalten machen zu helfen, um den unglücklichen Herrn nach Traubenheim zurück zu bringen. Wohlbekannt mit der Schamlosigkeit vieler Prediger und ihrer Schullehrer, welche, bey der Durchfahrt eines Leichnams, nach Stol-Gebühren wie Bettler nach Zehr-Pfennigen laufen, ließ Pfarrer Helfrich (so hieß der würdige Mann) statt des Sarges eine lange Kiste verfertigen, in welcher der Leichnam unangebettelt bis Traubenheim gebracht wurde. Die gnädige Frau aber entschloß sich, bis zu Bernhards Zurückkunft, welcher die Leiche nach Traubenheim begleitete, bey dem Prediger zu bleiben.

---

Jammer und Wehklage füllte Traubenheim und Langenhausen, als Bernhard die Leiche des gnädigen Herrn brachte. Gottfried fiel ganz untröstlich über sie hin, und Ehrlich konnte kaum seine Sinne fassen, um die kurz vor Ankunft der Leiche durch eine Eilpost erhaltene Kunde mit weiser Schonung, dem Herrn von Marschland zu hinterbringen. Der alte Obrist bebte bey dieser Nachricht vor Bestürzung zurück; faßte sich aber augenblicklich wieder, und suchte die Thränen zu bergen, die seine Wangen benetzten. Es ist thöricht, sagte er zu der trostlosen Dienerschaft, sich vor Gram die Haare auszuraufen, als ob der Schmerz durch eine kahle Platte gelindert würde. Man muß

dem Unglücke Muth und Vertrauen zu Gott entgegensetzen. Aber wahrlich! es ist Jammer-Schade um den herrlichen Mann. So weh hat mir keiner meiner Kriegs-Cameraden gethan! — Mit erzwungner Fassung befahl er seinem Constant, sogleich anspannen zu lassen; dem Vogt übertrug er die Beerdigung, und eilte dann seiner unglücklichen Tochter zu Hülfe.

Mit Inbrunst umarmte er sie nach zwey Tagen in der Wohnung des thüringischen Predigers. Heimlich wischte er sich die Thränen vom Auge; dann aber kehrte sein soldatischer Gleichmuth wieder zurück, und Marianne fühlte sich durch die Standhaftigkeit ihres Vaters sichtbar gestärkt.

Ein edler Mann, gleichweit entfernt von Unempfindlichkeit und Kleinmuth, ist ein Geschenk des Himmels für den Niedergeschlagenen, ist ein Stab an dem er sich aufrichtet und hält, Scheltet demnach den Mann nicht hartherzig und gefühllos, ihr Weiber! wenn er nicht mit Euch in die Wette verzagt. Es ist weise Anstalt der Vorsehung, daß sie dem Manne Muth verlieh, auch im Unfalle zu stehn und den Stürmen des Schicksals zu trotzen.

Des folgenden Tags machte der Obrist Anstalt zur Reise nach Gotha, um die häuslichen Angelegenheiten seiner Tochter in Ordnung zu bringen, und dann mit ihr nach Langenhausen zurück zu gehen.

Beym Abschiede drückte er dem jungen Helfrich ein nahmhaftes Geschenk in die Hand; dieser aber weigerte sich hartnäckig, Etwas anzunehmen. Lassen Sie meinen Aeltern und mir das wohlthuende Bewußtseyn, sagte er, eine Pflicht der Menschlichkeit

unbelohnt erfüllt zu haben! — Das thu' ich nicht! schreyt der Obrist, schlechterdings nicht, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Doch, halt, halt! fuhr er nach einer kleinen Pause fort: Vor Kurzem ist mein Pfarrer von Langenhausen gestorben, und, verzeih mirs Gott! eben zur rechten Zeit. Hätten Sie wohl Lust, den Dienst anzunehmen? Er trägt wenigstens 800 fl.

Kaum hatte der Jüngling sein „warum das nicht? gnädiger Herr!" gestammelt, als ihm Marschland die Hand mit den Worten bot: Topp! Retour nehm' ich Sie mit! In längstens vier Wochen bin ich wieder hier! — Mit diesen Worten stieg er in den Wagen und war schon aus dem Gesichte, ehe die erstaunte Familie von ihrer Ueberraschung zu sich selbst kam. — Kaum wagte sie es, dem Versprechen zu glauben. Aber gesagt, geschehn! Nach drey Wochen kamen Marschland und seine bedauernswürdige Tochter mit etlichen Packwagen von Gotha zurück, und der junge Helfrich trat mit ihnen die Reise nach Langenhausen an.

---

Vogt Ehrlich hatte indeß die Beysetzung des gnädigen Herrn in Traubenheim besorgt, und der Pfarrer eine Predigt gehalten über die Worte Sirachs*):

„Er that ein löbliches Werk, daß er das Volk wieder zu rechter Ordnung brachte."

Sind jemals diese Worte mit Wahrheit auf einen Gutsherrn angewandt worden: so war es hier; und das Jammer-Geschrey des Volkes am Sarge des Edlen, bewies, daß die Anwendung keine Schmeicheley

*) Sir. 50, 5.

war. — Zwölf Jahre zuvor war Traubenheim noch Bettelmanns-Umkehr. Jetzt lebte das ganze Dorf seiner Hand Arbeit, und die wenigen Armen, die vor Alter und Schwäche dieß nicht mehr konnten, sammelten ihr Brod reichlich in Traubenheim und Langenhausen, ohne sonst einer Seele lästig zu werden. Die kleinsten Kinder waren geschäftig, und durch allgemeine Betriebsamkeit hatte sich ein Wohlstand im Dorfe verbreitet, der Bewunderung erregte, wenn man ihn mit den Zeiten verglich, wo sich die Reisenden noch um die Hecken des Dorfes schlichen, um nicht auf den Gassen von Bettel-Kindern angefallen zu werden. Die gröbsten Auswüchse waren weggeschnitten, und mit jedem Jahre nahmen Sittlichkeit, häusliche Tugend und allgemeines Wohl mehr überhand. — In einer solchen verbesserten Lage verließ Heinrich, der Menschenfreund, sein Dörfchen, und Ruhm und Segen folgten ihm nach in die bessere Welt.

---

Marianne war indeß wieder mit ihren Kindern bey ihrem Vater in Langenhausen und lebte mit ihm, trotz der Verschiedenheit ihres Geschmackes, welcher nun noch auffallender war, als sonst, in der zärtlichsten Eintracht. Heinrich blieb ihr unvergeßlich theuer; nie sah sie die Traubenheimer Erbgruft, ohne erneuten Kummer, und die Worte, die Heilmann so passend zu seiner Leichen-Rede genommen hatte, ließ sie, anstatt einer Lobschrift, auf sein Grabmal setzen. Ihre beyden Kinder nahm der neue Pfarrer Helfrich in Unterricht, und der alte Obrist führte die Vormundschaft über sie. — Mit dem Unterrichte seines Enkels war

er zwar nicht so zufrieden, als Marianne. Sein Burkhard wurde, wie er sich auszudrücken pflegte, zu lateinisch erzogen; doch ließ er den Pfarrer nach Belieben schalten und walten, und begnügte sich damit, seiner Seits für die Abhärtung des Knaben und für allerley Leibes-Uebungen zu sorgen, die er zu einem Feldzuge wider die Türken für unentbehrlich hielt; denn die Hoffnung, aus seinem Burkhard einen braven Kriegsmann zu ziehen, war sein Tag-Gedanke und Traum. Der Knabe durfte daher nicht anders als in kaiserlicher Uniform gehn. Auf die Frage: was willst du werden? mußte er antworten; Soldat! mit einer kleinen Flinte täglich sein: präsentir's Gewehr! machen, nach dem Tacte marschiren und sich schwenken.

Das Spiel regte den Nachahmungstrieb aller Knaben des Dorfes auf. Herr von Marschland bemerkte es, ließ hölzerne Flinten mit blechernen Röhren und Bajonetten verfertigen und gab Allen die Erlaubniß, an den Waffen-Uebungen seines Enkels Theil zu nehmen. Baron Burkhard hoffte als Befehlshaber aufgestellt zu werden; der Großvater aber glaubte, jeden Sprößling von Hochmuth schon im Keim' ersticken zu müssen. Sein Enkel mußte mit der gemeinen Mannschaft in Reihe und Glied stehen. Die Traubenheimer Knaben sahen den Jubel der Langenhäuser nicht ohne Neid, und fingen an mit selbst geschnitzten Flinten es ihnen nachzuthun. Lorenz Richard, ein Sohn des Revier-Försters, den wir in der Folge als Schullehrer werden kennen lernen, bemerkte, daß ohne Leitung einer verständigern Person, aus dem Spielwerke nichts werden würde, nahm sich

der Sache in Traubenheim eben so an, wie Herr von Marschland in Langenhansen, und Niemand wagte es ihn darum zu tadeln, weil man mit Recht fürchtete, den ersten Urheber damit zu beleidigen. Das Spielwerk bekam indeß bald einen ernsteren Zielpunct, nämlich, die Kraft und Fertigkeit der männlichen Jugend vielseitig auszubilden. Es kamen Uebungen im Halten des Gleichgewichts, im Ringen, Laufen, Springen und Klettern hinzu, und so entstanden in Langenhausen und Traubenheim Turn-Anstalten wohl siebenzig bis achtzig Jahre früher, als in den berühmtesten Schulen der neuern Zeit. Ein gewandtes und anstelliges Völkchen wuchs in den Kindern heran, das sich vornehmlich im Kriegsdienste vor allen im Umkreise auszeichnete.

So wenig im Uebrigen der alte Marschland zum Lehrmeister und Erzieher gemacht schien, so nützlich war er seinem Enkel durch den Grundsatz geworden, daß man in der Jugend sich an Strapazen gewöhnen und seine Kräfte stählen und üben müsse. Kräftig und stark wie ein Bauern-Junge wuchs Burkhard heran und erhielt eine unerschütterliche Gesundheit, indeß andre seines Standes für ein Siechhaus erzogen zu seyn schienen, und bey jedem rauhen Lüftchen erkrankten. Auch um das Herz seines Enkels machte er sich in manchem Anbetrachte verdient. So hatte er z. E. dem Undanke und (wie wir schon erwähnt haben) dem Adel-Stolze die abgesagteste Feindschaft geschworen. Nichts war ihm verhaßter, als die Gewohnheit, adeligen Kindern schon in der frühesten Jugend einen gnädigen Herrn in den

Kopf zu setzen. Er suchte daher die kleinste Wurzel dieses lächerlichen Hochmuths bey seinem Zöglinge auszurotten. Ich erinnre mich dabey einer Jugend-Begebenheit, die Burkhard von Traubenheim oft mit Lachen erzählt hat. Als ein Knabe von etwa neun Jahren machte er sich einmal Kurzweil auf einem Kinder-Schlitten im Schloßhofe. Des Thorwärters Sohn, ein Junge von gleichem Alter, war vorgespannt und Burkhard hetzte ihn lange gebieterisch herum. Da der arme Junge nicht mehr konnte, stieg der Baron aus; rief „Marsch! den Schlitten in den Stall!“ und war eben im Begriffe, sehr großherrisch ins Schloß zu steigen, ohne dem armen Knaben nur einen Dank zu sagen. Aber unglücklicher Weise sah eben Marschland aus dem Fenster. Holla, holla! schrie er herab; Allons, vor den Schlitten, Burkhard! Aengstlich schaute dieser nach dem Großvater auf. Marsch und angeschirrt! rief dieser wieder, und du, kleiner Thorwart, setz' dich ein! — Der arme Junge wollte nicht; aber da half kein Weigern. Burkhard warf sich also das Zugseil um, der Knabe setzte sich ein, und der Baron durfte nicht eher von der Deichsel, als bis der Großvater rief: „Gut, gut! Burkhard. Nun marsch und den Schlitten in den Stall!“

Dieß einzige Pröbchen gibt einigen Begriff von Marschlands Gesinnung und Erziehungs-Weise, durch welche er seinem Enkel unvergeßlich theuer geworden ist. Noch größre Verdienste erwarb er sich als Vormund; denn Alles was Heinrich angefangen hatte, kam erst unter ihm recht in Gang. In Vogt

Ehrlichs Redlichkeit, Fleiß und Einsicht setzte er das unumschränkteste Zutrauen, und ließ sich in dieser Voraussetzung nicht nur jeden Vorschlag gefallen, sondern war auch bereit, ihn auf Leben und Tod zu vertheidigen. Die Bauern, welche dem Geiste des Widerspruchs und der Halsstarrigkeit noch immer zum Theil ergeben waren, wurden nun auf einmal geschlacht, Ihr Starrköpfe! wartet, ich will euch Subordination lehren! schrie er, wenn sie einer nützlichen Verordnung nicht gehorchen wollten. — Wurde einer über Lügen, Schwänken, Gewaltthätigkeiten u. s. w. ertappt, dann war Gnade bey Gott. Ins Loch! Ins Loch! rief der Obrist; mit Geldstrafen, merk' ich wohl, ist euch nicht zu helfen; aber wißt, daß ihr's mit einem Soldaten zu thun habt!

Mit dieser unerbittlichen Strenge verband er die strengste Gerechtigkeit und die menschenfreundlichste Gesinnung; ließ jedem eine kleine Belohnung reichen, der sich durch eine besonders schöne Handlung hervorthat; lobte nach seiner Manier die fleißigen und ordentlichen Einwohner; ging ohne allen Hochmuth mit ihnen um; ließ jedem, bey Tag und Nacht, Zutritt; half ihnen bey Mißjahren und andern Unfällen durch Nachlaß; lieh wackern und fleißigen Leuten Geld ohne Zinsen, und war daher, trotz seiner soldatischen Strenge, so sehr geliebt als gefürchtet.

# Neun und vierzigstes Kapitel.

Der alte Schullehrer Lieberich stirbt. Riekens einziger Sohn, Lorenz Richard, bekommt den Dienst. Seine Einflüsse auf Reinlichkeit und Gesundheit der Dorfs-Jugend.

---

So kam unter Marschlands Vormundschaft die Wohlfahrt des Dorfes zusehends empor. Er selbst war für sein benachbartes Traubenheim mehr eingenommen, als für Langenhausen, und besuchte es fast alle Wochen mit seiner Tochter und ihren Kindern. Marianne machte durch Leutseligkeit aller Herzen sich unterthan. Vom Adel-Stolze so weit entfernt, als von zu großer Gemeinmachung, wußte sie sich so zu betragen, daß sie, bey dem unbegrenztesten Zutrauen ihrer Unterthanen, nie die Hochachtung verlor. Vorzüglich wurde sie von den Kindern beyder Dorfschaften wie eine Mutter geliebt und wie eine Gebieterinn verehrt. Sieh aller Einmengung in Regierungs-Angelegenheiten enthaltend, fand sie, neben der väterlichen Wirthschaft und der Erziehung ihrer beyden Kinder, einen schöneren weiblichen Wirkungskreis in ihrer Theilnahme an der öffentlichen Bildung der Volks-Jugend. Oft besuchte sie nicht nur die Traubenheimer Arbeits-Schule, sondern auch die Lehrstunden des guten Altvaters Lieberich, der sich in ihrer Gegenwart jedes Mal verjüngt fühlte. Durch ihre Freundlichkeit und durch kleine Belohnungen ermunterte sie den Fleiß der Jugend, durch Anschaffung der nöthigen Lehrmittel erleichterte sie das Geschäft des

Lehrers, und durch ihre Schul-Besuche gab sie der öffentlichen Lehranstalt einen höhern Werth in den Augen des Volkes.

Den höchsten Aufschwung aber erhielt zu ihrer Zeit das Traubenheimer Schulwesen nach Lieberichs Tode, (1744) durch dessen Enkel Lorenz Richard.

Zwar hatte ihn sein Vater, der Revier-Jäger, nicht dem Schulstande, sondern dem Forstwesen gewidmet, und Herr von Marschland pflegte ihn nicht anders als seinen kleinen Wildmeister zu nennen; Pfarrer Heilmann aber hatte ihn so vielseitig gebildet, daß es demselben nicht schwer fiel, sich auch ins Schulfach zu werfen, als des Großvaters Alters-Schwäche seinen Beystand forderte.

Was er anfangs nur aus Liebe zu dem guten Alten übernommen hatte, wurde ihm bald um der Sache selbst willen lieb, und Traubenheim erhielt nach Lieberichs Tode einen Schullehrer an ihm, der heute noch als Vorbild für Alle seines Standes aufgestellt werden könnte *).

Seinem Scharfblick entgingen die Lücken nicht, welche sein Großvater im Unterrichte noch gelassen hatte, und Erfahrung und Nachdenken führten ihn bald auch auf eine noch zweckmäßigere Lehrart.

*) Was auch vom Verfasser dieser Geschichte geschehen, ist unter dem Titel: Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard, oder die Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim. Nürnberg bey Felßecker. Dritte verbesserte Auflage, 1813.

Die Gluckhenne (dachte er) pickt ihren Küchelchen nicht alle Körnchen vor; sie scharrt vielmehr oft das schon am Tage liegende Futter unter den Sand, um ihre Jungen nicht nur das Vorgestreute nehmen, sondern auch das Verborgene suchen und finden zu lehren.

Nach dieser Ansicht der wahren Lehrkunst schien ihm sein einsichtsvoller Vorfahr nicht durchgreifend gehandelt, und allgemeine Wahrheiten nicht bestimmt genug auf das Leben und Weben des Volkes angewandt zu haben. In beyder Hinsicht strebte er also seinen Großvater zu übertreffen.

Unter den von ihm neu eingeführten Lehrgegenständen verdient sein ausdrücklicher Unterricht in der Gesundheits-Lehre, wegen ihres großen Einflusses auf das leibliche Wohl der ganzen Gemeine, die vorzüglichste Erwähnung.

Praktisch war indeß unserm Richard in diesem Stücke gut vorgearbeitet. So hatte z. B. sein Großvater schon weit besser, als seine meisten Amtsbrüder, für reine Luft und gemäßigte Wärme im Lehrzimmer gesorgt, indem er Zug-Fensterchen in den Ecken anbringen ließ, und die Kinder daran gewöhnte, die Schuhe vor der Hausthüre von Schmuz und Schnee zu säubern. Auch war schon unter ebendemselben die Schule in zwey Classen getheilt, deren jede nur anderthalb Stunden blieb, so daß das lange gedrängte Sitzen weder der Lernlust, noch der Gesundheit nachtheilig werden konnte. Ueberhaupt hatte das körperliche Wohlseyn der Traubenheimer Jugend durch die

eingeführte beßre Zubereitung der Nahrungs-Mittel und durch den herrschend gewordenen Geist der Ordnung und Reinlichkeit sichtbar gewonnen.

Nur Eins war unserm Richard noch anstößig. Trotz aller übrigen Reinlichkeit fanden sich unter seinen Schulkindern immer einige mit dem Kopfgrinde behaftet.

Diesem ekelhaften Uebel wünschte er abhelfen zu können. Wie aber? das war eine schwierige Frage für ihn. — Eines Tags sprach er darüber mit seinem Oheim, dem Dorfs-Arzte.

Ey Neffe, weißt Du denn nicht woher die meisten Grindköpfe der Kinder kommen? fragte dieser.

Von vielen scharfen Speisen und von der Unreinlichkeit, antwortete Richard; aber das, denk' ich, müßte doch in unserm Dorfe selten der Fall seyn.

Ferdinand Lieberich. Als ob es sonst keine Ursachen gäbe!

Richard. Und welche zum Beyspiele?

Ferdinand L. Vornämlich die verwünschten Pelzmützen, welche hier zu Lande mit den Kindern auf die Welt gekommen zu seyn scheinen.

Richard. Wie? Was? sind Pelze so süchtig?

Ferdinand L. Pelze wohl nicht so sehr; aber die Kinder werden's durch sie.

Richard. Und wie geht das zu?

Ferdinand L. Alle Feuchtigkeiten ziehen sich durch die warmen Pelzmützen gegen den Kopf, der immer im Schwitzbade steckt. Muß man nun aus Höflichkeit, oder Ueberlast, das Pelz-Futteral, in der Zugluft oder Kälte, vom Kopfe nehmen: so schließen

sich plötzlich die Schweißlöcher: die Unreinigkeit stockt in der Haut, und die Natur kann sie nicht mehr anders auswerfen, als durch den Ausschlag.

Richard. Aber wie kommt's, lieber Vetter, daß nicht alle Knaben den Ausschlag bekommen, da sie doch alle Pelzmützen tragen?

Ferdinand L. Wie kömmt's, daß nicht alle Säufer an der Wassersucht sterben? — Alle Regeln haben ihre Ausnahmen; aber so viel ist richtig, daß die eingepelzten Kinder-Köpfe selten vom Ausschlage frey bleiben, und die kühlgehaltenen ihn noch seltener bekommen.

Richard. Wenn ich das einem Bauer sagte: so würde er sich auf seine eigene Pelzmütze berufen, die er gerade so trägt, wie seine Kinder, und doch vom Ausschlage nichts fühlt.

Ferdinand L. Ich dächte, lieber Vetter, Du brauchtest Dich eben nicht auf unsre Bauern zu berufen; denn die Einwendung scheinst Du mir selbst für sehr richtig zu halten.

Richard. Und warum sollt' ich es nicht, lieber Onkel?

Ferdinand L. Weil die Erwachsenen mehr vertragen können, als die Kinder. Ihre Haut ist fester und die Schweißlöcher öffnen und schließen sich nicht so leicht.

Richard. Topp! Hier ist meine Hand! In Jahr und Tagen sollen alle Pelz- und Pudel-Mützen aus meiner Schule verbannt seyn!

Ferdinand L. Ey so verbanne! Lieber läßt sich der Bauer die Haare, als die Pelzmütze vom Kopfe

wegräsonniren. Wenn er nicht schwitzt, daß ihm die Tropfen über die Nase rinnen, so ist ihm nicht wohl.

Richard. Das wollt' ich nun nicht sagen! Das Braten unter der Mütze behagt ihm so wenig als uns; aber er läßt sich's gefallen, weil er's seiner Gesundheit für zuträglich hält.

Ferdinand L. Und wenn Du ihm das Gegentheil tausend Mal an den Fingern herabzählst, — er trägt seine Mütze, aller gesunden Vernunft zum Trotz, weil es sein Großvater eben so gehalten hat, und weil die Pelzmütze, seiner Meynung nach, Staat macht.

Richard. Gut! aber die Kinder sind noch lenkbar. Ich will gegen die Pelzmützen so lange predigen und dafür, wenn der Kopf doch bedeckt seyn soll, leichte Käppchen empfehlen, bis die Kinder die warmen Heckmütter selbst nicht mehr mögen; — dann werden sich's wohl auch die Alten gefallen lassen, lieber 15 kr. für eine lederne, als ein Paar Gulden für eine Pelzmütze zu zahlen.

Richard hielt Wort, und brachte es bald so weit, daß die Kinder heulten und schrien, wenn sie Pelzmützen aufsetzen sollten. Von der Zeit an sah man aber auch äußerst selten ein Kind mit Kopf-Ausschlag, mit Augen-Flüssen u. dergl. behaftet.

Dieser glückliche Versuch ermunterte unsern Richard überhaupt, sich unter Beyhülfe seines Oheims über den Bau des menschlichen Körpers, über die vorzüglichsten Gesundheits-Regeln und über die gemeinsten Heilmittel besser zu belehren und von dem Selbsterlernten auch im Schul-Unterrichte Gebrauch zu machen. Als Freund der Gewächs-Kunde war er mit

den inländischen Giftpflanzen ohnedieß bekannt, und unter Vorzeigung derselben belehrte er auch seine Schul-Jugend darüber.

Pfarrer Heilmann war mit ihm ganz einverstanden, und lobte seinen braven Schullehrer; die Leute des Dorfs aber sagten zum Theil: nun macht man Doctoren aus unsern Kindern. — Veit Janhagel, der würdige Sohn Herrmanns, des Heuchlers, beschwerte sich sogar förmlich bey dem Pfarrer darüber und bat ihn, den Schulmeister anzuhalten, lieber den Katechismus brav durchzuarbeiten, als solche weltliche Sachen zu treiben.

Zur glücklichen Stunde kam eben ein Bettler mit einem hölzernen Beine vor den Pfarrhof, als Heilmann den Beschwerde-Führer, den er vergeblich besser zu belehren gesucht hatte, bis vor die Hausthüre begleitete. — Wie seyd Ihr zu dem Unglücke gekommen, guter Freund? fragte Heilmann. Ach, ehrwürdiger Herr Magister, sagte der Bettler, das hat der vierziger kalte Winter gethan! Ich war bey einem Thüringer Fuhrmaun' im Brodte; hatte Fracht nach Nürnberg zu liefern; die Kälte war gräßlich und ich konnte kaum das nächste Wirthshaus erreichen. Da ich hinkam, setzte ich mich an den Ofen und wärmte meine verkälteten Füße. Von dem Augenblick' an wußt' ich vor Bitzeln und Stechen nicht mehr zu bleiben. Ich mußte meinen Wagen durch einen Andern fortschaffen lassen, und da der Feldscherer über meine Füße kam, war am einen der Brand, und kaum ließ sich der andre noch retten.

Veit stand bey der Erzählung und sperrte gewaltig das Maul auf; der Pfarrer aber fragte weiter: warum habt Ihr doch so thörichter Weise die erfrornen Füße gleich an den Ofen gehalten? Da war't Ihr ja selbst am Unglücke Schuld. — Je du mein Gott, Herr Magister! versetzte der Bettler, das sagte der Feldscherer auch; aber hintennach, da's zu spät war. Die Kinder sollte man so was lehren, eh' ihnen dergleichen Unglück widerfährt.

„Gott behüt Ihn, Herr Pfarrer!" sagte Veit und wollte gehen. Schon war er am Thore, da rief ihn der Pfarrer mit den Worten zurück: Veit, gebt erst dem armen Manne ein Trinkgeld; er hat Euch eine gute Lehre zur rechten Zeit gegeben, und guter Rath ist Goldes werth, wie Ihr wißt. — Beschämt zog Veit einen Kreuzer heraus und ging seines Weges, ohne sich wieder über den Schulmeister zu beschweren.

---

## Funfzigstes Kapitel.

### Erhöhter Einfluß der Schule in das gemeine Leben. Einführung der Sommer-Schulen zu Traubenheim.

Richards Unterricht in der Gesundheits-Lehre behielt also ungehinderten Fortgang. Aber nicht bloß durch diesen, sondern durch seinen Schul-Unterricht überhaupt suchte er auf das ganze bürgerliche und häusliche Leben der Gemeine zu wirken; denn die Kinder lernten bey ihm, was sie heute noch in so vielen tausend Schulen nicht lernen, — denken!

Seine Grundsätze, seine Schulzucht und Lehrart sind für diejenigen, welchen das Schulwesen näher am Herzen liegt, in dem schon angeführten Buche beschrieben. Nur ein einziges Beyspiel von seiner Geschicklichkeit, den Stoff zu seinen Denk-Uebungen ganz aus dem Geschäfts-Kreise des Landvolkes zu nehmen, und dadurch die geweckte Denkkraft auf denselben hinzuleiten, mag aus seinen hinterlaßnen Papieren hier stehen! Es ist die Rede vom Vergleichen und Unterscheiden. Die Anwendbarkeit dieser Kunst auf das landwirthschaftliche Leben macht er unter andern durch folgende Unterredung anschaulich:

„Gesetzt, ihr Jungen, ihr wolltet selbst Bauerey treiben; wüßtet aber nicht, ob ihr Ochsen oder Pferde zum Anspanne kaufen solltet: was müßtet ihr thun?"

Kinder. Wir müßten beyde vergleichen und unterscheiden.

Richard. Wozu hälfe das?

Kinder. Daß wir wüßten, ob wir Ochsen oder Pferde zum Anspannen nehmen sollen.

Richard. Nun, vergleicht einmal beyde Thier-Gattungen?

Kinder. Man kann beyde zum Anspanne brauchen.

Richard. Damit ist euch noch nicht gerathen. Ihr müßt sie auch in Ansehung des Daransatzes und ihrer besondern Eigenschaften vergleichen, und dann unterscheiden, welches von beyden Thieren anräthlichsten ist.

Kinder. Pferde sind theurer, als Ochsen, sind im Geschirr und Futter kostbarer, und, wenn man sie stumpf geführt hat, zu nichts zu brauchen, als zum Todtschlagen. — Die Ochsen sind wohlfeiler im Ankaufe, wohlfeiler im Futter, und können gemästet werden, wenn sie nicht mehr zum Anspanne taugen. Und der Dünger vom Rindvieh ist fetter und besser, als von Pferden *).

Richard. Also sollte man die Pferde ganz abschaffen und bloß Rindvieh halten?

Kinder. Nein! Das Pferd kann man auch zum Reiten und Kutschen-Fahren gebrauchen; das Rind nicht; das Pferd zieht mehr als der Ochse; das Pferd geht leichter Berg auf und Berg ab, und kommt besonders auf schrossen und steinigen Wegen besser fort, als der Ochse; mit dem Pferde kommt man schneller vom Flecke; das Pferd frißt auch saures Heu, der Ochse nicht; und auf manchem Acker ist der Pferdedung besser als der Dung vom Rindviehe.

Richard. In welchen Fällen verdienen demnach Pferde den Vorzug?

Kinder. Wenn man viel saure Wiesen hat; wenn das Land sehr bergig oder steinig ist; wenn man Aecker hat, denen der Roßdünger wohl anschlägt; wenn man viel reiten muß, wenn man weit zu fahren und große Lasten hat; wenn man mit Kutschen-Fahrten oft Etwas verdienen kann u. s. w.

Richard. Wenn aber das nicht ist?

Kinder. Dann soll man lieber Rindvieh halten.

*) Daß zwischen so weitläufigen Antworten mehrere Fragen vorkommen mußten, versteht sich von selbst.

Doch — ich wollte nur an einem einzigen Beyspiele zeigen, wie Richard seine Schul-Jugend bey jeder Veranlassung zum Nachdenken über ihren künftigen Beruf anzuführen wußte, ohne daß es schien, als habe er die Absicht, den Aeltern ins Handwerk zu greifen und ihre Kinder über Gegenstände zu belehren, welche jeder Bauer besser zu verstehen glaubt.

---

Durch die Gesprächsform, in welche er einen großen Theil seines Unterrichts einkleidete, und wovon in Lorenz Richards Unterhaltungen über den Kinderfreund des Herrn von Rochow*) viele Proben abgedruckt sind, wurde überhaupt nicht nur der Verstand der Jugend, sondern auch die Sprache derselben unvermerkt gebildet.

Nicht zufrieden aber mit dem, was in Ansehung der Sprachbildung bey den Denk-Uebungen gleichsam zufällig geschah, wendete Richard auch ganz besonderen Fleiß auf Sprech-Uebungen und Sprach-Berichtigung. Die Sprache, sagte er, ist die Münze, in welcher wir unsre Gedanken ausprägen. Vor falschen, vor abgesetzten, verschliffenen und unbekannten Münzen hüten wir uns; warum nicht auch vor solchen Ausdrücken? And wie können wir Andere richtig verstehn oder bedeuten, wenn wir nicht auch die richtige Gedanken-Münze kennen? Ueberdieß ist es wahre Schande, nicht einmal seine Mutter-Sprache richtig sprechen zu können. — Die meisten seiner Schüler wurden von dieser Wahrheit so ergriffen, daß

*) 2 Theile, Nürnberg bey Felßecker, 1796 u. 1797.

sie dem Spotte der Unwissenden zum Trotze, wenigstens Vieles von der in der Schule angenommenen bessern Mundart beybehielten. Schon bey seinem Leben erhob sich Traubenheim dadurch über die widrige Sprachart des übrigen Franken-Landes so auffallend, daß man in dem jungen Nachwuchse ein ganz anderes Volk zu hören glaubte. Und wie würde Vater Richard sich freuen, wenn er hören könnte, was die fortgesetzte Bemühung seines Sohnes und Nachfolgers, und die Macht der Gewohnheit seit seinem Tode bewirkt haben!

---

Nicht minder legte auch Richard den Grund zu einem ganz veredelten Kirchen-Gesange. Ein Reisender aus einer von wenigstens 4000 Einwohnern bevölkerten Stadt, deren einzige Kirche manchen Sonntag keine hundert Besucher zählt, hörte vor einigen Jahren den Traubenheimer Kirchen-Gesang. Ich frage nun nicht mehr, sagte er, durch welches Mittel dem gesunkenen Kirchenthume meiner Vaterstadt am beßten wieder aufgeholfen werden könnte.

Ich habe es auf einem Dorfe gefunden: es ist — ein wahrhaft veredelter Gesang!

Aber wie fing Richard es an, um die Kehlen der Landleute so melodisch zu stimmen? — Die Mittel waren ganz einfach, und sein Großvater hatte ihm trefflich vorgearbeitet; denn die Jugend war schon an die Grundlage aller Gesangs-Veredelung, an Mäßigung der Stimme gewöhnt. Nur das widrige Geschnörkel, wodurch die reine und einfache Melodie vom Volke fast allenthalben entstellt wird, mußte noch abgeschafft werden, und dieß war, unter

Beyhülfe einer kleinen Hausorgel, welche Frau von Marschland, auf Richards Vorschlag, in die Schule gestiftet hatte, sehr leicht.

Schwieriger schien ihm die Aufgabe: „wie lehrt man das Volk, ohne Noten-Kenntniß, bloß nach dem Gehöre, vollstimmig singen? wie die Schul-Jugend einstweilen zweystimmig?" — Er fand das Mittel darinn, daß er Ohr und Kehle der Kinder an den harmonischen Dreyklang gewöhnte, indem er öfters den Accord in einzeln aufeinander folgenden Tönen und zusammenstimmig singen ließ. Dabey gebrauchte er weder Linien, noch Noten, weder Ziffern noch Namen, sondern bloß einige willkührlich gewählte Wörter. Anstatt C, E, G, C, oder 1, 3, 5, 8, sangen die Kinder, z. B. Amen oder Halleluja, bald auf- und absteigend, bald vierstimmig, und letzteres so, daß immer eine Stimme nach der andern einfiel.

Prim. Amen, Amen, Amen, Amen, Amen ꝛc.
Terz. — Amen, Amen, Amen, Amen ꝛc.
Quint. — — Amen, Amen, Amen ꝛc.
Octav. — — — Amen, Amen ꝛc.

Doch, hier ist der Ort nicht, von Richards Lehrart Nachricht zu geben. Genug, daß durch ihn vor sechzig Jahren schon versucht und ausgeführt worden ist, was in den meisten niedern Stadt- und Landschulen heute noch unter die frommen Wünsche gehört *).

*) Schullehrern empfehle ich bey der Gelegenheit Stephani's und Muck's musicalische Wandfibel. Erlangen bey Palm 1815.

Noch einen Schritt weiter that Richard bey den Vorbereitungen auf den damals allgemein üblichen Weihnacht-Gesang. Diesen sah er für die schönste Gelegenheit an, einige Noten-Kenntniß und einen regelmäßig vollstimmigen Gesang unter das Volk zu bringen. Er setzte daher theils schon eingeführte, theils neue Kirchen-Melodien vierstimmig aus, und wußte mehrere schon erwachsene junge Leute zu bereden, daß sie an den Probe-Stunden Theil nahmen. Schon im ersten Jahre brachte er es zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit. Nach einigen Jahren kam ihm eine neue durchdringende Orgel zu Hülfe, bey welcher er die schon halb bekannt gewordenen neuen Melodien auch in der Kirche leichter durchsetzen konnte, und so bekam Traubenheim einen Kirchen-Gesang, der in Franken seines Gleichen nicht hat.

---

Nur in Ansehung des Schulwesens hatte Richard noch einen Mangel zu beklagen, den viele seiner Collegen unter die höchsten Annehmlichkeiten ihres Lebens zählen — ich meyne die Schulvacanz von Pfingsten bis Michaelis, während welcher die vernachläßigten Kinder gewöhnlich die Hälfte von dem wieder vergessen, was sie den Winter hindurch gelernt haben. Mit edler Uneigennützigkeit entschloß er sich also, den ganzen Sommer über wöchentlich drey Schulen zu halten, und deßwillen den Herrn Obrist um Unterstützung zu bitten.

„Und was will Er dafür?" fragte der Obrist in seinem gewöhnlichen barschen Tone.

Richard. Nichts, gnädiger Herr! nur um einen herrschaftlichen Befehl zur Einführung wollt' ich bitten.

Obrist. Nu, nu! das heißt mir ein Schulmeister! Man sagt, ihr Leute schelmert euch um jeden neuen Buchstaben und eure erste Frage sey: Herr, was wird uns dafür?

Richard. Mag seyn, gnädiger Herr! Manche müssen wohl bey ihrem Hunger-Brode so fragen. Ich habe das nicht Noth.

Obrist. Und nu, wie soll's denn gehalten werden?

Richard. Gerade wie im Winter; aber wöchentlich nur drey Schulen. Die Leute bedürfen ihrer Kinder im Sommer allzudringend zur Arbrit, und nebst dem Unterrichte muß auch für die Nahrung gesorgt werden.

Obrist. Bravo! Bey Strafe soll Jeder seine Kinder in die Sommer-Schule schicken!

Richard. Strafe ist ein hartes Wort, gnädiger Herr! Ihr Befehl ist genug.

Obrist. Auch recht! will's also befehlen. Aber komm Er herein! meine Tochter soll sich bey Ihm bedanken, und für meinen Part soll Er alle Jahre, so lang ich lebe, drey Eymer Wein haben.

Richard. Aber die Leute werden dann sagen, daß ich dem Gaumen zu lieb Sommer-Schulen halte. Keine Belohnung, gnädigster Herr Obrist! aber so lang ich lebe, werd' ich mit Dank dieses Anerbietens gedenken.

Obrist. Pi pa! bedank' Er sich, wenn der Wein ausgetrunken ist! Kurz und gut; Er bekommt alljährlich drey Eymer Wein von mir. Ein Dorf voll gescheider und guter Bauern, wie Er sie mir ziehen hilft, ist hundert Fuder werth, und damit Punctum!

Sogleich führte er unsern Richard zu seiner Tochter, der Frau von Marschland, welche ihm so gerührt dankte, daß helle Freuden-Thränen ihm über die Wangen rollten.

Die Sommer-Schulen nahmen ihren Anfang. Einige sandten ihre Kinder aus Lust, Andre aus Furcht vor dem gestrengen Herrn Obrist; die drey Eymer wurden eine beständige Besoldungs-Zulage, und die Sommer-Schulen behielten ihren gesegneten Fortgang.

---

Daß ein Mann, von solchem Eifer für sein Amt durchdrungen, sich nicht damit begnügt habe, die Denkkraft seiner Schüler zu wecken und Sprache und Gesang unter ihnen zu veredeln; daß er auch mächtig auf das Gemüth derselben zu wirken und unauslöschliche Liebe zur Religion durch Unterricht, Schulzucht und Beyspiel in dieselben zu pflanzen suchte, läßt sich wohl voraussetzen, und unter Mitwirkung eines Heilmanns mußte die Aussaat gedeihen. Beyde Männer sind in der Veredelungs-Geschichte des Dorfes unsterblich, und ihr Geist und Herz lebt, wie ihr Andenken, unter den Kindern und Enkeln ihrer Zöglinge fort.

---

## Ein und funfzigstes Kapitel.

Pfarrer Heilmanns Abschied. Helfrichs Ankunft. Fritz Rüdigers Tod.

Pfarrer Heilmann, der Kinderfreund, dem Richard seine Geschicklichkeit fast einzig und allein verdankte, war indeß Vater von sechs Kindern geworden. Blühend und wohlgesittet wuchsen diese heran, und würden die einzige Lust ihres Vaters gewesen seyn, hätte er nicht so oft die geringe Einnahme zu Traubenheim mit dem großen Aufwande vergleichen müssen, den die Erziehung und Versorgung so vieler Kinder erfordert. Vogt Ehrlich, der bey einem beträchtlichen Vermögen nur eine einzige Tochter hatte, bemerkte zwar das geheime Anliegen seines Freundes, und nahm einen Sohn desselben, Namens Jacob, (den wir in der Folge wieder finden werden,) zu sich in die Schreibstube, mit dem Versprechen, ihn von nun an ganz allein zu versorgen. Aber noch fünf Geschwister blieben ein Sorgenstein für den zärtlichen Vater.

Auf Einmal ging der ganzen Familie ein Glückstern in Bergfelden auf. Der alte Prediger daselbst war gestorben, und sein Schwiegersohn, Heilmann, berathschlagte sich mit seiner Gattinn auf dem Wege zur Beerdigung, ob er es wagen sollte, mit andern Bewerbern um den einträglichen Dienst in die Schranken zu treten. Ein garstiger Zufall hob alle Bedenklichkeiten und kam den Bitten des ehrlichen Mannes zuvor. Der bestellte Leichen-Prediger

wurde plötzlich in der Kirche von einer Unpäßlichkeit befallen. Ein andrer Geistlicher sollte unvorbereitet an seine Stelle treten. Heilmann wagte es, und erhielt so ungetheilten Beyfall, daß er unmittelbar darauf von dem Magistrate des Reichsdorfes als Prediger freywillig ernannt wurde.

---

Auf Fürsprache des Langenhäuser Pfarrers gab der alte Obrist dem jüngern Bruder desselben, Timotheus Helfrich, die erledigte Stelle zu Traubenheim, ohne jedoch den jungen Mann, der als Hofmeister in Dresden stand, mit einem Auge gesehen zu haben. Zu seinem Schrecken erschien in der Person des neuen Predigers ein zierlicher Hofmann.

So viel Beyfall er unter Hofleuten erhalten haben mochte; so wenig gefiel er dem rauhen Obrist. — „Ei so mach Bücklinge, du Deutsch-Franzos!" sagte er, so bald er ihn gesprochen hatte und mit seiner Tochter wieder allein war. — Nicht weniger unzufrieden mit der getroffenen Wahl, waren auch die Traubenheimer Bauern. Heilmanns deutscher Handschlag und Gruß, und seines Nachfolgers städtisches Compliment, stachen allzusehr ab. — Nicht einmal Gesundheit konnte Helfrich mit ihnen trinken. Wenn sie sprachen: wills Ihm zubringen, Herr Wohlehrwürden! so wußte er nicht Einmal zu sagen: wohl bekomms! und wenn sie ihm das angenippte Glas reichten, so that er nicht einmal Bescheid *).

*) Bescheid thun — Ein wenig aus dem zugebrachten Glase trinken.

Helfrich war als kleiner Knabe nach Leipzig auf die Thomas-Schule gekommen; hatte in Leipzig studirt und darauf in Dresden gehofmeistert. Bauern-Sitten waren ihm da ganz fremd, und eine gewisse Zierlichkeit, ganz ausgespitzelt nach dem damaligen Zeit-Geschmacke, zur andern Natur geworden. Die Bauern aber hielten diese Zierlichkeit für einen unheilbaren Fehler, und noch ehe Helfrich eingesetzt wurde, kam schon dem alten Obrist die Klage zu Ohren: ach lieber Gott, das ist kein Pfarrer für uns, der kann mit schlechten *) Leuten nicht umgehen!

Man muß es ihm doch ein wenig beybringen, daß er die Complimenten-Schneiderey wegläßt! — sagte Marschland zu seiner Tochter, — und wer konnte wohl mit dem Beybringen besser umgehn, als er selbst? Herr Pfarrer, sagte er eines Abends zu ihm, die Bauern zu Traubenheim kratzen sich hinter den Ohren, daß sie einen so galanten Pfarrer bekommen. Die Dresdner Feinheiten im Umgange schmecken dem Bauer nicht. Kost und Handschlag liebt er ein wenig derb. Stellen Sie sich! — Nun will ich einen Bauer machen! (Er geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand) Grüß Gott, Herr Pfarrer!

Helfrich. (lächelnd) Guten Tag, mein Freund! Was ist gefällig?

*) Der fränkische Landmann versteht das Wörtchen schlecht ganz anders, als die übrige Welt. Ein Tagelöhner und armer Handwerker ist ein schlechter Mann, zum Unterschiede von den Reichen, und die Reichen, mit vornehmen Herren verglichen, heißen dann wieder schlechte Leute.

Obrist. Falsch! Schön Dank, Nachbar! muß man zuerst sagen, und dann nicht: was ist gefällig? sondern: was bringt Ihr mir Guts?

Auf die Weise nahm Marschland den neuen Pfarrer täglich in die Schule. Helfrich war auch so gelehrig, daß die Traubenheimer schon vor seiner Einsetzung sagten: er lernt sich doch noch in die Leute schicken!

Heilmann, dessen Abschieds-Stunde herannahte, bekam indeß den Auftrag, seinen Nachfolger einzusetzen. Ihm war es nicht, wie den meisten seiner Amtsbrüder, um einen Namen zu thun, der dem neuen Prediger zur Verkleinerung gereicht. Vielmehr zeigte er ernstliches Mißfallen, wenn ihn die Orts-Nachbarn, auf Helfrichs Unkosten, so mächtig erhoben, und in der Einführungs-Rede sprach er Worte des Friedens, welche, als Denkmal seines schönen Herzens, auch hier einen Platz verdienen.

Als eben die ganze Versammlung weinte, hob er an:

„Eure Thränen um meinen Abschied, ihr lieben Traubenheimer, würden mein Herz in süße Wehmuth versenken, wenn ich mich nicht in der Freude, von Euch so geliebt zu seyn, durch ein geheimes Ahnen gestört fühlte. Ich muß es nur gestehn, daß ich fürchte, meinem theuern, rechtschaffenen und gelehrten Amts-Nachfolger geht es in den ersten Jahren bey Euch, wie mir es ergangen ist. Eure Herzen hingen, als ich zuerst unter Euch auftrat, noch ganz an dem frommen und weisen Manne, dessen Nachfolger ich wurde, ob er gleich, bey meiner Ankunft, mehrere Jahre schon

im Grabe lag. — Jeder Mensch hat seine eigene Weise; folglich war ich nur im Gutmeynen, aber nicht sonst in allen Stücken meinem ehrwürdigen Vorfahr gleich. Namentlich schienen euch manche meiner öffentlichen Vorträge anstößig, weil ich euch, wenn ich so sagen darf, nicht nur den Sonntags-Weg, sondern auch den Werktags-Weg zum Himmel zeigte, oder weil ich zuweilen vergaß, daß die Aufklärung dem Gange der Elefanten gleichen müsse, welche den vierten Fuß nicht eher heben, als bis die drey andern fest stehen. — Ihr wurdet unzufrieden mit mir, zum Theil vielleicht gar meine Feinde. Jetzt aber — wie ganz anders! — jetzt weint ihr um meinen Abschied, und mit dankbarer Rührung muß ich euch das Zeugniß geben, daß ihr mich, nachdem wir einander besser verstehn und kennen gelernt hatten, wie Brüder und Kinder geliebt habt. — O, daß ich auch so glücklich gewesen wäre, euch durch die Erfahrung, welche ihr an mir selbst gemacht habt, zu zeigen, wie unrecht man einem Manne thun kann, wenn man über ihn richtet, ehe man ihn recht kennt! Weinen müßt' ich, wenn ich erführe, daß ihr den lieben und braven Prediger, den ich zu meinem Nachfolger nun einsegnen werde, so behandeltet, daß er seinem Amte nicht mit Freuden, sondern nur mit Seufzen vorstehen könnte, wie ich in dem ersten Jahre meiner hiesigen Amtsführung. Ach Gott! würde ich ausrufen, so hätte ich denn über zwanzig Jahre an dieser Gemeine gearbeitet, ohne sie nur dahin gebracht zu haben, das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden zu können! — Vergeßt doch

ja nicht, daß ihr mir anfangs, als ich euch noch fremd war, oft wehe gethan habt, und doch in der Folge mit mir zufrieden geworden seyd. O wie wohl würd' es meinem Herzen thun, wenn mir mein lieber Amtsnachfolger beym ersten Besuche, den ich meinem unvergeßlichen Traubenheim machen werde, freundlich die Hand dafür drückte, daß ich ihm eine Gemeine zurückgelassen habe, die liebreich und folgsam ist, die sich nicht an Nebendinge, sondern an die Hauptsache hält, und ihm gerne Zeit vergönnt, sich mit ihr und ihren Bedürfnissen und Wünschen bekannt zu machen. — Das, liebe Traubenheimer, ist der größte Ruhm, den ich mir in der Welt wünsche, und in eurer Gewalt steht es, mir diesen Nachruhm zu verschaffen!"

---

Mit diesem Abschieds-Wunsche verließ Heilmann sein geliebtes Traubenheim und zog, vom ganzen Dorfe gesegnet, nach Bergfelden, welches schon vor mehr als hundert Jahren auch einmal der Zufluchtsort eines Traubenheimer Predigers gewesen war *). Ein halb Jahr nach seinem Abzuge starb Fritz Rüdiger, der brave Dorfs-Schulze. Heilmann, der es dem Redlichen zeitlebens nicht genug verdanken konnte, wie gut er ihm anfangs beygestanden hatte **), kam, aus dankbarer Regung, fünf Stunden weit her auf seine Leiche, und hielt ihm eine kurze Grabrede. Bey dieser Gelegenheit hatte er die Freude, zu hören, daß seine letzten Ermahnungen nicht fruchtlos gewesen waren.

*) S. das 1. Kap. S. 5.

**) S. das 40. Kap.

Helfrich umarmte ihn öffentlich im Leichen=Hause und legte mit inniger Rührung das Zeugniß ab, welches Heilmann, aus seinem Munde zu hören, so sehnlich gewünscht hatte.

Fritz Rüdiger wurde zwar nicht allgemein bedauert; denn Einige sagten: er war ein herrischer Mann, der immer für die ganze Gemeine das Wort geführt hat! Aber die Thränen aller redlichen und gescheiden Männer des Dorfes und die gerechten Lobsprüche des Pfarrers Heilmann, waren eine reiche Schadloshaltung für den Tadel dieser unbesonnenen Richter.

Ihm folgte sein Sohn Bernhard, den wir bey zwey sehr unglücklichen Vorfällen (im 37sten und 47sten Kapitel) kennen gelernt haben. Lesern, die sich seiner noch erinnern, darf ich also nicht erst sagen, daß die Wahl auf einen Würdigen gefallen ist. Er war damals ein Mann in seinem beßten Lebens=Alter, und um seiner willen konnte Helfrich, in der Leichen=Predigt, mit Recht die Worte Sirachs auf den Verstorbenen anwenden:

Da er lebte, sahe er seine Lust, und hatte Freude an ihm; da er starb, durfte er nicht sorgen; denn er hat hinter sich gelassen einen Schutz wider seine Feinde, und der den Freunden wieder dienen kann *).

*) Sirach 30, 5 u. 6.

# Zwei und funfzigstes Kapitel.

**Der alte Obrist stirbt. Burkhard tritt die Regierung an. Briefe von ihm an das Fräulein Theodore von Windseck.**

---

Obrist von Marschland wurde nun täglich gebrechlicher, und mußte sich pflegen wie eine Wochen-Betterinn, um nicht alle 24 Stunden ein neues Uebel am Halse zu haben. Seine unheilbarste Krankheit war indeß sein hohes Alter. Marschland fühlte sein herbeynahendes Ende, und sprach oft in einem so gleichgültigen Tone darüber, daß seine Tochter und Enkelinn weinten. Einmal ließ er letztere vor sein Bett kommen: Höre, liebe Agnes, sagte er, du siehst, ich bin ganz in die Pfanne gehauen, und ehe man eine Hand umkehrt, werd' ich auf dem Schragen liegen. Nichts verdrießt mich, als daß mein Name schon wieder in Franken aussterben soll. Darum hab' ich dir lange schon unsern Vetter, den Lieutenant Wolfgang von Marschland, zugedacht. Wie meynst du, Agnes?

Agnes weint. —

Höre, Mädel, ruft der Alte, du wirst dich nicht zu guter Letzt schelmern? Da ist ein Brief — dort liegt er — schick ihn fort! Wenn der General den Vetter nicht will heyrathen lassen: so soll er Dienst quittiren.

Agnes. Ach, liebster, bester Großvater! wie wird sich das schicken?

Obrist. Was? Wenn Ich ihm freye? Du Narr! Goldkarpfen, wie du einer bist, fängt man nicht in allen Wassern.

Agnes. Aber wir wissen ja nicht, ob Ich dem Vetter Wolfgang gefalle.

Obrist. Pi pa! Geplauder! Schick nur den Brief fort! Die Liebe steckt im Bettstroh!

Agnes. Aber ich kenn' ihn kaum von Gesicht.

Obrist. Werdet Euch schon kennen lernen! Du weißt, ich kann das Abern nicht leiden. Was hast Du an Vetter Wolfgang auszusetzen?

Agnes. Nichts, lieber Großvater. Er ist hübsch und brav.

Obrist. Also — und was weiter? Geh, geh und schick den Brief auf die Post, und damit Punctum! Gar zu gern möcht' ich bey lebendigem Leibe das Ding noch richtig wissen!

Mit Thränen erzählte Agnes den Vorfall ihrer Mutter.

Ist Dir Vetter Wolfgang nicht recht, liebe Agnes? fragte diese. — Ach Wolfgang ist gut und recht; aber . . aber . . versetzte die verlegene Tochter. — Nun, sagte Marianne, wenn dein Herz nichts gegen ihn einzuwenden hat: so setze die Schicklichkeit dießmal nur immer bey Seite! Unser Vetter weiß, daß dein Großvater ein sonderbarer Mann ist, und ein Körbchen hast Du wohl nicht zu fürchten.

Gesagt, geschehn! — Wolfgang von Marschland, entzückt über den seltsamen Antrag, schrieb sogleich den heissesten Dank an den alten Obrist und die zärtlichsten Briefe an seine Agnes; bewarb sich um

seinen Abschied, und eilte im März 1753 nach Langenhausen: aber Vetter Obrist erlebte die ersehnte Erscheinung nicht mehr. Drey Tage vor Wolfgangs Ankunft trat plötzlich seine stete Krankheit, der Rothlauf zurück, und Marschland starb, ehe nur ein Arzt gerufen werden konnte, in einem Alter von etlich und achtzig Jahren. Nach seinem Befehle sollte er kriegerisch beerdiget werden. Eine Compagnie Würzburger Soldaten war dazu erbeten und eben im Aufbruche, als Wolfgang nach Würzburg kam. Zu seinem Schrecken erfuhr er die traurige Nachricht und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit, um der beorderten Compagnie zuvorzukommen und seiner Schwieger-Mutter und Braut in ihrem Kummer beyzustehn. Wolfgangs Ankunft war ihnen in mehr als einer Absicht erwünscht. Er besorgte von dem Augenblick' an nicht nur die Beerdigung des Alten, dessen Tod ihm unendlich nahe ging, sondern auch die sämmtlichen Güter-Angelegenheiten, und wurde nach ein Paar Monaten ein glücklicher Ehemann an der Hand seiner Agnes.

Ich fange nun an, die Lebens-Geschichte des jungen Erbherrn Burkhard Julius von Traubenheim nachzuholen. Wir haben ihn im 48sten Kapitel als einen gelehrigen Zögling des sel. Obrists und des Langenhäuser Pfarrers verlassen. Durch Mariannens Bitten und durch Ueberredungen des Pfarrers ließ sich der alte Großvater von dem Entschlusse nach und nach abbringen, aus seinem Enkel einen Kriegsmann zu ziehen; schickte ihn anfangs nach Coburg, und dann auf die Universität nach Leipzig. Von da kam er 1748, als ein junger

Mann voll Fleiß und Gelehrsamkeit, trat eine Reise durch Deutschland an, und nahm dann Dienste am kursächsischen Hofe, wo er sich so vortheilhaft auszeichnete, daß er, ein junger Mann von kaum drey und zwanzig Jahren, als Gesandter nach München geschickt wurde. Doch, ich übergehe die genauern Umstände, weil diese mit der Geschichte des Dorfes nur wenig zusammenhängen.

Jezt erst wird uns Burkhard, als Erbherr und Besitzer des Rittergutes Traubenheim, wichtig.

Sogleich nach dem Tode seines Großvaters trat er selbst die Verwaltung an, und empfing im May 1753 die Huldigung zu Traubenheim. Kurz zuvor hatte er sich mit einem Fräulein, Namens Theodore von Windseck, verlobt, und eilte daher schon im folgenden Monate wieder nach München zurück, dem Fräulein sich antrauen zu lassen.

Theodore von Windseck lebte daselbst bey ihrer Mutter Bruder, dem hanöverschen Gesandten am bairischen Hofe. Sie war vater- und mutterlos, und nur wenig bemittelt; aber Verstand, Güte des Herzens, Geschäftigkeit und eine bezaubernde Bildung des Gesichtes, gaben ihr das Recht, auf einen Mann von Burkhards Verdiensten. Während seines Aufenthalts in Langenhausen, schrieb er an seine damalige Braut einige Briefe, die ich hier einschalte, weil sie zur Geschichte des Dorfes in diesem Zeitraume gehören.

# Burkhard von Traubenheim
## an
# Fräulein Theodore von Windseck.
## (Erster Brief.)

Langenhausen, am 10. May 1753.

Gestern spät, liebe Theodore, bin ich hier glücklich angelangt. Meine Mutter und Schwester fielen mir mit Freuden-Thränen um den Hals; und mir ist es seit dem Tode meines Großvaters zum ersten Male wieder ganz wohl; denn die Sorgen um meine Mutter und Schwester haben mich bisher beständig beunruhigt, die glücklichen Stunden ausgenommen, in welchen ich, in Deinen Armen, liebe Theodore, die ganze Welt vergaß, um nur in Dir und für Dich zu leben. Nichts fehlt mir hier, als — Du weißt ja was mir fehlt? Aber bald bin ich wieder in München und in Deinen Armen, liebe, gute, theure Theodore! dann werd' ich mich, in jedem müßigen Augenblicke, bey Dir schadlos halten, für die, mir so langscheinende Trennung. Meine Mutter grüßt Dich mit innigster Mutter-Liebe, und meine Agnes mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Auch Schwager Marschland will Beßtens empfohlen seyn. Alle schmachten nach Deiner persönlichen Bekanntschaft. Marschland ist ein junger, schöner, blühender Mann, verständig und entschlossen, der meiner Mutter in der trüben Lage, nach dem Tode ihres Vaters, kindliche Dienste geleistet hat. — Noch diesen Abend wird er meiner guten Schwester angetraut; weil ich gern Augenzeuge ihrer Verbindung seyn möchte. Wegen der Trauer soll Alles ohne Geräusch

gehen. Ueber die Güter-Angelegenheiten haben wir uns mit wenig Worten vereinigt, und ich weiß, liebe Theodore, daß Du es billigen wirst, wenn ich Dir sage, daß ich für jetzt keinen Antheil an dem Guts-Ertrage verlangt und nur die Bedingung gemacht habe, daß mein Schwager allein den Bewitthum für meine Mutter zahlen soll. Seine Dankbarkeit und sein Versprechen, an meiner Statt für Traubenheim zu sorgen, ist mir Entschädigung genug für den kleinen Verlust. Nur Haupt-Angelegenheiten werd' ich mir künftig nach München berichten lassen. In der Nähe sieht man besser, als aus der Ferne. — Nach Traubenheim bin ich noch nicht gekommen, und werde auch nicht eher dahin gehen, als am 15ten dieses Monats, auf welchen die Huldigung, wie Du schon weißt, anberaumt ist.

Schwager Marschland kommt eben auf mein Zimmer; Alles will mit mir plaudern, und kein Mensch bedenkt, daß ich mit meiner Theodore kosen muß. Ich stehle wohl doch noch etliche Augenblicke, diesen Brief noch heute zu schließen, und morgen in aller Frühe auf die Post zu liefern.

Nachts 10 Uhr.

Die Brautleute haben sich ins Bett geschlichen: die Pfarrer von hier und von Traubenheim, zwey Brüder, und die Vögte von beyden Dörfern waren die einzigen Zeugen bey der Trauung. Ich dachte dabey nur an Dich, liebe Theodore, und an das Glück, das auch mir nun blüht, an der Hand eines häuslichen, frommen und klugen Weibes glücklich zu werden. Aber noch ganz entkräftet von der Reise und

vom vielen Wachen — (die vorige Nacht hab' ich keine drey Stunden geschlafen) — bin ich nicht im Stande, länger die Feuer zu halten. Schlaf süß, liebe Braut, und sage mit der nächsten Post viel Erfreuliches,

Deinem

treuen Burkhard.

---

(Zweyter Brief.)

Langenhausen, vom 16. May 1753.

## Liebe Theodore.

Den ersten Morgen nach der Traubenheimer Huldigungs-Feyer muß ich anwenden, um Dir, Allerliebste, die Geschichte des Tages zu erzählen. Gestern, Morgens sieben Uhr, fuhren wir von Langenhausen ab. Mein Schwager, meine Schwester, ihr Amtmann, Namens Rollinger, und seine Gattinn, eine Vogts-Tochter aus Traubenheim, saßen in dem einen, und meine Mutter, der Pfarrer von Langenhausen, seine Frau und ich, im dem andern Wagen. Zehn junge Bursche aus Traubenheim hielten vor Langenhausen mit stattlich bebänderten Pferden und eilten uns voran. Die Sonne, die eben anfing über den starken Morgen-Nebel zu triumphiren, schien in ihrer schönsten Pracht, und spiegelte sich in Millionen Thau-Tropfen des schönen Wiesenthals. Ein ganzes Heer neugieriger Menschen von Langenhausen lief vor und hinter uns her. Die einen sangen, die andern pfiffen ein Stückgen auf dem Blatte, und noch andre schäkerten unter sich. Unter diesen fröhlichen Menschen

stimmte sich mein Herz zur innigsten Freude, und fast fing ich an, meinen Marschland zu beneiden, der, vom Stadt-Getümmel entfernt, immer unter diesen natürlichen Menschen-Kindern leben kann. Wir waren noch einige hundert Schritte vom Dorfe, als die Traubenheimer schon ihre Glocken zogen und aus den Böllern feuerten, die sie von Langenhausen dazu geborgt hatten, wo das soldatische Spielwerk unter meinem sel. Großvater gewaltig Mode war. Am Eingange des Dorfes war eine Pforte von etlichen, mit Bändern und Frühlings-Blumen behängten Mayen errichtet. Unter diesen stand das Dorfs-Gericht. Schulz Bernhard Rüdiger brachte uns im Namen Aller den Willkomm. Schauer und Freude des Wiedersehens fuhren mir zugleich durch das Herz, als er mir mit altdeutscher Traulichkeit die Hand in die Kutsche bot; denn Du mußt wissen, liebste Thodore, daß er der nämliche Bernhard ist, der vor achtzehn Jahren die Jammer-Nacht im Thüringer Walde mit uns überstanden, und meinem seligen Vater den letzten Liebesdienst erwiesen hat. Die Thränen liefen mir bey seinem Anblick' über die Wangen, so neu wurde mir der schreckliche Auftritt; zugleich aber wurde mir's so heimisch, daß ich nicht weiß, ob meine Thränen mehr Freude des Wiedersehens, oder der traurigen Rück-Erinnerung waren. Mein Schwager fuhr indeß voran, und hielt mitten im Dorfe stille, bis ich ihm nachkam. Rasch sollt' es nun wieder vorwärts; aber der Wagen war indeß in den zähen Morast der Fuhrstraße so fest eingewurzelt, daß der Kutscher aus Leibeskraft auf die

Pferde hauen mußte, um nicht einer Winde zu bedürfen. — In aller Welt! rief ich voll Unwillen, was habt ihr für Wege mitten im Dorfe? — Euer Hochadelig Gnaden, rief Einer der Bauern, Veit Jauhagel (der Rarität willen mußt du doch seinen Namen wissen) wir haben schon mehr als 100 Fuhren Kies und Steine daher gefahren; aber das Wasser macht immer den Kies zur Suppe; dann liegen die Steine, mit Respect zu sagen, wie Klöse darinn. — Warum laßt ihr aber die Straße nicht lieber pflastern? fragte ich. Du mein Gott! versetzte Veit, wer gäb' uns Geld dazu? — Sage doch lieber: wer gäb' uns Eintracht und guten Willen dazu? fiel ihm Schulz Bernhard in die Rede. Nur daran, nicht an Geld, und nicht an guten Mahnungen hat es bisher gefehlt. Wie oft hat unser Herr Amtsvogt den Leuten schon vorgestellt, daß der Weg immer ärger werden müsse, wenn sie nur Koth auf Koth hinauf führten und Steine dazwischen würfen: aber sie hatten keine Ohren, und der selige Herr Obrist sagte: laßt sie im Drecke patschen, wenn sie die Froschgasse nicht austrocknen wollen! — Dem Uebel wird abzuhelfen seyn! gab ich zur Antwort und verbarg meinen Unwillen, weil ich dem fröhlichen Dorfe die Lust des Tages nicht verderben mochte. — Wir kamen zum Schlosse. Der Pfarrer, der Vogt und der Schullehrer, bewillkommten uns vor dem eisernen Gitter-Thore, und der ganze Hof wimmelte von Menschen. Vor der Thüre standen wieder Mayen und Musicanten darum her. Beym Aussteigen übergab mir ein weißgeputzter,

mit Bändern gezierter Knabe, das beyliegende Glückwünschungs-Schreiben *), indem er noch eine auswendig gelernte Bewillkommung mit vielem Anstande machte. Den Glückwunsch hat der Knabe selbst aufgesetzt und geschrieben. Du kannst Dir daraus, liebe Theodore, einen vortheilhaften Begriff von der Traubenheimer Dorfschule machen. Ein mit Kränzchen geschmücktes und gleichfalls weißgekleidetes Mädchen übergab mir in einem Körbchen, das einer der Schulknaben geflochten hat, sechs Paar baumwollene Strümpfe, als ein Meisterstück aus der Arbeits-Schule, die ich Dir schon mündlich beschrieben habe. Daß man sich aber auch in Traubenheim auf Artigkeit und kleine Scherze versteht, siehst Du, liebste Theodore, aus der gestrickten Beylage; denn Du mußt wissen, daß drey Paar Frauenzimmer-Strümpfe dabey waren, die ich Dir hiermit übersende. Große Lust hätt' ich, auch das nette Körbchen, worinn sie lagen, beyzufügen, wenn es nicht einer beleidigenden Neckerey gliche. Bloß bey den Strümpfen soll es also bleiben, welche hier zu Lande ein gewöhnliches Liebhaber-Geschenk sind. — Trage sie unsern Orts-Kindern zu Ehren und erfreue sie damit, wie ich die ganze Gemeine erfreuet habe, indem ich ein Paar von den erhaltenen Strümpfen noch vor der Huldigung anzog und in ihnen bey der Feyerlichkeit erschien.

Die Huldigung selbst ging wie gewöhnlich von Statten. Vogt Ehrlich hielt eine kleine Rede ans Volk, die mich besonders durch Erwähnung der schönsten Züge aus dem Leben meines seligen Vaters

*) Welches hier weggelassen ist.

tief gerührt und ernstlich gemahnt hat, ihm ähnlich zu werden. Nach der Huldigung kam auch mich der Kitzel an, ein Probestück von Redekunst abzulegen. Du weißt, daß mich ein Soldat und ein Pfarrer zugleich erzogen und in die Wette geschult haben, und mußt Dich also nicht wundern, wenn meine Anrede ein wenig zwitterhaft ausgefallen ist. Sie klang ungefähr so:

„Ich kann den Ort, an welchem ich Euern Handschlag empfangen habe, nicht verlassen, ihr lieben Traubenheimer, ohne Euch herzlich zu danken für die ländlichen Freuden, die Ihr mir und meinen Angehörigen heute bereitet habt. Von Euern Vorgesetzten habt Ihr das stattlichste Zeugniß, und ich hoffe, daß Ihr Euch künftig des Lobes immer würdiger machen werdet, so wie Ihr von mir überzeugt seyn dürft, daß ich keinen edleren Stolz kenne, als den: in die Fußtapfen meines mir so früh und ach! so schrecklich entrißnen Vaters zu treten, dem Ihr während der Rede Eures würdigen Herrn Amtsvogts, noch so heiße Thränen der Liebe nachgeweint habt. Ein Blick auf ihn und auf meine beiden ehrwürdigen Großväter, von welchen der letztverstorbene mein und Euer zweyter Vater geworden ist, wird mich jedes Mal begeistern, meinen Namen, wo möglich, Euch eben so lieb und unvergeßlich zu machen, als Euch die Namen Gustav, Heinrich und Julius sind. Für jetzt ruft mich zwar meine Bestimmung nach München zurück; mein edler Schwager, Herr von Märschland auf Langenhausen, wird indeß in gewöhnlichen Vorfällen meine Stelle vertreten, und in außergewöhnlichen mit

Bericht erstatten lassen. Ich empfehle Euch hiermit Gehorsam gegen ihn und den würdigen Herrn Amts-Vogt. Beyde werden als treue Vormünder für Euch sorgen. Beyde besitzen schon Euer Zutrauen und Eure Liebe. Ich lasse Euch also in guten Händen zurück.— Eins aber, woran ich heute zufälliger Weise erinnert worden bin, wünschte ich selbst noch in Ordnung zu bringen. Es ist Jammer-Schade, daß so wackere, fleißige Leute sich noch nicht vereinigen könnten, die morastige Straße, die mein Großvater mit Recht nur die Froschgasse hieß, auszubessern. Eure Gesundheit muß durch die faulen Dünste nothwendig leiden; Fremde, die durchreisen, halten Euch für lüderlich und schelten über Euch, wenn sie den schlimmen Weg passiren; indeß ruinirt Ihr an Geschirr und Vieh und Kleidern mehr als Ihr hineinstecken müßtet, wenn Ihr die Straße gehörig pflastern ließet. Dem Herrn Amtsvogt hab' ich daher aufgetragen, Euch 100 fl. rhein. aus der Amts-Casse dazu zu steuern, und dafür zu sorgen, daß die Viehfrohn auch auf das Meyerey-Geschirr gehörig ausgeschlagen und das Werk zum Andenken an den heutigen feyerlichen Tag sogleich angefangen wird. Aus Eurer Willigkeit werd' ich erkennen, ob Ihr mich lieb habt!"

Vivat der gnädige Herr! rief Bernhard aus, und Alle stimmten mit ein. Darauf dankte er im Namen der Gemeine für das Geschenk, und gab mir, nebst denen, die zunächst standen, die Hand darauf, daß mein Vorschlag pünctlich befolgt werden solle.

Ueber Tische waren wir selb sechszehn; nämlich alle meine Begleiter, die ich oben genannt habe, und

außer diesen noch Vogt Ehrlich und seine Frau; Pfarrer Helfrich von Traubenheim; (der jüngere Bruder des Langenhäuser Pfarrers) Schullehrer Richard; Schulz Bernhard und drey vom Dorfs-Gerichte. Wir tranken Alle zusammen laute Gesundheiten und ließen uns den Wein aus einer alten Kanne schenken, mit der mein sel. Großvater, vor 60 Jahren, von der Gemeine war bewillkommt worden*). Vor Vergnügen blieben wir bis spät in die Nacht. Im Wirthshause ließ ich freye Musik für die Jugend geben und in jedes Haus, wie gewöhnlich, einen kleinen Willkomm von Brod und Wein vertheilen; den Kindern aber, die mich beschenkt hatten, ein kleines Fest in der Arbeits-Schule bereiten.

Und nun gute Nacht, liebste Theodore! Der Brief ist ohnedieß zur Ungebühr lang; aber wer könnte sich auch mit Dir satt schwatzen? Nächstens mehr — und bald, bald ein gesundes und erfreuliches Wiedersehn!

Burkhard.

*) Siehe das 1. Kapitel.

# Drey und funfzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Briefe. — Burkhards Vermählung und endliche Vater-Freude.

---

## (Dritter Brief.)

Langenhausen, vom 1. Jun. 1753.

Deine Antwort auf meinen ersten Brief *) liebe, gute Theodore, muß einem zweyten Briefe von mir auf dem Wege begegnet seyn. Hoffentlich ist dieser, nebst dem Ehren-Geschenke, das ich Dir gemacht habe, längst schon in Deiner Hand. Hoffentlich auch schon wieder eine Antwort auf der Reise. Was Deine liebevollen Briefe für mich sind, kann ich Dir nicht sagen; aber geküßt hab' ich sie, habe mich ganz zurückgeträumt in Deine Arme, und die Worte mehr aus Deinem Munde gehört, als vom Papiere gelesen, habe den Brief, der viel zu früh zu Ende ging, so lange wiederholt, bis ich endlich aus den süßen Träumen von meinem Schwager, der mich zum Abend-Tische rief, erweckt wurde.

Zu Traubenheim war ich indeß fünf oder sechs Mal: Ein Mal beym Pfarrer, und zwey Mal beym Amtsvogte. Ich muß Dir doch eine kleine Schilderung von den Leuten machen, die Du hier antreffen wirst. Pfarrer Helfrich, ein Mann von beyläufig dreyßig Jahren, ist ein Thüringer von Geburt, den sein Bruder zu Langenhausen meinem Großvater empfohlen hat. Die Gemeine war anfangs nicht zufrieden mit ihm,

*) Ist hier nicht eingerückt.

Tochter aus Dresden. Als Mädchen hatte sie, wie mir ihr Schwager in Langenhausen erzählte, große Dinge im Kopfe. Ihr kleinster Wunsch war ein Regierungs=Rath. Ein Plänchen ging ihr indeß um das andre zu Schanden, und endlich war sie herablassend genug, ihre Hand einen armen Hofmeister (dem jetzigen Pfarrer Helfrich) zu überlassen. Kaum war sie in Traubenheim aufgezogen, als schon ihre Liebe zu dem städtischen Bettel=Glanze wieder erwachte. Den Ortsleuten begegnete sie vornehmherablassend, und klagte dem Himmel ihre Noth, wenn sie mit einer Leiche gehn oder eine Kindschenke besuchen sollte. Zum Glücke starb bald darauf ihr Vater und hinterließ einen Rest in einer herrschaftlichen Casse, zu dessen Tilgung kaum sein Vermögen hinreichte.

Helfrich kam dadurch zwar um den größten Theil der versprochenen Aussteuer; aber er erhielt dafür Etwas, das mehr werth ist als Geld und Gut. Seine Frau wurde von dem Augenblicke an zufrieden mit ihrem Zustande, gefällig gegen ihren Mann, demüthig gegen die Ortsnachbarn, und von allen Menschen geliebt. So ist selten ein Unglück so groß, das nicht ein Glück nach sich zöge! Das Angenehmere nimmt uns der Himmel, und gibt uns das Beßre dafür.

Vogt Ehrlich ist ein Mann von etwa funfzig Jahren. Er und sein Weib sind Muster einer friedlichen Ehe, und leben noch heute so zärtlich für einander, wie ein Brautpaar, oder — wie wir in unserm funfzigsten Jahre leben werden. Er hat

eine einzige Tochter, die schon seit fünf Jahren an den neuen Amtmann Rollinger in Langenhausen verheyrathet ist. Unumschränkter kann nicht leicht ein Beamter über die Gemüther seiner Amts-Unterthanen herrschen. Das Mißtrauen, mit welchem gewöhnlich das Volk gegen seine Richter erfüllt ist, kennt man hier kaum: aber auch ihm hat ein Mann vorgearbeitet, der seines Gleichen Wenige hat; nämlich der alte Vogt Wulfing, dessen Schicksal ich Dir erzählt habe. Von Klaghändeln hört man wenig. Unordnungen wird durch strenge Policey vorgebaut; die hebräischen Blutsauger haben wenig Gewerbe im Dorfe, weil eine vortreffliche Einrichtung in Ansehung des Schulden-Wesens gemacht ist; und die Gemein-Casse hat Ehrlich schon vor mehrern Jahren in eine Leihbank umgeschaffen, aus welcher arme Leute, wenn sie einiger Gulden bedürfen, das Geld um billige Zinsen bekommen, aber wieder zur gesetzten Zeit zurückzahlen müssen. Er ist ungemein aufgeweckt und munter, auch in Gesellschaft seiner Bauern; aber immer so, daß er ihnen nur ein Beyspiel gibt, wie man es mit gutem Anstande seyn kann. Sein Aeußeres nimmt schon für ihn ein. Wohlgewachsen, von freundlicher Gesichts-Bildung, und von männlicher Würde. — Fast wirst Du glauben, liebe Theodore, daß ich Dir eine goldne Fabelwelt schildre, oder daß mich die Vater-Liebe gegen die Fehler meiner Kinder verblende; gewiß aber wirst Du mit mir einstimmen, wenn ich Dich Einmal in Traubenheim einführe und mit dem Dorfe bekannt mache, das in Dir eine Mutter finden soll.

Dieß ist wahrscheinlich der letzte Brief von hier. Kommt kein ganz besonderes Hinderniß dazwischen: so reise ich am 14ten dieses Monats wieder ab, um Dir in die Arme zu eilen und Dich ganz zu der Meinigen zu machen.

---

Burkhard reiste zur bestimmten Zeit, in Gesellschaft seiner Mutter, nach München, und wurde bald nach seiner Ankunft dem Fräulein von Windseck angetraut. Ulrich Wenner, ein Sohn des Franz und Enkel des Niklas, begleitete den gnädigen Herrn; denn die Sitte, jedes Mal einen Bauers-Sohn auf Reisen mitzunehmen, scheint in der Traubenheimer Familie erblich zu seyn. Ulrich blieb bis zur Rückreise der alten gnädigen Frau in München, streifte die ganze Gegend durch, erkundigte sich nach Allem, was ihm merkwürdig schien, und kam erst in der Mitte des Septembers mit der gnädigen Frau wieder zurück.

Burkhard und Theodore waren indeß ein glückliches Paar, und Marianne von Traubenheim eine der glücklichsten Mütter, geliebt und verehrt von ihren Kindern.

Nichts blieb ihr zu wünschen übrig, als die Freude, bald einen Enkel zu küssen; aber diese Freude wurde ihr spät zu Theil. Burkhards Gemahlinn befand sich zwar schon guter Hoffnung, als sie das erste Mal zum Besuche nach Langenhausen kam; ihre Niederkunft in München war aber so unglücklich, daß Theodore kaum mit dem Leben davon kam, und das Kind unter den Händen des Geburts-Helfers starb. Noch

fünf unglückliche, theils zu frühe Niederkunften, folgten nach, und die Aerzte verzweifelten, ob Theodore jemals eine glückliche Kinder-Mutter werden könne; denn, ihrer Aussage nach, war sie durch allzu gepreßtes Schnüren verdorben, und daher bey etlichen Niederkunften in augenscheinlicher Todes-Gefahr.

Agnes von Marschland hatte während deß Rahels Schicksal — und Mariane fing an, allmälig auf Großmutter-Freuden Verzicht zu thun.

Traubenheim und Langenhausen schienen also nach kurzer Zeit in fremde Hände zu fallen. Theodore von Traubenheim war darüber, wegen ihres Gemahls, in zärtlichen Sorgen. Sah er nur eine Viertel-Stunde trüb vor sich nieder: so hielt sie es für eine Folge ihrer kinderlosen Verbindung. Oft weinte sie im Stillen und hielt alle Tröstungen und Versicherungen ihres Burkhards für Verstellung.

Ach Burkhard! sagte sie einst, du härmst dich mehr als ich; aber du verbirgst mir deinen Gram. Dein Name war schon einmal unter deinem Großvater halb erloschen, und nun wird er doch wohl mit Dir zu Grabe gehen. Mir ist der Gedanke mehr als unerträglich; aber der Entschluß ist gefaßt! — Burkhard, wir trennen uns!

Da schloß Burkhard seine Gemahlinn in den Arm und weinte mit ihr. Großmüthiges Weib! riefer aus, willst du mich tödten durch Großmuth? oder liebst Du mich nicht mehr? — Nicht tödten will ich dich! erwiederte Theodore. Ich liebe dich mehr, als mein eigenes Leben, liebster Burkhard; aber eben deßwillen, weil mir deine Ruhe lieber ist, als die meinige; weil

ich nicht sehen kann, daß dein Stamm, durch meine Schuld, erlösche, ist der Entschluß gefaßt. . . . Burkhard! wir trennen uns in Freundschaft und Liebe! . . . . In den Armen einer glücklichern Gebährerinn wirst du Vater werden.

Nein! Nein! Alles fordre von mir, Weib meines Herzens! erwiederte Burkhard, und drückte seine zitternde Gemahlinn an seine Brust! Alles fordre von mir; nur keine Scheidung von Dir und aus Deiner Umarmung! Ohne Kinder werd' ich glücklich seyn an Deiner Hand; aber ohne Deine Hand — was wären mir Kinder einer andern Liebe? —

So gelang es ihm endlich durch tausend Liebkosungen, seine Gemahlinn von einem Entschlusse zurück zu bringen, der ihr so manchen Seelenkampf gekostet hatte.

Gegen das Jahr 1762 fühlte sich Theodore zum siebenten Mal in gesegneten Umständen. Diese Entdeckung setzte die ganze Familie in Besorgniß für ihr Leben. Theodore allein war voll Hoffnung und froher Aussicht. Sie hoffte wenigstens zu sterben. Burkhard überredete sie, mit ihm nach Traubenheim zu reisen, ihre Niederkunft dort zu erwarten, und sich der Geburts-Hülfe des geschickten Lieberichs zu bedienen. Theodore lebte bey diesem Vorschlage neu auf, und traf im März 1762 mit ihrem Gemahl in Traubenheim ein. Nach wenigen Wochen nahte sich die Stunde ihrer Niederkunft, und Ferdinand Lieberich genoß der unaussprechlichen Freude, sie von einem lebenden und gesunden Knaben glücklich zu entbinden. Die Thränen der Angst lösten sich nun auf einmal in

Freuden-Thränen auf; aber wer könnte das Entzücken und das fröhliche Getümmel beschreiben, das von dem Augenblick' an in Langenhausen und Traubenheim herrschte!

Glücksgüter sind immer um so viel erfreulicher, je länger man sie gewünscht und je weniger man sie gehofft hat. Aber selbst Theodorens Mutter-Freude glich dem Entzücken der Großmutter nicht, mit dem sie ihren ersten und einzigen Enkel ans Herz drückte. Gottlob! rief sie aus, Gustav und Heinrich sollen nicht absterben! — Burkhard überraschte sie daher höchst angenehm, als er ihrem Enkel, zum Andenken an dessen Groß- und Urgroß-Vater, die Namen Gustav Heinrich ertheilen ließ. O Knabe, rief sie aus, (indem sie den kleinen Gustav Heinrich in die Arme schloß) wenn Du Deinen Namen einst Ehre machst, und ein Gustav und Heinrich wirst! — Aber Thränen sanken ihr bey dem Namen Heinrich auf den lächelnden Enkel.

# Vier und funfzigstes Kapitel.

Vogt Ehrlich stirbt. Jacob Heilmann wird sein Amts-Nachfolger. Dessen Bemühungen fürs gemeine Beste. Huth-Ordnung; Bienen-Anstalt u. s. w.

---

Nicht lange nach der Niederkunft reis'te Burkhard nach München zurück. Seine Theodore ließ er in Traubenheim unter dem Beyrath seiner Mutter; kam zwey Mal von Bayern aus, sie und ihren Säugling zu besuchen; aber erst im Sommer des folgenden Jahres nahm er sie wieder mit sich nach München.

Einen für Traubenheim erheblichen Vorfall erzählte sie ihm indeß in folgendem Briefe, vom 1. Jan. 1763:

„Daß ich Dir immer Liebes und Gutes wünsche, trauter Burkhard, hast Du wohl nie bezweifelt. — Ich kann also den Wunsch zum neuen Jahre weglassen. Gott hat uns bisher nicht nur das Bessere fürs Angenehmere gegeben, sondern auch im vorigen Jahre unsern liebsten Wunsch erhört. O der Knabe macht mich unaussprechlich glücklich! Sein Lächeln, sein Streicheln und Lallen, und selbst sein unbändiger Muthwille, haben so viel Süßes für mich, daß ich mich oft fragen muß: was würde aus dir werden, Theodore, wenn Gott deinen Gustav Heinrich zurücknähme? — und doch knüpft sich mein Herz immer fester an ihn! Nur von unsrer lieben Mutter, welche ganz allein für das Kind zu leben scheint, werd' ich an Liebe zu dem Liebling' übertroffen.

Schwager Marschland und Agnes besuchen mich fleißig; aber ich war nur ein einziges Mal bei ihnen,

weil ich den unbändigen Kleinen, der immer nach der Mutterbrust dürstet, nicht gern verlassen mag.

Und nun eine Nachricht, die Deinem Herzen nahe gehn wird, lieber Burkhard!

Unser braver Amtsvogt Ehrlich ist nicht mehr! Am ersten Christtage Morgens war er noch in der Kirche; nach Tische überfiel ihn plötzlich eine noch nie so gefühlte Engbrüstigkeit; Lieberich öffnete ihm eine Ader; er erholte sich wieder ein wenig; Deine Mutter und ich besuchten ihn gleich; aber er sprach nur wenig, und drückte uns beyden die Hand, um damit zu verstehen zu geben, daß ihm das Sprechen zu beschwerlich werde. Marschland kam noch am Abende des nämlichen Tages, in Gesellschaft des Amtmann Rollingers und seiner Frau, ihn zu besuchen. Ehrlich hatte sich indeß wieder ein wenig gesammelt, sprach noch mit unserm Marschland über Amts-Angelegenheiten, und tröstete seine weinende Familie. In der Nacht vom 25. auf den 26. Dec. kam aber der Stickfluß wieder, und riß unerwartet schnell den weisen und guten Mann aus unsrer Mitte. Wir waren alle fast untröstlich, und jetzt noch fallen mir Thränen auf's Bett. Schwager Marschland hat Dir wahrscheinlich schon Bericht erstattet. Ehevorgestern war der Begräbniß-Tag des guten Vogts. Der Auflauf aus der Nachbarschaft war so groß, daß mehr als hundert Menschen außerhalb der Kirche bleiben mußten. Den Kummer und das Wehklagen der Gemeine kann ich Dir nicht beschreiben. Deine Mutter und ich haben die Witrwe geführt. Deine Schwester ging mit seiner Tochter,

der Amtmänninn von Langenhausen, und Schwager Marschland begleitete ihren Mann in der Trauer. Man redet in der Nachbarschaft davon wie von einer Seltenheit. — Wie wenig Achtung und Dankbarkeit gegen treue Diener muß unter Herrschaften seyn, wenn man so Etwas noch merkwürdig findet! Sein Begräbniß haben wir ihm neben seinem Vater und dem Vogte Wulfing angewiesen, und Du, lieber Burkhard, setzest ihm doch ein kleines Grabmal? Nicht wahr? *)

Der alte Pfarrer Heilmann von Bergfelden, der auch auf der Leiche war, hat Deine liebe Mutter und mich gebeten, für seinen Sohn Jacob, (der mehrere Jahre bey dem verstorbenen Amtsvogt in der Schreib-Stube gewesen ist, und nachher auf dessen Kosten in Altdorf studirt hat,) ein Fürwort bey Dir einzulegen.

*) Dieß geschah auch. Der Stein stehet neben dem, welchen der Verstorbene seinem Vater und seinem Taufpathen gemeinschaftlich setzen ließ, und hat die ganz einfache Aufschrift:

Seinem
treuen Diener und Freunde
Conrad August Ehrlich
Amtsvogt in Traubenheim
(geboren daselbst 1701 und gestorben 1763)
setzt
dieses Denkmal der Dankbarkeit
der Gutsherr
Burkh. Jul. v. Traubenheim.

Ehrlich hat ihn oft gelobt; auch bey der Gemeine ist er noch in so freundschaftlichem Andenken, daß Du wohl das Amt nicht besser wieder besetzen kannst als mit ihm. Doch, das steht einzig und allein in Deinen Willen, lieber, guter Burkhard! Der alte Heilmann hat mir indeß das beyliegende Bittschreiben zur Beystellung übergeben, und seinem Willen, ein Wörtchen für seinen Sohn zu reden, konnte ich doch nicht ganz widerstehn. Seit drey Jahren ist der junge Mann Blaubergischer Verwalter in Orrbach, und sehnt sich nach einem bessern Stückchen Brod, dessen er auch werth seyn soll. Vielleicht kennst Du ihn von Person.

Lebe wohl, lebe lange, lebe für mich und unsern Kleinen! — Grüße und Küsse von Mutter, Schwager und Schwester, besonders von

Deiner

ewig treuen

Theodore.

---

Jacob Heilmann erhielt gleich darauf ohne Schwierigkeit den Dienst. Ehrlichs zurückgelassene Wittwe zog zu ihrem Schwieger-Sohne Rollinger nach Langenhausen und beschloß bey ihm ihr Leben in Ruhe. Im Sommer 1763 wurde Heilmann vom gnädigen Herrn, der eben seine Gemahlinn abholte, der Traubenheimer Gemeine unter dem Titel eines Amtmanns vorgestellt. Schon während des Aufenthalts bey seinem Amts-Vorfahr Ehrlich hatte er sich in der herrschaftlichen Meyerey schöne landwirthschaftliche Kenntnisse gesammelt; noch mehr aber während seines Verwalter-Amtes in Orrbach.

2) Daß der erst mit der Sommer-Frucht angesäete Klee auch im Herbste; das übrige Kleeland aber, wie die Wiesen, im Frühjahre wenigstens geschont werden mußte.

3) Damit es bey dieser Einrichtung nicht an Trift mangelte, wurde die zu starke Schafheerde bis auf die Hälfte verringert und jedem Ortsnachbar, nach Verhältniß seiner Güter, genau vorgeschrieben, wie viel Schafe er halten durfte. Zugleich wurde bestimmt, wie viel Ackerland jeder Güter-Besitzer unbestellt lassen mußte, und welche zusammenhängende Strecken der Sommerflur angesät und angepflanzt werden durften, weil es außerdem den Hirten unmöglich gewesen wäre, der zerstreuten Aecker und Beete beym Weidgange gehörig zu schonen: daher auch wirklich seit Aufhebung des Brachzwanges, der Klagen über Beschädigung kein Ende gewesen war.

4) Bey nasser Witterung durfte kein Vieh, wie es auch heißen mochte, auf Wiesen und Kleefelder getrieben werden.

5) Keine Heerde durfte früher auf die Weide, als bis der Morgenthau abgetrocknet war; so wie auch wieder eingetrieben werden mußte, ehe der Abendthau fiel.

6) Der Hirte mußte, bey Strafe, vor dem Austreiben sein Vieh zur Tränke bringen, damit es nicht vor Durst aus jeder Pfütze den Durst stillte und davon Krankheiten bekam.

7) Allenthalben hatte das Hornvieh den Vorrang vor den Schafen, weil letztere das kurze Gras leichter abnagen können, als das Hornvieh, welches überdieß nur mit Widerwillen das Gras abweidet, auf welches schon Dung und Urin der Schafe gefallen ist.

8) Schweine und Gänse durften gar nicht auf Wiesen.

9) Kein Vieh durfte mehr in den Wald; auch die Schweine nicht. Die Eicheln mußten zusammengelesen, unter die Gemeine vertheilt und im Stalle verfüttert werden.

---

Diese Huth-Policey verursachte, wie sich voraussehen ließ, unter dummen Leuten viel Murrens; aber der alte Herr Obrist hatte sie schon gewöhnt, mit ihren Widersprüchen nicht allzulaut zu werden, und der junge Herr von Marschland unterstützte die Vorschläge Heilmanns so nachdrücklich, daß die verbesserte Huth-Verfassung ohne Widerstand durchging. Veit Janhagel allein wollte Gewalt gegen Gewalt setzen, und trieb seine Kühe mit hocheigener Hand im Frühlinge auf die Wiesen. Heilmann aber steckte ihn drey Tage lang in die Wasser-Schenke, mit der ernstlichen Drohung, daß sein Vieh der Gemein-Casse verfallen seyn solle, so bald er noch einmal über dem Hirten-Amte betroffen würde; darüber verloren die Mißvergnügten sammt und sonders die Lust, seinem Beyspiele zu folgen, und die gute Sache hatte gewonnen.

Die Geschichte des Dorfes und seiner merkwürdigsten Bewohner würde indeß ein Lehrbuch der

miteinander theilte. — Vom gewonnenen Honig würde soviel verkauft, als die Kosten betrügen, das Uebrige aber, nach Maßgabe des Einsatzes, unter die Mithaber vertheilt.

Der Vorschlag leuchtete den Leuten so ziemlich ein; aber doch meynten sie, daß man es zuerst ganz im Kleinen versuchen wolle. Ihrer zwanzig, unter welchen auch der Amtmann war, gaben jeder zwey Stöcke von gleicher Güte her und ließen ein Paar verschließige Stände bauen. Ein der Bienenzucht kundiger Schuhmacher, dessen Hausgarten für Bienen-Wirthschaft bequem lag, übernahm die Aufsicht, und gleich im ersten Jahre schlug es so gut ein, daß nach und nach immer mehrere beytraten und die eigenen Bienen ganz abgehen ließen. Der Haus-Besitzer verpachtete in der Folge seinen ganzen Garten an die Bienen-Gesellschaft, und seit der Zeit wird die Bienenzucht so stark in Traubenheim getrieben, daß die Gesellschaft alle Jahre einen beträchtlichen Gewinn zieht. — So viel vermögen Menschen, wenn sie, ohne Neid und Mißtrauen, treu und ehrlich zusammenhalten; aber noch ist, meines Wissens, Traubenheim das einzige Dorf in Franken, wo eine solche Anstalt zu finden ist.

# Fünf und funfzigstes Kapitel.

## Eine Hand voll Erde auf Gottfrieds und Riekens Grab. Anstalten des Gutsherrn in der großen Theurung zu Anfang der siebenziger Jahre.

Gottfried und Rieke sind wohl von den Lesern dieses Buches nicht so vergessen, daß ich, bey Wiedererwähnung ihrer Namen, noch einmal sagen müßte, wer sie waren und wie verdient sie sich um Traubenheim gemacht haben. Aber ihre Gräber kann ich nicht vorbeygehn, ohne darauf eine dankbare Hand voll Erde zu streuen.

Rieke starb schon im Herbste 1758 an der Auszehrung. Sie war das Opfer einer Unvorsichtigkeit, welche, als warnendes Beyspiel, angeführt zu werden verdient. Ein sogenannter Fleck-Jude brachte einmal ein, dem Ansehen nach, noch wenig getragenes Corset in Riekens Haus, versicherte, daß es der frühern Besitzerinn bloß zu eng gewesen sey, schilderte diese als eine sehr reinliche und gesunde Person, und wurde des Handels einig. Wenige Monate hatte Rieke das Corset getragen, als sie einen Ansatz zur Schwindsucht bekam. Alle Mittel dagegen waren vergebens; sie starb in ihrem 59sten Jahre, von ihren Arbeits-Schülerinnen wie eine leibliche Mutter beweint und vom ganzen Dorfe wegen ihrer Verdienste gesegnet. — Ihr Bruder verfiel zuerst auf den wahrscheinlichen Ursprung der Krankheit, und da er weitere Nachfrage hielt, erfuhr er, daß eine benachbarte Beamten-Frau, die an der Schwindsucht gestorben war, das Corset getragen hatte. —

So gefährlich kann oft der Ankauf alter Kleidungs-Stücke werden. Nicht nur Ausschläge, Krebsschäden und dergleichen sind ansteckend, sondern auch namentlich die Schwindsucht. — In den meisten Gegenden von Italien und Portugal müssen die Betten und Kleider der Schwindsüchtigen ohne Nachsicht verbrannt werden, und Aerzte weigern sich sogar, Menschen, welche an dieser Krankheit gestorben sind, zu öffnen, weil sie es ihrer eigenen Gesundheit für nachtheilig halten. — In Deutschland hingegen legt man sich sorglos zu einer schwindsüchtigen Person, trotz der ansteckenden Morgen-Schweiße, in ein Bett, und trägt ihre Kleider ohne Bedenken: desto behutsamer ist man gewöhnlich, Etwas von den eigenen Kleidungs-Stücken einem Verstorbenen in den Sarg zu geben, weil man von sympathetischen Zurück-Wirkungen träumt, und bald nachsterben zu müssen fürchtet. Welche Vorsicht ohne Gefahr — und welche Gefahr ohne Vorsicht! —

Schon während Riekens Krankheit übernahm ihre Söhnerinn Johanna *), die Arbeits-Schule. Die vier eigenen Kinder derselben liefen ihr aus der Hand, und, ohne sie zu verwahrlosen, konnte sie täglich mit ihnen in der Arbeits-Schule seyn. Sie übertraf an Geschicklichkeit ihre Vorfahrinn, und besaß eine ganz eigene Zärtlichkeit in der Unterweisung. Die Freundlichkeit, mit der sie die Kinder zu behandeln wußte, war zugleich Sporn zum Fleiße, und Muster zur Nachahmung.

*) Die Gattinn des Schullehrers Lorenz Richard.

In der ganzen Gegend ist vielleicht kein Dorf, wo man so viel freundliche Gesichter und so einschmeichelnde Stimmen unter Bauers-Leuten antrifft. Ohne Zweifel liegt der erste Grund dieser in Traubenheim herrschenden Leutseligkeit in der liebreichen und traulichen Behandlung, deren sich die dasige Jugend schon seit langen Jahren in der Lehr- und Arbeits-Schule erfreut; denn das freundliche oder unfreundliche Gesicht unsrer Erzieher ist gewöhnlich die Gießform des unsrigen, und ihr leutseliger oder rauher Ton die Stimmpfeife für unser ganzes Sprach-Instrument.

Nach Riekens traurigem Ende nahm Gottfried seine Nichte, die jüngere Tochtee des Wundarztes Lieberich als Haushälterinn zu sich, und starb 1766 in seinem 70sten Jahre, von allen guten Menschen beklagt. Unter ihm kam die Baumzucht in Traubenheim auf's Höchste; die Gemein- und Herrschafts-Waldung ließ er im beßten Zustande zurück; vom Wildschaden wußte der Landmann fast gar Nichts; die Felder der Landleute waren ihm so heilig, daß er, um der Saat zu schonen, Jagden des Morgens oft wieder absagen ließ, wenn in der Nacht Thauwetter eingefallen war.

Nach seinem Tode wurden Burkhard von Traubenheim und Wolfgang von Marschland einig, die Wildfuhr von Traubenheim und Langenhausen Einem Manne zu übertragen. Revier-Jäger Röder von Langenhausen hatte kurz zuvor den Dienst erhalten, und bekam beyde Forsten und Reviere zusammen,

trat ganz in Gottfrieds Fußstapfen, und war in jedem Betrachte würdig, der Nachfolger eines so braven Mannes zu seyn.

---

Ich komme jetzt auf einen Zeitpunct, welcher in der Geschichte Traubenheims vorzüglich merkwürdig ist; ich meyne die Theurung im Anfange der siebenziger Jahre. Die Fürsten hatten den Getreide-Handel gesperrt. Die kleinern Herren machten das Ding im Kleinen nach, und drückten dadurch ihre Bauern um so härter, je weniger Verkehr und Handel in ihren spannenbreiten Ländchen Statt finden konnte: gleichwohl stiegen die Fruchtpreise und die Noth mit jeder Woche, und der Schleich-Handel untergrub zugleich die Ehrlichkeit des Volkes. — Marschland, der gleich anfangs diesen Anstalten nicht hold war, und nur bis auf weitere Vorkehrung die Sperre verhängt hatte, besprach sich daher mit seinen Beamten, Schultheißen und andern verständigen Leuten, über beßre Maßregeln, schrieb nach München an seinen Schwager Burkhard, und machte folgende Anstalt, durch welche die Dörfer, Traubenheim und Langenhausen, wohlfeiles Brod und schweres Geld ohne Schleichhandel erhielten.

Beyde Dorfschaften liegen, wie bekannt, im ergiebigsten Getreid-Lande. Mißjahre, in welchen nicht allerwenigstens so viel wachsen sollte, als zur Erhaltung beyder Orte nöthig ist, sind fast unmöglich, und Wetterschlag macht bekanntlich weder Theurung, noch Hungersnoth. Marschland und Burkhard hielten es daher für Ueberfluß, sich auf sieben ägyptische

Mangel-Jahre mit Getreide zu versehen; aber auf Jahr und Tag mußte doch für die Armen gesorgt werden. Zu dem Ende befahlen sie ihren beyden Amtleuten von Langenhausen und Traubenheim, alle Unterthanen, welche nicht selbst ihr jährliches Brod baueten, vor Amt zu laden, und durch sie gewissenhaft angeben zu lassen, wie viel jeder noch bedürfte.

Da noch niemand die eigentliche Absicht wußte: so fand sich unter denen, die noch zu kaufen mußten, nur selten ein Betrug. Die Bauern aber, die auf den Verkauf liegen hatten und sich vor einem Magazine fürchteten, hörten kaum die Nachricht, als sie schon zum Theil anfingen, einen Theil ihres Getreide-Vorrathes zu verstecken. Die beyden Beamten ließen sich aber auf einen förmlichen Bodensturz gar nicht ein, sondern rechneten nur die benöthigte Frucht-Summe zusammen, schlugen, in Beysein einiger redlichen und gescheiden Männer, aus, wie viel beyläufig jeder Bauersmann zum Verkaufe übrig habe und den wievielsten Theil des Verkäuflichen er, als Beytrag zu dem Bedürfnisse der Einwohner, in billigen Preisen abgeben müsse.

Diesem Ueberschlage zu Folge wurde Jedem, welcher Ueberschuß an Früchten hatte, sein Lieferungs-Quantum genau bestimmt, und ein Tag anberaumt, an welchem der Ortsbedarf auf einem unter Verschluß des Schulzen und zweyer Gerichts-Schöffen stehenden Boden erschüttet werden sollte, wo dann jeder Besteller seinen Antheil, das Malter Korn um zehn, das Malter Weizen um zwölf Gulden, in allmäligen Portionen gegen baare Zahlung, und jeder

Lieferer sein Geld nach drey Viertel-Jahren erhalten könne.

Die Verordnung, in welcher die Herren von Traubenheim und Marschland dieses öffentlich bekannt machten, schloß mit den Worten: „So bald der genannte Vorrath für beyde Ortschaften auf diesem Wege gesichert seyn wird, steht es Jedem frey, seine übrigen entbehrlichen Früchte zu verkaufen an wen und wohin ihm beliebt.

„Sollte jedoch, gegen alles Vermuthen, irgend ein Getreide-Verkäufer sich weigern, dieser väterlich gemeynten Verordnung zu gehorchen, oder um ein Paar Metzen auf und ab Streit anzufangen: so ist sogleich sein ganzer Frucht-Vorrath so lange mit Arrest zu belegen, bis das Weitere gegen ihn verfügt seyn wird."

Das Dorf, welches schon seit der Aernte unter der Sperre geseufzt hatte, war über diese herrschaftliche Verordnung unendlich vergnügt, und jedermann gab seinen Antheil um so viel williger für den gemäßigten Preis, da nicht nur der gnädige Herr sich selbst der Verordnung unterwarf, sondern auch Amtmann, Pfarrer und Schullehrer mit uneigennützigen Beyspielen vorangingen.

# Sechs und funfzigstes Kapitel.

**Welches weitere Nachrichten von der Theurung enthält. Die während der Theurung ausbrechende Seuche schlägt durch zwey Todes-Fälle dem Dorfe schmerzhafte Wunden; veranlaßt aber auch eine nachahmungswürdige Anstalt.**

---

Durch diese Veranstaltung wurde der Theurung und Hungersnoth in Traubenheim und Langenhausen ganz vorgebaut. Die Verkäufer aber gewannen durch die freye Ausfuhr unglaubliche Summen. Sie verschönerten ihre Häuser, verbesserten ihre Felder, und Handwerker und Tagelöhner hatten vollen Verdienst. Diesen noch zu vermehren, ließ der gnädige Herr in den Jahren 1771 u. 1772, durch lauter einheimische Bauleute, ein neues schönes Amthaus erbauen; die bisherige Vogts-Wohnung aber zur Arbeits-Schule einrichten. In eben den Jahren ließ Schulz Bernhard von dem Ertrage der zu Gustavs Zeit angesäeten Waldung, noch eine Gasse des Dorfes pflastern, und auf den Hauptplatze derselben den schönen Pumpbronnen setzen, der von ihm den Namen führt.

In benachbarten Ortschaften hauste indeß die Theurung mit Ungestüm. Mittel-Leute verpfändeten ihre wenigen Aeckerchen fürs tägliche Brod; ärmere verkauften ihre Hütten, wanderten nach Polen, oder irrten voll Hunger und Kummer im Bettel umher. Die reichen Filze zogen die kleinen Acker-Stücke der Armen allmälig an sich und wurden in

eben dem Grade zu begütert, in welchem ihre Tagelöhner und Häcker zu arm wurden. Zu Traubenheim aber kannte man die Hungersnoth nur aus den Klagen der umherziehenden Bettler und aus dem Geschrey, welches auswärtige Brodkäufer vor den beyden Bäcker-Häusern erhoben. Kein Armer oder Mittelmann kam um seine Güter, und die Reichen sammelten sich gleichwohl viel Geld.

Der Kartoffel-Bau, welchen man schon damals in Traubenheim stärker als in der Gegend umher betrieb, verringerte den Aufgang des Getreides und mehrte den Verkauf; niemand aber dachte daran, sich mit ungesunden und kümmerlichen Nahrungs-Mitteln zu behelfen. Das Faulfieber, welches gegen das Ende der Theurung ganz Deutschland ergriff, war daher bey weitem unerheblicher in Traubenheim, als in umliegenden Dörfern; aber den Anfang machte es bey einem Manne, dessen Verlust dem Dorfe sehr empfindlich war.

---

Schulz Bernhard Rüdiger hatte unversehens bey einem Vetter in Purrbach die Seuche aufgelesen; seine Frau, welche das Uebelbefinden ihres Mannes anfangs für unbedeutende Unpäßlichkeit hielt, lag bey ihm, und bekam die nämliche Krankheit. Eine Magd und Eines der Kinder hatten eben das Schicksal. Bernhard starb in völliger Verstandes-Verwirrung dahin, etliche Tage nach ihm auch die Magd, und mit genauer Noth wurden noch Weib und Kinder gerettet. —

Pfarrer Helfrich ergriff die Gelegenheit, das Volk aufmerksam zu machen auf das Elend, das noch aus der Seuche entspringen könnte, wenn sie nicht unverzüglich Gegen-Anstalt machen würden.

Nach einer schon von seinem Vorfahr eingeführten löblichen Gewohnheit hieß er, nach Rüdigers Beerdigungs-Feyer, die ganze Versammlung noch einige Minuten in der Kirche bleiben, um sich mit ihr (wie er auch bey andern wichtigen Veranlassungen zu thun pflegte) über die beßten Maßregeln zu besprechen. Ihm schien dieser Weg zweckmäßiger, als das Einmengen bloß leiblicher Angelegenheiten in den Kanzel-Vortrag, wodurch Heilmann anfangs sich selbst und der guten Sache geschadet hatte.

Das Hauptsächlichste, was Ihr thun könnt, um der Wuth des Faulfiebers Einhalt zu thun, sagte er, besteht darinn, daß ihr

1) alle Kranke von den Gesunden wegbettet, sobald man die erste Spur von der Krankheit bemerkt;
2) niemals zwey Kranke zusammen in Ein Bett legt; wo möglich
3) auch nicht einmal die Kranken zusammen in Eine Stube bringt, sondern im Hause so vertheilt, daß sich die faulen Dünste nicht an Einem Orte zu häufig sammeln;
4) durch allerley Mittel die Luft so rein als möglich zu machen und zu erhalten sucht. Das geschieht z. E., wenn Ihr fleißig Fenster öffnet, doch so, daß die Kranken nicht in die Zugluft kommen; wenn Ihr recht fleißig Essig in einem Gefäße auf dem geheizten Ofen oder über

Kohlen ausdünsten läßt, und durch Einathmung dieses gesunden Dampfes die Krankheit mildert und der Ansteckung steuert;

5) daß Ihr endlich unsern geschickten Dorfs-Arzt gleich im Anfange der Krankheit ruft, und seinen Vorschriften pünctlich nachkommt.

Alles gern! sagte das Volk; aber woher nehmen wir Betten und Stuben für so viele Kranke?

Gescheide Leute müssen sich immer zu rathen wissen! fuhr Pfarrer Helfrich fort. Nehmt große Bett-Tücher, näht sie zusammen, füllt sie mit weichem Heu; oder, noch besser, mit dürrem gereinigten Moose — und Ihr habt Betten, die im Nothfalle eben so gut und fast noch leichter sind, als Eure gewöhnlichen Feder-Betten.

Glaubt ferner nicht, daß die Kranken Alle gerade in der Stube liegen müssen, damit man hübsch einheizen kann. Eben durch das Einheizen macht Ihr oft das Uebel ärger, zumal bey Faulfiebern. Besser, Ihr liegt in der Scheune in gesunder Luft, als in einer Stube voll unreiner Dünste.

Ihr Kranken-Wärterinnen aber, und überhaupt Ihr Gesunden, genießt fleißig Essig-Speisen, spült öfters den Mund mit Essig aus; waschet Euch täglich öfters, und zuweilen am ganzen Leibe; macht Euch täglich Bewegung im Freyen, und seht darauf, daß die verordneten Mittel fleißig und ordentlich gebraucht, und die Kranken im Essen und Trinken pünctlich nach der Vorschrift gehalten werden; dann wird Gott gewiß unsre Vorsicht segnen; die Seuche wird wenig in

unserm Dorfe um sich greifen, und bald wieder nachlassen.

Die Leute folgten diesem weisen Rathe und blieben größtentheils gesund, oder rissen sich doch bald wieder auf; nur Veit Janhagel meynte, das hieße dem lieben Gott in seine Straf-Gerichte greifen. Trotz aller Ermahnungen und Warnungen, legte er sich zu seiner erkrankten Frau. Noch zwey kranke Kinder mußten gleichfalls in der Stube bleiben, wo wacker eingeheizt und zugedeckt wurde. Kein Fenster durfte man öffnen, und aller Qualm blieb beysammen. „Veit, wenn Ihr den entsetzlichen Dampf in Eurer Stube länger zusammenhaltet, und Euch Alle in die einzige Stube legt: so ist das unser letzter Besuch!" sagten einmal der Pfarrer und der Dorfs-Arzt, die eben bey ihm zusammengetroffen hatten. „Je nun!" sprach Veit ganz kaltblütig und völlig im Tone seines dummen Vaters, „so ist eben der HERR mein Arzt! Wenn ich gesund werden soll: so werd' ich's wohl ohne Arzneyen wieder." — Sein Zustand verschlimmerte sich aber von Tage zu Tage, Er starb, und noch drey Leichen wurden bald nach ihm aus seinem Hause getragen.

---

Weit heftiger als in Traubenheim wüthete die Seuche in Langenhausen, wo die Leute weniger folgsam waren. Fünf und zwanzig Menschen starben in Einem Jahre am Faulfieber; den Beschluß aber machte die alte gnädige Frau, Marianne v. Traubenheim. Der Anfall war bey ihr so heftig, daß Lieberich gleich in den ersten Tagen bat, noch einen Arzt aus Würzburg zu rufen. Agnes und Marschland, um das Leben

der guten Mutter äußerst besorgt, ließen kein Mittel unversucht; aber die gnädige Frau schlief fast immer, redete beym Erwachen gewöhnlich irre heraus, und starb endlich, von ihren Kindern und Allen, die ste kannten, mit heißen Thränen beweint. Ihrer eigenen Verordnung gemäß, ließ Marschland die trefflichen Gellert'schen Lieder:

„Meine Lebenszeit verstreicht", ꝛc.

und

„Nach einer Prüfung kurzer Tage," ꝛc.

einzeln abdrucken, und statt der gewöhnlich elenden Lob = und Leichen = Gedichte, unter die Gemeine vertheilen, weil man damals noch kein neues Gesangbuch hatte. Mit unbeschreiblicher Rührung sang die Gemeine diese Lieder bey der Beerdigung, und schon jener Zeit erwachte in vielen gescheiden Leuten, vorzüglich aus dem Dorfe Traubenheim, der Wunsch, ein ganzes Gesangbuch voll so schöner Lieder zu besitzen, ein Wunsch der auch nicht lange danach in Erfüllung ging.

---

Ein Bedürfniß von ganz andrer Art hatte man indeß zu Traubenheim während der tödtlichen Seuche gefühlt; das Bedürfniß eines eigenen Hauses zur Aufbewahrung der Leichen bis zur Beerdigung, und Pfarrer Helfrich hatte vom Herrn von Marschland unterstützt eine Noth-Anstalt getroffen, indem er den am Ende des Dorfes wohnenden Gemein-Hirten sein Gemein-Haus räumen, und einstweilen in einer Miethwohnung unterbringen ließ. Vom Schrecken über die Niederlage ergriffen,

welche die Seuche in der Gegend umher anrichtete, ließen die Hinterbliebenen ihre Verstorbenen nach Verfluß von ein Paar Stunden herzlich gern dahin bringen, um nicht durch längere Aufbewahrung des Leichnams im Hause, die Gefahr der Ansteckung zu vergrößern; kaum aber war die Seuche gewichen, so war auch das während der Noth so tiefgefühlte Bedürfniß bey den Meisten wieder vergessen. Weniger vergeßlich zeigten sich Pfarrer Helfrich und der Dorfs-Arzt; aber ein Glück war es, daß Ulrich Wenner, (den wir schon aus dem drey und funfzigsten Kapitel kennen) das Schulzenamt erhalten hatte; denn ohne ernstliche Mitwirkung dieses gescheiden und biederen Mannes würde vielleicht all' ihre Mühe nichts ausgerichtet haben. Unter ihrer gemeinschaftlichen Betreibung kam also ein Leichen-Haus zu Stande, welches Nichts zu wünschen übrig ließ. Es steht am Ende des Ortes in der Nähe des Todtenhofs, und hat zwey aneinanderstoßende Zimmer. In dem einen wohnt ein verständiges Ehepaar. Von dem Wohnzimmer desselben führt eine Glasthüre in das Gemach, wohin die Verstorbenen, nachdem sie vier bis sechs Stunden in ihrem Bette gelegen haben, gebracht werden. Dieses Zimmer, an den Ecken der Decke und des Fußbodens mit Zugröhren versehen, wird des Winters mäßig geheizt, ehe man eine Leiche dahin bringt, und, so lange sie da liegt, warm erhalten. Zur Bequemlichkeit sind ein Paar Leichen-Kästen mit Trag-Henkeln vorhanden, worinn die Verstorbenen, in ein Betttuch gehüllt, nach dem Leichen-Hause gebracht werden. Sobald sie dahin kommen, machen der

Leichen=Vater und die Leichen=Mutter (wofern nur der mindeste Zweifel am wirklichen Tode vorhanden ist) Versuche der Wiederbelebung. Man besprengt die Leichname mit eiskaltem Wasser; kitzelt sie mit der Fahne eines Federkiels in dem Schlunde; reibt sie durchaus mit wollenen Tüchern; bürstet die Fußsohlen; hält ihnen starken Spiritus vor die Nase; drückt in die Augäpfel eine Vertiefung, um zu sehen, ob sie sich wieder füllen; ruft mit starker Stimme den Namen in das Ohr — denn das Gehör ist oft noch reizbar, wenn alle Sinne die Fühlbarkeit verloren haben. — Findet sich nach allen diesen Proben keine Spur des Lebens: so bleibt der Leichnam, auf einer besonders dazu eingerichteten Bank, welche ein Kopfpult hat, liegen. Man deckt ihn nur leicht zu, und verbindet ihm Mund und Nase nicht, weil dadurch das Wieder=Erwachen fast unmöglich gemacht wird. — Bey solchen, die plötzlich dahin sterben, deren Augen noch einige Durchsichtigkeit haben, deren Leib nicht ganz todtenfarb und steif ist, geht man noch vorsichtiger zu Werke, und befestigt nach allen obenerwähnten Proben an ihren beyden Händen einen Faden, der an eine kleine Schelle geht, welche bey der geringsten Bewegung sich rührt und ein Zeichen gibt. Erst dann, wenn der Körper Flecken bekommen hat und sichtbar in die Verwesung übergeht, wird er in einen Sarg gelegt, und aus dem allgemeinen Leichen=Hause, wohin sich die Anverwandten versammeln, mit Gesang, in den nur etwa dreyßig Schritte davon liegenden Gottes=Acker gebracht.

Die Zufriedenheit der Traubenheimer mit dieser vortrefflichen Anstalt war zwar anfangs so groß nicht, als man gehofft hatte. Manche duldeten lieber die größten Ungemächlichkeiten in ihren Häusern, bis folgender Zufall auch die Unzufriednen von der Wohlthätigkeit der Anstalt überzeugte.

Ein vom ganzen Dorfe geliebtes Mädchen hatte mit einem jungen Orts-Nachbar Hochzeit gehalten. Beym Abend-Tanze erhitzte sie sich und fühlte plötzlich Zittern und Schwäche durch alle Glieder. Um die Freuden des Tages nicht zu stören, ging sie heimlich in ihre Kammer; und als man sie nach einer Stunde vermißte, fand man sie starr und leblos auf ihrem Bette. — Die Mittel, die man anwandte, waren vergebens; die allgemeine Freude des Tages war in allgemeine Wehklage verwandelt, und ehe der Morgen thaute, schlief schon die Braut auf der Bahre des Leichen-Hauses. Gegen achtzehn Stunden lag sie hier ohne das geringste Zeichen des Lebens; als auf Einmal die Leichen-Mutter in der Nacht einen leisen Ton der Schelle zu hören glaubt. Sie und ihr Mann eilen zum Leichname, finden aber kein Zeichen des Lebens an ihm und halten schon das Schellen für bloße Täuschung der Ohren: da öffnet Marie das eine Augenlied ein wenig. Schnell fangen die Todten-Wärter an zu reiben und zu rütteln; bringen sie ohne Verzug in das Bett, und Marie lebt nach und nach wieder auf. Gott, wo bin ich? ruft sie endlich, als sie sich in einem fremden Zimmer und unter fremden Menschen sieht. Wo ist mein Martin? —

In größter Hastigkeit rennt der Leichen-Vater nach dem Bräutigam, der eben im Bette liegt, und das Kissen mit seinen Thränen benetzt. „Martin, steh auf und sey gutes Muths!" ruft der Freuden-Bote durchs Fenster; „deine Braut lebt wieder!" — „Eure Tochter ist wieder am Leben!" jauchzt er vor dem Hause des Brautvaters, zeigt es beym Dorfs-Arzte an, und springt dann wieder zurück. Vor Schrecken und Freude zitternd, eilen Martin und seine Schwieger-Aeltern nach dem Leichen-Hause. — O du gute Marie! du Herzens-Marie! ruft Martin und schließt seine Braut mit Freuden-Thränen in die Arme; die Aeltern verstummen vor Entzücken; Lieberich gibt der Wieder-Aufgelebten Etwas zur Erholung, und am folgenden Morgen konnte sie schon wieder in ihr Haus gebracht werden. Sie wurde Mutter einer zahlreichen Familie und die Freude ihres Martins. Wie aber, wenn man sie, wie gewöhnlich, in eine kalte Kammer gebracht, ihr Mund und Augen verbunden und sie weniger genau beobachtet hätte? — Das ganze Dorf siehet seit dieser Zeit das Leichenhaus als eine der ersten Wohlthaten an, und der gnädige Herr hat eine Belohnung von sechs Thalern darauf gesetzt, so oft es den Leichen-Wächtern gelingt, in einem Verstorbenen wieder Leben zu entdecken.

## Sieben und funfzigstes Kapitel.

Wolfgang von Marschland stirbt. Agnes tritt Langenhausen an ihren Bruder, Burkhard von Traubenheim, ab. Dieser kehrt zu seinen Unterthanen zurück. Sein Sohn Gustav Heinrich zieht nach Jena.

---

Unter beständiger Aufrechthaltung der gemachten Verordnungen und Anstalten gingen also die siebenziger Jahre zu Ende, ohne daß sich, außer dem schon Erzählten, und außer mehrern Verbeßrungen in landwirthschaftlicher Hinsicht, etwas Merkwürdiges ereignet hätte. Niemand aber wird diese Versicherung für ein schlimmes Zeichen achten. Gute Verordnungen sind leichter zu geben, als aufrecht zu erhalten. Es liegt einmal im Geiste des Volkes, daß die beßten Anstalten in kurzer Zeit ausarten, oder wieder einschlafen, wenn nicht immer ein wachsames Auge über sie gehalten wird. An wohlüberlegten und nüzlichen Verordnungen fehlt es daher den wenigsten Ländern, wohl aber an Menschen, welche die Verordnungen gehörig durchsetzen und ausführen.

In Traubenheim waren überdieß seit funfzig Jahren der neuen Einrichtungen und Anstalten so viele gemacht worden, daß man endlich nöthig fand, sich Jahre lang bloß mit der Betreibung und Vollendung derselben zu beschäftigen; und in dieser Aufrechthaltung, Gewohntmachung und Vervollkommung des schon gestifteten Guten suchte Wolfgang von Marschland sein größtes Verdienst. Er führte so ziemlich die strenge Zuchtruthe des verstorbenen Obristen, und sein Schwager Burkhard

überließ ihm die Verwaltung des Dorfes mit beynah unumschränkter Gewalt.

Leider aber verlor Traubenheim schon im Herbste 1779 diesen treuen Freund und Vormund, als er kaum sein funfzigstes Jahr erreicht hatte. Nach einem glücklich überstandenen Scharlach-Fieber wagte er sich in seinem landwirthschaftlichen Eifer zu früh wieder heraus, kam in Regen-Wetter, verkältete sich, und war in binnen vier und zwanzig Stunden gesund und todt.

Untröstlich über diesen Verlust, schrieb seine Gemahlinn Agnes an ihren Bruder nach München und übertrug ihm das Rittergut Langenhausen, mit der Bedingniß, ihr von demselben jährlich 1500 fl. Wittwen-Gehalt abzugeben, und das Gut selbst zu verwalten.

Burkhard Julius, der bey seiner Gesandtschaft noch alle Jahre das ganze Einkommen von Traubenheim zugesetzt hatte, und es für Pflicht hielt, mehr für seine Unterthanen als für die Angelegenheiten eines fremden Hofes zu sorgen, legte seinen Posten nieder, und traf schon im Februar 1780 mit seiner Gemahlinn und dem damals achtzehnjährigen Erbherrn, Gustav Heinrich, in Traubenheim ein. Seiner betrübten Schwester wegen verbat Burkhard alles Bewillkommungs-Geräusch; nahm sie zu sich nach Traubenheim; und Theodore, seine Gemahlinn, kannte keine süßere Pflicht, als ihre bekümmerte Schwägerinn über den Tod ihres geliebten Wolfgangs zu beruhigen. In vertraulicher Einigkeit lebte die Familie unter sich, und Traubenheim und Langenhausen

waren für den Verlust des Herrn von Marschland reichlich entschädigt.

---

Bald nach Burkhards Ankunft in Traubenheim ging dessen einziger Sohn, Gustav Heinrich, auf die Universität Jena.

„Ich halte es für Ueberfluß, sagte der alte gnädige Herr beym Abschiede desselben, dir einen dienstbaren Johann mitzugeben. Man ist nicht besser und wohlfeiler bedient, als durch sich selbst. Eben so unnöthig scheint es mir, dich einem Professor zur Aufsicht zu empfehlen. Man ist nicht besser bewacht, als durch das eigene Gewissen, und den Sporn zu regelmäßigem Fleiße wirst du hoffentlich in dir selbst finden.

„Ich kenne kein verächtlicheres Geschöpf, als einen Edelmann, der Nichts gelernt hat, als Pferde tummeln, Hasen hetzen, Bauern quälen und ihre Töchter schänden.

„Was Ich für deinen Kopf und für dein Herz thun konnte, hab' ich gethan. An deiner Erziehung ist Nichts gespart worden, und böse Beyspiele haben wir dir hoffentlich auch nicht gegeben.

„Geh hin und werde nicht nur ein gescheider und brauchbarer, sondern auch ein rechtschaffener Mann. Ein Christ ist mehr werth als ein Edelmann! Sey mäßig und schone deines Leibes; suche gute Gesellschaften, die dein Herz nicht verderben; bringe nicht mehr durch, als die Noth erfordert, und gewöhne dich frühzeitig an die schöne Tugend der Sparsamkeit, die Viele erst dann lernen, wenn ihre

Ritter-Güter verpraßt sind. Wenig begehren ist baares Geld, und wenig kaufen ein jährliches Einkommen. — Dieß ist mein ganzer Valet-Segen! — Stößest du ihn selbst von dir — nun, dann magst du büßen für deine Thorheit; aber keinem Menschen sage, von wem du die Namen Gustav und Heinrich hast; auch sage nicht, daß Burkhard dein Vater ist!"

Mit diesen Lehren und Ermahnungen entlassen, zog der junge Erbherr unter den besten Versprechungen und Vorsätzen, nach Jena.

Ganz abgezogen vom Wechsel der großen Welt, und getrennt von seinem Lieblinge dünkte sich indeß Vater Burkhard in eine so langweilig-einförmige Lage versetzt, daß er sich mehr als Einmal in seinen vorigen Posten zurück wünschte.

In der übelsten Laune sprach er ein Mal darüber mit seinem Pfarrer Helfrich.

Man muß nur dem Alltäglichen das Festtägliche, dem Einförmigen das Mannigfaltige, dem Kunstlosen das Wichtige und dem Kleinen das Große abzugewinnen suchen, versetzte der Pfarrer. Auch mir ging es anfanglich wie Ihnen, gnädiger Herr. Während meines Hofmeister-Lebens hatte ich zwar an allen Veränderungen, Verhältnissen und Herrlichkeiten der Fürsten-Höfe Theil nehmen gelernt; für einen Bauern-Hof aber und für eine Dorfs-Heyrath hatt' ich keinen Sinn. Vor einer Wasserkunst blieb' ich mit Wohlbehagen stehen, und vor einer Quelle mit gesunder Brunnen-Kresse ging ich gleichgültig vorüber. Zum Unsterne war mein Weib, eine Dresdner Städtekinn,

eben so gestimmt wie ich. Nach und nach aber lernten wir beyde, daß es keine harmloseren Freuden gibt, als auf dem Lande. — Eine frisch eingebundene Hecke macht mir jetzt mehr wahres Vergnügen, als weiland die kahlgeschorenen Pyramiden des Dresdner Hof-Gartens, und ein schlichter dörflicher Grabstein, dessen Inschrift fröhlich sterben lehrt, hat nicht weniger Reiz für mein Herz, als ehemals das prächtige Standbild Augusts des Zweyten für meinen Kunstsinn *). Findet ein braver Bursche des Dorfs ein gutes häusliches Weib: so ist das für mich so wichtig, als weiland die Vermählung eines Erzherzogs. Kann ich manchmal zu mir sagen: das ist Dein Werk! das geschah auf Deinen Rath, unter Deinem Beystande! dann fühl' ich mich in der Seele gestärkt. Das freundliche „Gott grüß Ihn!" und der Handschlag eines Bauersmanns, sein Zutrauen und Beyfall, sind mir jetzt eben so belohnend, als in vorigen Zeiten die Gnaden-Versicherungen meines Ministers. Doch, Alles will gewohnt seyn! Der Müller, der sich ins stille Dörfchen zur Ruhe setzt, vermißt anfänglich auch das Geräusch, Gestampf und Geklapper seines vorigen Aufenthalts; schwerlich aber sehnt er sich nach Jahr und Tagen dahin zurück.

„Aber wie haben Sie's angefangen, lieber Herr Pfarrer, um Ihre Sinnen so an ländliche Gegenstände zu gewöhnen?" fragte der gnädige Herr.

Ich gab auf Alles Acht, was um mich her war, erwiederte Helfrich. Ich lernte die Leute des Dorfes,

*) Eine zu Dresden aufgestellte metallene vergoldete Bildsäule König Augusts des Zweyten zu Pferde.

vom Schulzen bis zum Viehhirten, genau kennen, und nun waren mir alle wichtig. Ich sah auf jede Wasser-Furche, auf jeden öden Platz; und nun war es mir Freude, die eine abgeleitet und den andern urbar gemacht zu sehn. Ich merkte mir jedes Bäumchen der Flur und ergötzte mich an seinem Wachsthume. Kleine Anlagen und Pflanzungen, die ich selbst machte, gewährten mir doppeltes Vergnügen, und gewiß, je weniger zerstreuend und vielfältig die Gegenstände unsres Vergnügens sind, desto reiner und genußreicher ist das Vergnügen selbst; denn

„die Seele macht ihr Glück; ihr sind die äußern Sachen „zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit."

Herr von Traubenheim fühlte die Wahrheit der Behauptung und die Bewährtheit des Rathschlags; unterhielt sich von der Zeit an mit jedem Landmanne, lernte seine Unterthanen nach und nach alle kennen, und alle wurden ihm wichtig. Er machte allerley nützliche Anstalten und ihr Gedeihen gewährte ihm Freude. Er merkte sich jede Kleinigkeit auf der Flur, und jede Verbesserung gab ihm Unterhaltung. Er pflanzte selbst Blumen und Bäume, und dankte in der Folge dem Prediger mehr als Einmal für seinen herzlichen Rath. Die Unterthanen schmiegten sich immer mehr an ihn an. Sein Wink war Gebot für sie, und kaum konnte er noch begreifen, wie er einst so verblendet hatte seyn können, gegen die stillen süßen Freuden eines Gutsherrn, im Kreise seiner Unterthanen.

# Acht und funfzigstes Kapitel.

## Musterhaftes Benehmen der Gemeine bei kirchlichen Veranderungen.

Zufriedner als Burkhard von Traubenheim fuhlte sich sogleich seine Gemahlinn Theodore in Gesellschaft ihrer ländlich erzogenen Schwägerinn Agnes von Marschland.

Je herzlicher man sich wechselseitig liebt; desto leichter vereinigt man sich auch in Ansehung des Geschmacks. Theodore wurde bald von allen Liebhabereyen ihrer trauten Schwägerinn, namentlich auch von der warmen Theilnahme derselben an der Volks-Bildung ergriffen. Alle Wochen luden sie eine kleine Gesellschaft wackrer Schülerinnen auf einen Nachmittag zu sich. Blank und freundlich erschienen die Mädchen mit ihrem Gestricke und thaten sich viel auf die Ehre zu gut, so recht nach Herzenslust mit den gnädigen Frauen schwatzen zu dürfen; denn die den Dorfkindern sonst eigene Blödigkeit hatten sie schon in der Schule abgelegt, weil sie da Zutrauen zu sich selbst und zu ihren Vorgesetzten gefaßt und mit einer gewissen Gewandtheit sich auszudrücken gelernt hatten. Vorzüglich erwünscht war ihnen also die Gelegenheit, bey den gnädigen Herrschaften ein wenig vornehm zu reden, und überhaupt sich manierlicher als gewöhnlich zu benehmen. Dieses Streben, durch Artigkeit zu gefallen, hatte bei den Meisten einen verschönernden Einfluß auf ihr ganzes Wesen, und die Ehre-

zuweilen von den gnädigen Herrschaften geladen zu werden, war auch ein mächtiger Sporn zum Fleiße für sie. Beyde Frauen saßen unter ihnen, wie Mütter unter ihren Töchtern, halfen den Kindern selbst in ihren Strickereyen zu recht, bewirtheten sie mit Obst und Kuchen, ließen sich Kinder-Liedchen von ihnen singen, gingen mit ihnen in den Garten u. s. w. Selbst der gnädige Herr kam zuweilen und blieb ein halbes Stündchen zu seiner Erheiterung unter den freundlichen Geschöpfen. Kein Wunder, wenn bey solcher Menschen-Freundlichkeit die Liebe des Volkes gegen ihre Herrschaft bis zur Vergötterung stieg. Noch heute werden die Namen Agnes und Theodore von den ältern Einwohnerinnen des Dorfes wie die Namen von Schutz-Heiligen genannt.

Schullehrer Richards und seiner Gattinn ohnedieß reger Eifer für Jugend-Bildung stieg unter so aufmunternden Umständen bis zur Begeisterung. Eine der größten Schul-Freuden aber gewährten ihm einst die beiden Kinder-Freundinnen durch Vertheilung des letzten Ansbachischen Gesangbuchs unter die obere Ordnung seiner Jugend. Pfarrer Helfrich hatte gegen die edlen Frauen den Wunsch geäußert, dieses eben damals (1781) neuerschienene Buch in der Kirche eingeführt zu sehn. Agnes und Theodore glaubten nicht besser darauf vorbereiten zu können, als durch vorläufigen Gebrauch in der Schule. Ohne Vorwissen des Predigers und Schullehrers ließen sie also eine zureichende Zahl von Abdrücken einbinden, und vertheilten sie selbst unter die Schul-Jugend. Welche freudige Ueberraschung für Lehrer und Kinder, als

ein Paar Schloß-Mädchen einen großen Korb voll Bücher hinter den Herrschaften hereinbrachten! Richard sang sogleich aus dem Buche ein Danklied mit seinen Kindern, und diese kamen über ihr Geschenk so entzückt nach Hause, daß ein Theil ihres Jubels auch in die Aeltern überging. Man stritt sich darum, wer zu erst in dem neuen Gesang-Buche blättern dürfte; die Kinder lasen mit ihrer weichen und einschmeichelnden Stimme daraus vor, und beynahe in allen Häusern wurde der Tag mit einem Probe-Gesang aus dem Buche beschlossen.

Pfarrer Helfrich that noch einen Schritt näher zum Ziele. Er legte bey seinen Betstunden Lieder aus dem neuen Gesang-Buche zum Grunde, und machte dabey auch auf die dichterischen Schönheiten desselben aufmerksam. Er wollte damit ein Viertel-Jahr lang fortfahren und dann erst, wenn Aller Gemüth für das Buch gewonnen seyn würde, die kirchliche Einführung öffentlich ankündigen. Die Gemeine kam aber seinen Absichten zuvor. Schulz Wenner ergriff eine schickliche Gelegenheit, darüber mit ihr zu reden. Bey weitem der größte Theil stimmte für die Einführung, und Janhagel und Consorten kamen mit ihren Widersprüchen gar nicht zum Worte. Sogleich wurde eine Gesandtschaft an den Prediger beschlossen. Entzückt über dieses weise und freundliche Zuvorkommen führte Helfrich die Deputirten selbst zu dem gnädigen Herrn, der sie mit höchster Güte aufnahm und ihnen am folgenden Tage ein Belobungs-Schreiben zusandte, welches am nächsten Sonntage von der Kanzel

vorgelesen wurde, und heute noch als Denkmal unter den Gemein=Acten aufbewahrt wird.

Ein Volk, welches drey der trefflichsten Prediger, einen Ehrlich, Heilmann und Helfrich nach einander gehabt hatte, konnte bey nützlichen Veränderungen im Kirchen=Wesen nicht widersetzlich seyn; was aber hier geschah, übertraf doch die höchste Erwartung. Wahrscheinlich kann in ganz Franken keine einzige Gemeine sich einer solchen Bereitwilligkeit rühmen. Vielleicht ist aber auch bey keiner so früh mit kirchlichen Verbesserungen angefangen und so eifrig fortgefahren worden.

Schon im Jahre 1730 führte z. B. der sel. Pfarrer Heilmann die allgemeine Beichte ohne Widerspruch ein. Die Leute waren froh, der Angst überhoben zu seyn, mit der sie sonst ihre Beicht=Formel hergesagt hatten. Des Winters durften sie nicht mehr zwey bis drey Stunden im Beichtstuhle frieren, und des Sommers schlafen, gähnen und ihre Geschäfte versäumen.

Da bey der geringen Pfarr=Besoldung auch der sogenannte Beichtpfennig eingeführt war: so machte Heilmann die Einrichtung, daß die Beichtenden die freywillige Gabe, schon bey der Anmeldung, auf den Sacristey=Tisch legten, während er ihre Namen aufschrieb. Aber schon Ehrlich hatte ihnen erklärt, daß es nur ein kleines Besoldungs=Stück und keineswegs eine Bezahlung der Sünden=Vergebung sey; denn niemand könne Sünden vergeben, denn nur allein Gott.

Nach Einführung des neuen Gesangbuches aber traf Pfarrer Helfrich folgende Einrichtung, die mich selbst einmal ungemein gerührt hat. Den Anfang der Beichtvesper machte kein Kirchenlied, wie sonst gewöhnlich, sondern eine herzliche Ermahnung des Predigers. Nach Vollendung derselben fiel die ganze Versammlung auf die Kniee und sang ohne Orgel-Begleitung das rührende Lied:

Liebster Vater, ich dein Kind
Falle vor dir nieder ꝛc. *)

Nach geendigtem Gesange, welcher die Stelle der Beichte vertrat, wandte sich der Prediger mit aufgehobener Rechte und folgenden Worten gegen die Gemeine:

„Wohlan! so setzet denn Eure Hoffnung auf die Gnade, die Euch zugesichert wird durch die Religion Jesu: So wir unsre Sünden bekennen und lassen: so ist Gott treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergibt" **).

Mit Einemmal richtete die Versammlung sich auf, und hell und freudig erschallte, von der Orgel begleitet, der Lobgesang:

Lobsingend will ich dich erheben,
Mich ewig deiner Gnade freun,
Und deinem Dienst mein ganzes Leben
In kindlichem Gehorsam weihn!
Herr, du vergabst mir meine Schuld.
Nie, nie vergeß ich diese Huld ***)!

---

*) Nr. 192 im Ansbacher Gesangbuche.

**) 1. Petri 1, 13. 1. Johannis 1, 9.

***) Nr. 204, 9.

So wenigstens war die Einrichtung der Beichte, als ich vor 20 Jahren ihr beywohnte. Während des Gesangs sah ich Thränen riunen von den Wangen mancher Beichtenden, und heute noch ist jener Eindruck meinem Herzen unvergeßlich.

In gleichem Geiste habe ich alle kirchliche Einrichtungen zu Traubenheim gefunden. Eine genaue Beschreibung derselben würde vielleicht manchem Prediger willkommen seyn; sie würde mich aber weiter in den Text führen, als die übrigen Leser wünschen. Doch kann ich mich nicht enthalten, folgenden Aufsatz aus der vom Pfarrer Ehrlich schon angefangenen und von seinen Nachfolgern fortgesetzten Traubenheimer Kirchen-Chronik hier einzurücken, weil er ein Beweis der Amtsklugheit ist, mit der man bey kirchlichen Neuerungen verfahren hat.

## Haus-Tafel für Prediger,

welche das

Kirchen-Wesen verbessern können, wollen und dürfen.

Ein

Nachlaß vom Pfarrer Heilmann.

---

Unversucht schmeckt nicht. — Das Volk, dem von einer bevorstehenden kirchlichen Verbesserung lange vorgeschwatzt wird, denkt sich dieselbe, Gott weiß wie auffallend. Einer nimmt den Andern gegen sie ein, eh' sie zu Stande kommt. Also: nicht gesagt, was man thun will, sondern gleich gethan! Wer überrascht, hat halb gesiegt!

Wer sich entschuldigt, beschuldigt sich selbst. Rechtfertige deine Veränderungen so wenig als möglich, und wenn dir eine Rechtfertigung ja nöthig scheint, so laß sie lieber der Neuerung nachfolgen, als vorausgehn. Erst dann, wenn das Volk das gute neue Gericht gekostet und gewohnt hat, läßt es sich allenfalls auch sagen, warum man den alten Kohl nicht wieder aufwärmen will.

Setze nie das Alterthum zu tief herab. Es ist dem Volke zu heilig, als daß es jemand unbescheiden antasten dürfte.

Gib Neuerungen den Schein einer Kleinigkeit. Wer dem Volke selbst die Vergrößerungs-Brille vorhält, darf sich nicht wundern, wenn es aus dem Strohhalm einen Eichbaum macht. Das Volk beurtheilt die Wichtigkeit einer Veränderung nach dem Posaunen-Tone, den man darüber erhebt.

Gehe vorsichtig, aber dreist zu Werke! Scheine nichts zu fürchten und du wirst auch wenig zu fürchten haben. Schüchternheit entflammt den Muth der Widersacher; Dreistigkeit schlägt ihn nieder.

Die Wahrheit hat von jeher viel Rumor gemacht, sagt Luther. Laß dich es also nicht befremden, wenn auch du Widersacher findest. Kämpfe aber so wenig als möglich gegen sie. Gehe deines Ganges wie der verständige Wanderer, dem ein Hund nachklafft. Erwarte den Sieg nicht von deiner Zunge, sondern von der Zeit, und halte das Lob der Unwissenden für keinen Lorbeerkranz.

Scheine Alles zu hoffen! sprich: vor so gescheiden Menschen, wie ihr seyd, läßt sich Alles

wagen was gut ist — und Keiner wird ein Dummrian seyn wollen. Die Scham vertritt dann die Stelle der Einsicht.

Die günstigste Zeit zur kirchlichen Veränderungen ist die Zeit der Aernte. Vor Geschäftigkeit hat das Volk am Tage nicht Zeit darüber zu schwatzen und am Abende sehnt sich's nach Ruhe. Bis der müßige Winter kommt, hat die Neuerung das Bürgerrecht; und eine Geschichte, die älter ist als das Bier, bey dem man sie erzählt, macht keine Gährung mehr.

Warte, wo möglich, bey allen Veränderungen eine schickliche Gelegenheit oder Veranlassung ab. Ein heiserer Hals des Predigers, oder ein kalter Winter entschuldigen eine nöthige Abkürzung. — Diese gefällt, und niemand verlangt die alte Litaney wieder zurück. Die Meyen sind Einmal, nach einem langen Winter, zur Pfingstzeit nicht grün genug. Laß sie weg, und im künftigen Jahre sind sie vergessen!

Ist es einzurichten: so verbinde die Veränderung mit einer Bequemlichkeit für das Volk und mache diese Gemächlichkeit zum ersten Beweggrund; aber ja nicht deine eigene. Wer das alte Brod ißt, soll das alte Lied singen, und die Gemeine schenkt dir keinen Vers daran, wenn dir allein mit der Abkürzung gedient ist.

Bey Allem gehe allmälig und nirgends gewaltsam zu Werke. Kein Baum fällt auf Einen Streich. Gute Dinge wollen gut Weile, sagt das Sprichwort.

Der Gang der Aufklärung muß dem des Elephanten gleichen, welcher den vierten Fuß nicht eher hebt, als bis die drey andern fest stehen.

Lehre durch Beyspiele aus den gemeinen Leben, das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden. Vermengung des einen mit dem andern ist die Quelle aller Anhänglichkeit an das kirchliche Alterthum.

Sey vorsichtig gegen deine Amtsbrüder. Streite nicht mit ihnen und rühme dich deiner bessern Einrichtungen nicht! Manche verzeihen dir lieber Giftmischerey, als eine Abweichung von ihren kirchlichen Grundsätzen und Gewohnheiten. Sicher finden sie dann auch den Weg in die Herzen deiner Gemeine; verschreyen dich als einen Ketzer, und deine beßten Absichten sind vereitelt.

Neure nicht ohne Noth und meide den Schein des Leichtsinnes, den man ohnedieß dem Neuerer Schuld gibt.

Zeige bey jeder Gelegenheit die höchste Achtung gegen die Religion. Man verschreyt den Neuerer ohnedieß als einen Verächter derselben.

Predige Duldung, und beweise sie auch gegen die, welche deiner Meynung nicht sind.

Sey uneigennützig, ehrlich, freundlich, dienstfertig und flöße dem Volke, das deine Meynungen verschreyt, Hochachtung gegen dein Herz ein. Um des Herzens willen wird es zwar deine Neuerungen nicht lieben; aber sie dir doch verzeihen.

Hüte dich, deine eigenen Einrichtungen zu eben so strengen Vorschriften zu machen, als die abgeschafften gewesen sind; erhalte vielmehr das Volk in der Gewohnheit, mit zufälligen Anordnungen, Gebräuchen und Ausdrücken wechseln zu sehn. Nur

das ist ein wesentlicher Vorschritt; den dir auch dein Nachfolger verdankt.

Angelegenheiten des gemeinen Lebens, wenn sie nicht sehr natürlich mit religiösen Wahrheiten verflochten werden können, bringe nicht auf die Kanzel; gewöhne lieber die Gemeine daran, nach der Gottes-Verehrung, so oft du es wünschest, noch ein Weilchen in oder vor der Kirche stehen zu bleiben. Hier kannst du dich zwanglos mit ihr besprechen, ohne das Unheilige mit dem Heiligen zu vermengen.

Kannst du endlich nicht immer was und wie du willst: so gewöhne dich, nur zu wollen, was du kannst! Wer Alles könnte, was er will, würde mehr wollen, als er soll.

---

## Neun und funfzigstes Kapitel.

### Fortsetzung der Lebens-Geschichte des Erbherrn Gustav Heinrichs von Traubenheim.

Nach einigen kurzen Bemerkungen über die kirchliche Verfassung Traubenheims, kommen wir wieder auf den einzigen Erben dieses glücklichen Dörfchens zurück.

Wir haben ihn im sieben und fünfzigsten Kapitel auf seiner Reise nach Jena verlassen.

In der Gegend von Bamberg stieß er auf einen jungen wohlgebildeten Menschen, der hinter einem Fuhrwagen herschritt, und hell und heiter sein Morgen-Lied sang. Gustav Heinrich, der allein in einer

Postkutsche saß und einen Begleiter sich wünschte, rief ihm zu, und fand in der Person des jungen Wandrers einen Schüler aus Ulm, der in Leipzig, ohne Geld und Empfehlung, auf den Prediger-Stand sich vorbereiten wollte. — Mögen Sie den Sitz bis Jena mit mir theilen? fragte der Baron. — „Mit großer Dankbarkeit, wenn es unentgeltlich geschehen kann!" — erwiederte jener, nahm den Fuhrleuten sein Bißchen Gepäck ab, und stieg damit in die Kutsche.

Reisende machen leicht Bekanntschaft. Gustav Heinrich und Kosmann (so hieß sein Begleiter) wurden bald vertraut gegeneinander, und letzterer fing an, sein Schicksal zu erzählen, welches aber in eine Geschichte von Traubenheim nicht gehört. Genug, Kosmann war arm: aber dabey so voll gutes Muthes, als ob er in Leipzig große Wechsel zu erheben hätte. Freund, sagte endlich Gustav Heinrich, ich fürchte fast, Sie machen die Zeche ohne den Wirth. Der armen Studenten wird es in Leipzig genug geben, die sich alle mit Freytischen und Information durchschlagen wollen. Wissen Sie was: Bleiben Sie bey mir in Jena! Zimmer, Tisch, Holz und Licht sollen Sie auf ein halb Jahr bey mir frey haben. Gefallen wir einander; so bleiben wir, unter eben der Bedingung, beysammen; ist das nicht; so steht Ihnen ja noch immer der Weg nach Leipzig offen.

Mit verstummendem Danke nahm Kosmann das Erbieten an, und Gustav Heinrich erfüllte sein Versprechen mit so vieler Feinheit, daß selbst seine vertrautesten Freunde nicht wußten, daß Kosmann die geringste Wohlthat von ihm empfing. Beyde lebten vertraut

und einig wie Brüder, arbeiteten gemeinschaftlich, und Kosmann, der an Allem gern Theil nahm, was seinem Wohlthäter lieb war, entschloß sich, mehr ihm als sich selbst zu gefallen, die Rechte zu studiren.

Im Herbste 1782 kehrte Gustav Heinrich mit seinem Kosmann nach Traubenheim zurück. Beyde gingen fleißig ins Traubenheimer Amt, und nahmen dem alten Heilmann verschiedene Geschäfte ab. In der herrschaftlichen Meyerey zu Langenhausen machten sie sich mit der Landwirthschaft bekannt und unternahmen allerley Versuche und Verbesserungen. Unter Anderm ließen sie rings um den herrschaftlichen Garten und an mehrern Plätzen weiße Maulbeer-Bäumchen pflanzen, um mit der Zeit eine Probe mit Seiden-Raupen zu machen, die nun wirklich schon gemacht ist, und einen neuen Nahrungszweig für Kinder und alte Leute gibt. Die übrigen müßigen Stunden brachten beyde größtentheils damit zu, sich auf eine Reise durch Deutschland vorzubereiten. Im Frühlinge 1784 traten sie, mit vielen guten Lehren des alten gnädigen Herrn ausgestattet, und von den Thränen der gnädigen Frau begleitet, nebst einem Bauers-Sohne aus Traubenheim, die Reise an. — Ihr Tagebuch gehört aber nicht in die Geschichte des Dorfes, und überhaupt bleibe ich einer ausdrücklichen Vorschrift des Herrn von Traubenheim getreu, seiner Person nur im Vorbeygehn zu gedenken. — Im Herbste des gedachten Jahres kamen sie, mit vielen nützlichen Kenntnissen bereichert, wieder in Traubenheim an. Die gnädige Frau ließ vor Entzücken der Jugend des Dorfes einen Freytanz im großen

Schloß-Saale geben; einige arme Kinder vom Kopfe bis auf den Fuß kleiden, und was ihr das erfreute Mutter-Herz mehr eingab.

Wenige Wochen nach der Zurückkunft des Barons starb Amtmann Rollinger in Langenhausen. Lange zuvor war schon beschlossen, nach dem Tode des einen oder des andern Beamten, die Aemter Traubenheim und Langenhausen in Eines zusammenzuziehen. Aber Alters wegen wünschte Heilmann dieser neuen Bürde überhoben zu seyn und Kosmann sollte versorgt werden. — Letzterer bekam also den Ruf als Amtmann nach Langenhausen, und zugleich die Anwartschaft auf den Traubenheimer Dienst.

Im Sommer 1785 bezog er das Amt und nahm die jüngste Tochter des Pfarrers Helfrich von Traubenheim zum Weibe. Der alte gnädige Herr aber und seine Gemahlinn hatten nun keinen andern Wunsch als den, auch ihren Gustav Heinrich glücklich vermählt und von ihm Enkel zu sehen, in welchen die Familie Traubenheim, die schon gegen anderthalb Jahrhunderte dem Erlöschen nahe war, wieder neu auflebte. Kosmann war unerschöpflich, ihm von den Süßigkeiten des ehelichen Lebens vorzuschwatzen — und welcher junge Ehemann sollte das nicht? — aber alle gemachten Vorschläge schienen dem Baron nicht zu gefallen.

An einem schönen Sommer-Abende machte er einst (1786) mit seinem Kosmann in dem Walde bey Langenhausen eine kleine Lustwanderung. Von einer Anhöhe herab, von der sie die weite Gegend überschauten, und sich der mannigfaltigen Farben

erfreuten, in denen das Abendroth spielte, sahen sie auf der Landstraße eine Kutsche halten, um welche ein Paar Menschen geschäftig herumliefen, und bemüht zu seyn schienen, Etwas an ihr zu verbessern. Laß uns doch hinab, sagte der Baron zu seinem Kosmann, vielleicht können wir den Reisenden helfen!

Gleich bey der ersten Annäherung zog ein Mädchen von schöner und freundlicher Bildung, welches sich eben mit einem ältlichen Manne über den kleinen Unfall besprach, die Aufmerksamkeit des Barons so sehr auf sich, daß er, des ältlichen Mannes, welcher der Schönen Vater zu seyn schien, gleichsam vergessend, seine Dienst-Erbietungen allein gegen die schöne Tochter richtete, um sich länger an ihren Augen zu sonnen. Die Reisenden beklagten indeß den Bruch der eisernen Axe, bey der weiten Entfernung von einer Stadt. — In einem Dörfchen, drey Viertel-Stunden von hier, sagte Gustav Heinrich, werden Sie einen Schmid finden, der Ihnen eben so gut als ein Städter aus der Verlegenheit helfen kann. Wollen Sie mir die Ehre schenken, mich dahin zu begleiten: so steht Ihnen Tisch und Quartier in meinem Hause zu Diensten. — „Wie heißt denn das Dörfchen?" fragt die Unbekannte. —

Gustav Heinrich. Traubenheim.

Die Unbekannte. Traubenheim? Ein mir sehr bekannter Name!

Gust. Heinr. Wenn das ist, so sind Sie wohl aus der Nähe; und um der Nachbarschaft willen darf ich mir Glück wünschen.

Die Unbekannte. Ob Sie das Ursache. hätten? . . . Doch, ich bin nicht aus der Nähe.

Gustav Heinrich. Der Sprache nach freylich nicht.

Die Unbekannte. Ja wohl! Schwäbinnen verleugnen ihr Vaterland nicht.

Gust. Heinr. Wie ist Ihnen denn aber der Name des fränkischen Dörfchens bekannt?

Die Unbekannte. Wohl nicht der Name des Dorfes; aber doch eines Mannes, der eben so heißt.

Gust. Heinr. Gibt es in Schwaben Traubenheime?

Die Unbekannte. Meines Wissens nicht; aber mein Bruder hat einen Freund dieses Namens.

Gust. Heinr. (Lächelnd) Auch wohl einen Freund seiner schönen Schwester . . ?

Die Unbekannte. Wenn ich damit gemeynt bin: so muß ich Ihnen sagen, daß ich diesem Traubenheim ganz unbekannt bin. Er und mein Bruder haben außerhalb Schwaben ihre Bekanntschaft errichtet.

Gust. Heinr. Darf ich wissen wo?

Die Unbekannte. In Jena, auf der Universität.

Gust. Heinr. In den Jahren . . ?

Die Unbekannte. Beyläufig 80 und 81.

Gust. Heinr. (Mit sichtbarer Bewegung) Und wie heißt der Bruder, welcher Traubenheims Freund war?

Die Unbekannte. Stahlfeld.

Gust. Heinr. (Hastig) Stahlfeld auf Billbach?

Die Unbekannte. (Ueberrascht) Ja, auf Billbach.

Gust. Heinr. Mit dem Vornamen Günther Gottlieb?

Die Unbekannte. Ja, Günther Gottlieb. Die Freude kommt mir ganz unverhofft, einen Freund meines lieben Bruders in Ihnen zu finden.

Gust. Heinr. (Ihre Hand fassend) Nicht nur einen Freund Ihres Bruders, sondern auch einen Verehrer seiner schönen Schwester. — Wo lebt jetzt mein lieber Gottlieb?

Fräulein von Stahlfeld. Zu Billbach. Er will auf dem Lande bleiben und verwaltet die Güter meines Vaters, der seit einigen Jahren sehr kränklich ist, und eben, ein wenig erstarkt, vom Bade bey Brückenau zurückkehrt. — Aber wieder auf den Namen Traubenheim zu kommen: kennen Sie vielleicht auch den Herrn v. Traubenheim, den Freund meines Bruders?

Gust. Heinr. (Dem Fräulein die Hand küssend) Ja wohl, schöne, gute Schwester meines trauten Freundes. Ich bin dieser Traubenheim selbst.

Fräulein v. Stahlfeld. (Entzückt) Was? Gustav Heinrich von Traubenheim?

Gust. Heinr. Ja, gnädiges Fräulein.

Fräulein v. Stahlfeld. (Dem Baron die Hand drückend, gegen ihren Vater, der sich indeß mit Kosmann unterhält) Lieber Vater! wir finden hier einen unbekannten Bekannten.

Herr. v. Stahlfeld. (Sich gegen den Baron wendend) Und der wäre?

Fräulein von Stahlfeld. Der Herr von Traubenheim.

Herr von Stahlfeld. Der Freund unsers Gottliebs?

Gustav Heinrich. Ja, gnädiger Herr! — Ich bin ungemein glücklich, so unverhofft den Vater meines zärtlichsten Freundes kennen zu lernen.

Herr v. Stahlfeld. (Ihn umarmend) Seyn Sie mir gegrüßt, trefflicher junger Mann! Nehmen Sie mit diesen Freundeskuß den innigsten Dank für Alles, was Ihnen mein Sohn schuldig ist.

Gustav Heinrich. Keinen Dank, gnädiger Herr! Ich bin Schuldner für die dauernde Freundschaft, die mir Ihr Herr Sohn geschenkt hat.

Herr v. Stahlfeld. Nein, Herr Baron! Wir wissen ganz, wie viel Ihnen mein Gottlieb verdankt. Sie haben ihn aus den Stricken lüderlicher Menschen gerettet; Sie waren ihm Muster des Fleißes und der Ordnung; Sie haben ihn in Ihr Haus gezogen, um ihn auf besserm Wege zu erhalten; Sie haben . . . .

Gustav Heinrich. (Einfallend) Sie beschämen mich, gnädiger Herr! — Erlauben Sie mir lieber, daß ich Ihnen einen andern Freund Ihres braven Sohnes in meinem Freunde Kosmann vorstelle.

Auch Kosmanns persönliche Bekanntschaft machte den Reisenden viel Vergnügen. Voll Entzücken über den unerwarteten Fund, nahmen sie nun die Einladung des Barons mit beyden Händen an, und trafen mit ihm und seinem Kosmann zu Fuße in Traubenheim ein.

Die Aufnahme im wirthlichen Schlosse gefiel ihnen schon am ersten Abende so wohl, daß sie den kleinen Unfall auf dem Wege mehr für ein Glück, als für ein Unglück hielten. Die beyden Väter waren so glücklich, schon am Abend-Tische eine weitläufige Verwandtschaft zu entdecken, und auf gute Vetterschaft trinken zu können.

Gustav Heinrich war aber mit dieser ahnherrlichen Verwandtschaft so wenig zufrieden, daß er schon am ersten Abende anfing auf eine nähere Verbindung zu sinnen. Die ganze Nacht lag er schlaflos und dachte auf Mittel und Wege, die Gesinnungen und innern Eigenschaften des Fräuleins näher zu erforschen. Aber je länger er nachsann, desto inniger fühlte er, wie wenig sein Kopf in der gegenwärtigen Stimmung des Herzens, zum Erforschen geschickt war. Wo das Herz schon entschieden hat, ist überdieß der klügelnde Verstand ein lästiger Rathgeber. Unserm Gustav Heinrich schlug wenigstens das Herz wie ein Hammer, wenn er der möglichen Fälle gedachte: vielleicht ist das Fräulein nicht mehr frey — vielleicht ist sie nicht Landwirthinn und will es auch nicht werden — vielleicht ist sie überhaupt das nicht, für was ich sie halte — und dergleichen mehr.

Wer will aber in zehn langen Tagen aufschreiben, was ein Verliebter in der kürzesten Sommernacht denkt? Seine peinlichste Sorge war indeß, die schon auf übermorgen festgesetzte Abreise des Fräuleins; und doch wußte er keinen Vorwand, diese zu verspäten. Zum Glücke aber gefielen sich die beyden Altväter so wohl, daß sich Herr von Stahlfeld schon am folgenden

Mittage entschloß, eine volle Woche in Traubenheim zu bleiben. Die Bekanntschaft der beyden Liebenden wurde stündlich vertrauter, und ehe der Abschiedstag herankam, war Ernestine von Stahlfeld die erklärte Braut des Barons.

Mit Entzücken hörten die alten Herrschaften von Traubenheim den Entschluß ihres Stammhalters. Ernestine hatte ganz das Herz der Aeltern gewonnen, war so ganz für Landwirthschaft erzogen, und doch auch für die feinere Welt gebildet, daß Gustav Heinrich, durch seine Wahl, nur den älterlichen Wünschen zuvor kam. — Nach einem zehntägigen Aufenthalte begleitete er seine geliebte Braut nach Schwaben.

Gottlieb von Stahlfeld flog mit offenen Armen seinem Vater und seiner Ernestine entgegen; aber wer ihn zuerst an die Brust drückte, war — sein alter Feeund Gustav Heinrich! Die angenehme Ueberraschung, so ganz unerwartet, seinen verehrtesten und liebsten Freund wieder zu sehen, kann man sich denken; aber unmöglich das Entzücken, mit welchem sich die beyden Schwäger umarmten, als der alte Herr von Stahlfeld das Tranbenheimer Abentheuer und die daraus entsprungene Verbindung des Fräuleins seinem Gottlieb entdeckte.

Die alten Herrschaften von Traubenheim machten indeß Anstalt, das Traubenheimer Schloß zu räumen und nach Langenhausen zu ziehen, was der alte Herr Gesandte schon längst Willens war, weil ihm die Lage des Langenhäuser Schlosses, wegen eines an den Garten grenzenden Wäldchens, angenehmer, und wegen des vortrefflichen Wassers gesünder schien.

Gegen den Herbst des Jahres holte der Erbherr seine geliebte Braut ab, und wurde mit ihr zu Trauhenheim öffentlich in der Kirche getraut; denn es war und ist sein Grundsatz: was dem Unterthan heilig und ehrwürdig seyn soll, dessen darf auch der Herr sich nicht schämen!

Ein junger Richard, der in der Folge (1789) seinem erst im Jahre 1789 in einem glücklichen Alter von beynahe 83 Jahren verstorbenen Vater als Schullehrer beygesetzt worden ist, machte die Anstalt, daß zwey schöngeputzte Dorfs-Mädchen, mit Körben voll Blumen, vor der Schloßthüre den Kirchgang des Brautpaars erwarteten, und vor demselben her den Weg mit Blumen bestreuten. Auf dem Rückwege überreichte die eine der gnädigen Braut einen Kranz, und die andre folgendes, von gedachtem Richard verfertigte Gedicht:

Nimm, edles Fräulein, diesen Kranz,
Den Dir die Liebe windet:
Klein ist sein Werth; doch sagt er ganz,
Was unser Herz empfindet.

Sanft, wie der Thau die Blumen tränkt,
Erquick' Euch Gottes Segen:
Geht bis ins Alter ungekränkt,
Auf lauter Blumen-Wegen.

Euch sey das Leben immerdar
So heiter, so beglücket,
Wie der ersehnte Morgen war,
Da wir den Kranz gepflücket.

Mehr Wünsche, als der Blumen sich
Für diesen Kranz gefunden,
Hat jede Pflückerinn für Dich,
Du holde Braut, empfunden.

Schon seh'n wir jeden Wunsch voraus
Erfüllet mit Entzücken;
Seh'n Kinder schon Dir einen Strauß,
Du edle Gattinn, pflücken.

Sie schmücken Deine Mutterbrust,
Zum Spiel, mit kleiner Mühe,
Und hüpfen, Lämmern gleich, vor Lust,
Um ihres Vaters Kniee.

Der alte Heer, Sein edles Weib,
Die herzensguten Leute,
Sehn ihrer Enkel Zeitvertreib,
Und weinen drob vor Freude.

Auch unsre Wangen netzen schon
Die hellen Freuden-Zähren,
Und Gott wird Euch der Tugend Lohn
Auf Erden schon gewähren.

Was Euch den Leidenskelch versüßt,
Was glücklich macht hienieden,
Was wahrhaft gut und nützlich ist,
Sey immer Euch beschieden.

Und geht's Euch wohl: so leben wir
In Eurem Schutz geborgen;
Denn unablässig werdet Ihr
Für unsre Wohlfahrt sorgen.

# Sechzigstes Kapitel.

## Zusammengedrängte neueste Geschichte des Dorfes. Schluß und Zuneigung des Buches.

Was August Richard die beyden Sibyllen seines Dorfes weissagen und wünschen ließ, ging buchstäblich in Erfüllung.

Burkhard und Theodore küßten in einem Zeitraume von sieben Jahren drey Enkel, zwey Söhne und Eine Tochter, welche wie Erlen am Bache heranwuchsen. Keine Woche verging ohne abwechselnden Besuch der Langenhäuser und Traubenheimer Herrschaften, ohne Aeltern- und Kinder-Freuden, an welchen die edle Agnes von Marschland so warmen Antheil nahm, als herzte sie in Gustav Heinrichs Kindern ihre leiblichen Enkel. — Leider! war sie es, welche zuerst den schönen Familien-Kreis verließ. Sie starb im Jahre 1795, und stiftete auf ihrem Sterbe-Bette ein Leichenhaus für Langenhausen, dem Traubenheimer gleich.

Ein andres Denkmal errichtete Schwager Burkhard ihr und ihrem Vater und Gatten, indem er über die nachbarlichen drey Gräber auf dem Langenhäuser Leichen-Hofe eine kleine Kapelle bauen ließ, in welcher auch Er sich den letzten Ruheplatz bestellte. — Schon im Jahre 1798 fand er ihn durch einen plötzlichen Tod, und Langenhausen fiel an seinen einzigen Sohn Gustav Heinrich, dem sich dadurch ein weites Feld seiner Thätigkeit eröffnete; denn von dem Augenblick' an war es sein eifrigstes Bestreben,

das nachbarliche Langenhausen auf gleiche Höhe des häuslichen Wohlstandes und der sittlichen Bildung, wie sein Traubenheim zu erheben.

Seine Mutter Theodore verließ nach Vater Burkhards beweintem Ende das verwaisete Schloß zu Langenhausen, und endete fünf Jahre später ihr frommes Leben bey ihren lieben Kindern in Traubenheim; ihre Ruhestatt aber erhielt sie, an der Seite ihres edlen Gemahls, in der von ihm erbauten Kapelle, welche auf ihre Veranlassung den Namen Burkhards-Ruh führt, und den Bewohnern beider Dörfer ein wahres Heiligthum ist.

Vor ihr (1795) starb Jacob Heilmann, der würdige Beamte von Traubenheim, dessen Name vom Vater her dem Dorfe schon theuer war. Gustav Heinrich vereinigte nun beide Aemter von Langenhausen und Traubenheim, und Kosmann bezog das schöne Amthaus am letztgenannten Orte.

Mehrere Jahre zuvor hatte sein Schwieger-Vater, Pfarrer Helfrich zu Traubenheim, sein Amt in die Hände seines jüngsten Sohnes niedergelegt. Heilmanns Beerdigung aber ergriff das Gemüth des Alten mit solcher Macht, daß er sich als ein Greis von drey und achtzig Jahren noch einmal ermannte, um an dem Sarge seines unverschmerzlichen Freundes einige Worte des Danks und der Liebe zu reden. Stehend auf einem in der Nähe des Grabes liegenden Leichensteine sprach er unter andern in tiefster Bewegung: „Wie Mose vom Berge Nebo seh ich hinüber nach dem verheißenen Lande, in welches du, wahrer Heilsmann unsres Dorfes, nun eingegangen bist;

aber so gewiß Moses das irdische Kanaan nicht sehen sollte, so gewiß werde ich dir bald nachfolgen in dein himmlisches Kanaan. Nur wenige Tage der Trennung scheiden uns, und ihnen folgt frohes Wiedersehen auf ewig."

Es war im Vorgefühle seines nahen Abscheidens gesprochen. — Von einer so überspannten Lebhaftigkeit kam er erschöpft nach Hause, legte sich, und folgte ehe acht Tage vergingen, seinem alten Freunde nach. Seine Tugenden aber leben in seinem Sohne und Amts-Nachfolger fort.

---

Man wundre sich nicht, wenn dieses Kapitel einem Todten-Hofe gleicht. So sieht jede Dorfs-Chronik aus, wenn sie auf drey Seiten dreyßig Jahre umfaßt.

Warum ich aber, anstatt der neuesten Geschichte unsres lieben Traubenheims nur ein Sterb-Register liefere, da doch sonst Geschichts-Erzählungen am umständlichsten werden, wo sie mit dem Zeitalter des Erzählers zusammentreffen? — Ist Traubenheim unter Gustav Heinrichs Gerichtsbarkeit so arm an Drnkwürdigkeiten geworden? oder muß das Denkwürdige das Tageslicht scheuen? — Keines von beiden! Jedes Jahr würde Stoff zu einem ehrenvollen Kapitel liefern, obgleich Gustav Heinrich weniger bemüht war, neue gute Anstalten zu treffen, als die schon bestehenden aufrecht zu erhalten, zu vervollkommnen und auch auf Langenhausen überzutragen.

Der allzubescheidene Wunsch dieses edlen Volks-Freundes verbindet mich aber,

die Geschichte seines auch durch ihm glücklichen Dorfes gerade da zu schließen, wo seine Wirksamkeit anhebt.

Ein herrliches Denkmal, welches er sich beym Eintritt in das neue Jahrhundert selbst gesetzt hat, und welches jedem Besucher seines Dorfes als eine Merkwürdigkeit in die Augen fällt, kann ich jedoch nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist die neue Schule mit dem schönen Garten und Spiel-Platze.

Das von der seligen Regina zur Schule gestiftete Haus hatte dem Lehrer und selbst den Einwohnern des Dorfes längst nicht mehr genügt, und war überdieß baufällig geworden. Starke Beyträge der einzelnen Dorfs-Nachbarn zu dem, was die Gemein- und Kirchen-Casse zu geben vermochten, reichten zu einer stattlichen Schulwohnung hin; der gnädige Herr aber wünschte mit derselben auch die Arbeits-Schule vereinigt und überhaupt ein Gebäude aufgeführt zu sehen, welches schon durch den äußern Anblick an die Wichtigkeit seiner Bestimmung erinnerte.

Er that also der Gemeine den Vorschlag, das alte Schulhaus mit Garten und Scheune zu verkaufen, und das Erlösete, nebst dem, was zum neuen Baue schon bestimmt war, ihm zu überlassen, wogegen er dann einen ihm zugehörigen, weit geräumigern und der Kirche näher liegenden Bau- und Garten-Platz anweisen und die beträchtlich höher auflaufenden Kosten aus eigenen Mitteln bestreiten wolle.

Daß die Gemeine dieses Anerbieten mit beyden Händen ergriff, läßt sich von ihrer Klugheit, und daß

der gnädige Herr nichts Gemeines und Seiner Unwürdiges geliefert habe, von seiner Großmuth erwarten.

Nach Vollendung des Gebäudes, welches an Raum, zweckmäßiger Einrichtung und Schönheit nichts zu wünschen übrig läßt, wurde die Marmor-Platte, welche Gustav von Traubenheim zum Andenken der Schul-Stifterinn an der alten Schul-Wohnung hatte befestigen lassen, mit frischvergoldeter Schrift, über der Thüre des neuen Hauses eingemauert.

Die Gemüther der Kinder erheitern sich seit dieser Zeit nicht nur jedesmal in den schönen Lehr- und Arbeits-Zimmern, sondern auch an jedem freundlichen Tage auf dem großen Spielplatze vor der Schule, besonders aber bey den schon früher erwähnten Turn-Uebungen unter Leitung des braven Schullehrers.

Kein Reisender von einiger Bildung kommt nach Traubenheim, ohne sich der innern Verfassung dieser herrlichen Unterrichts-Anstalt und ihres äußern Glanzes zu freuen; aber Niemand kann lebhafter für sie eingenommen seyn, als der menschenfreundliche Guts-Herr, dem sie ihre Vollendung verdankt.

Daß er dem Schicksale der gesammten Reichs-Ritterschaft nicht entgangen sey, läßt sich voraussetzen. Die neue Landes-Hoheit hat aber seinem Ansehen und seiner gemeinnützigen Wirksamkeit nicht den geringsten Abbruch gethan.

Seit Menschen-Aeltern sind die Herren von Traubenheim nicht durch ihre Vorrechte, sondern durch ihre Rechtsliebe, nicht durch Feder-Hüte und Ordens-Sterne, sondern durch Kopf und

Herz ihren Untersassen ehrwürdig. Einzelne Widersacher scheuen daher weniger den Zorn ihrer Herrschaft, als die Mißbilligung ihrer sämmtlichen Mitnachbarn. „Wer sich gegen eine solche Obrigkeit setzt, der widerstrebt GOTTES Ordnung" — ist herrschendes Gefühl. — Während so mancher Gerichtsherr mit verdoppelter Strenge die morschgewordenen Regierungs-Zügel faßt und — zerreißt, fühlt sich hier Alles durch Liebe noch enger verbunden.

Dieß voraussehend fügte sich Herr von Traubenheim mit Unbefangenheit und Gleichmuth in die Macht der Umstände, und zieht sogar manchen Vortheil aus der neuen Ordnung der Dinge.

Sein ältester Sohn, Otto, ein entschiedner Freund des glänzendern Geschäfts-Lebens, trat unmittelbar nach dem Uebergange seiner väterlichen Güter an die Krone Baiern, in königliche Staats-Dienste, und steigt in diesen von einer Ehren-Stufe zur andern empor; den höchsten Wunsch seiner Aeltern aber, ihn auch in der Würde eines Haus- und Familien-Vaters zu sehen, scheint er nicht erfüllen zu wollen.

Sein jüngster Bruder Leopold, ein eifriger Landwirth und Freund des Landlebens, würde dagegen diesen Wunsch zwey Jahre früher schon erfüllt haben, als wirklich geschehen ist, hätte ihn nicht hohe, leidenschaftliche Vaterlands-Liebe aus den Armen seiner geliebten Braut, Emilie von Schönberg, zu den Waffen gerufen. Er griff zu diesen bey der ersten Kunde von Baierns Entschluß, für das gemeine Wohl Deutschlands zu streiten. Schon bey dem letzten Verzweiflungs-Kampfe unsrer Bedrücker auf deutschem

Boden, focht Leopold vor Hanau mit, und trägt noch zum Andenken an diesen blutigen Tag eine starke Narbe im Gesichte. Bald darauf stieg er zum Hauptmann auf. Begeisternd wirkte sein Beyspiel auch auf die übrige männliche Jugend von Langenhausen und Traubenheim. Aus letzterem Dorfe ließen zwey muth- und kraftvolle Söhne die Ehre sich nicht rauben, ihrem jungen Herrn sogleich in das Feld zu begleiten, und freudig folgte diesen jeder Aufgeforderte zu den Fahnen des Sieges. Leopold aber eilte nach errungenem Frieden mit Ehren-Zeichen seiner Tapferkeit geschmückt, in die Arme der Liebe zurück. Mit Wonne-Thränen drückte Emilie den jungen Helden an ihr Herz, minder stolz auf die goldnen Denkmäler seiner Tapferkeit, als auf die Narbe in seinem Gesichte.

Während seiner Abwesenheit hatte sich auch Schwester Bertha glücklich vermählt. Durch beide Geschwister sehen die Aeltern derselben sich neu aufblühen; am glücklichsten aber macht sie der erstgeborne Enkel von Leopold und Emilie, mit denen sie in dem Traubenheimer Schlosse unter Einem Dache und an Einem Tische, Ein Herz und Eine Seele leben.

Möge die Sonne ihre Tage so ruhig und heiter hinabsinken, als sie zum Abende sich neigt, und ihr edles Geschlecht noch Jahrhunderte, mit ahnherrlichen Tugenden geschmückt, fortgrünen!

Und nun
edler, theurer
**Gustav Heinrich von Traubenheim!**

nehmen Sie öffentlich meinen innigsten Dank für Ihre mündlichen und schriftlichen Beyträge zu diesem Buche! Müßt' ich nur nicht zu gleicher Zeit bedauern, daß Sie die Beyträge, welcher Sie selbstthätig, durch Ihr eigenes Wirken, zur Geschichte Ihres glücklichen Dorfes geliefert haben, allzu anspruchslos, den Lesern vorenthalten!

Möcht' es mir indeß gelungen seyn, das aus dem Leben und Zeitalter Ihrer edlen Ahnherren Erzählte, durch Vermeidung aller dem Volke fremden Anspielungen und Ausdrücke, gemeinverständlich, und durch Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit des Tones angenehm zu machen! Um die Frage: ob ich auch Lehrreiches mit dem Angenehmen verbunden habe, könnt' ich dann unbekümmert seyn. Das Belehrende lag, ohne mein Zuthun, in der erzählten Geschichte selbst.

Daß ich eine Mit-Absicht auch auf gebildete Leser, und namentlich aus höhern Ständen gerichtet habe, leuchtet wohl aus Allem hervor. Leider! aber muß ich fürchten, bey den Meisten derselben meinem Werkchen das Loos fallen zu sehn, welches einst Goldsmith seinem Land-Prediger von Wakefield fälschlich geweissagt hat:

„Diejenigen, welche nun für die große Welt eingenommen sind, werden sich mit Verachtung wegwenden von der Einfalt dieses ländlichen Kamin-Feuers, und Leute, bey welchen Zoten-Reißerey für gute Laune gilt, werden keinen Witz finden in diesen unschuldigen Unterhaltungen; so wie diejenigen, die einmal gewohnt sind, der Religion zu spotten, über einen Mann lachen werden, dessen Haupt-Tröstungen hergenommen sind aus einer künftigen Welt!" —

---

Fulda,
gedruckt in der Müller'schen Hof-Buchdruckerey.

# Buchhändlerische Nachricht.

Außer dieser Geschichte des Dörfchens Traubenheim sind in meinem Verlage auch folgende Volks- und Jugend-Schriften des Herrn Kirchenraths Schlez erschienen:

1) Bilder-Fibel zur Beförderung der Laut-Methode. Ein Versuch, die Absicht des ABC-Bilder-Wesens durch eine neue Anwendung desselben besser zu erreichen. 1810.
   Mit schwarzen Kupfern 1 fl. 30 kr.
   Mit illumin. Kupfern 2 fl. 24 kr.

2) Der Kinder-Freund. Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen, nach Fr. Eberh. von Rochow. 1810.
   Laden-Preis 24 kr. Partie-Preis 18 kr.

3) Der Denkfreund. Ein lehrreiches Lesebuch für Volksschulen. Dritte verbess. Aufl. 1817.
   Laden-Preis 54 kr. Partie-Preis 36 kr.

4) Kleines Lesebuch zur Verfeinerung des Lesetons und des sittlichen Gefühls. (Aus dem vorerwähnten Denkfreunde besonders abgedruckt.) 1817. Dritte Auflage. Preis 12 kr.

5) Handbuch für Volks-Schullehrer. Enthaltend den Denkfreund, mit einem reichen Vorrathe von Zugaben für den Schulgebrauch. 1815 u. 1816, 2 Bdch., zusammen 2 fl. 50 kr.

Beide Bändchen auch einzeln unter den besondern Titeln:

a) Entwürfe zu Katechisationen über wichtige Angelegenheiten des Verstandes und Herzens. 1815. Preis 1 fl. 30 kr.

b) Der Mensch nach Leib und Seele; oder Anthropologie für Volksschulen. 1816. Preis 1 fl. 20 kr.

6) Sitten-Lehren in Beyspielen. Ein Lesebuch für Mädchen-Schulen. Dritte Aufl. mit Titel-Kupfer. 1815.
Laden-Preis 1 fl. 30 kr. Partie-Preis um ein Beträchtliches geringer.

7) Kinder-Declamationen bey Schül-Prüfungen und Familien-Festen. 1809. Preis 45 kr.

8) Buchoniens Bekehrung zum Christenthume, mit Nachrichten von der Gründung und den merkwürdigsten Schicksalen der Stadt-Kirche zu Schlitz. 1812. Preis 12 kr.

9) Schlitzisches Gesangbuch. Zweyte Aufl. 1812.

---

Auch sind immer Exemplare von des Verfassers Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard, oder die Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim, dritte, durchaus verbesserte Auflage. (Nürnberg, bey Felßecker, 1813) um 1 fl. 15 kr. in meinem Laden vorräthig.

Heyer, Hof-Buchhändler.

# Verbesserungen.

In dem Personen-Verzeichnisse Seite XII, Z. 12, † starb 1667 l. † 1697. S. XIV, Spalte 2, Z. 2, 1795 l. 1763. S. XV, Spalte 1, Z. 4 v. unten, Werner l. Wennet. S. XVI, Sp. 2, Z. 5, Geinhard l. Reinhard.

S. 6, Z. 9, welch ein, l. welche in. S. 10, Z. 21, dir l. die. S. 43, Z. 1, erwarb l. erwarb. S. 59, Z. 17, Schappnudeln l. Schoppnudeln. S. 62, Z. 9, gesetzte l. gesetzten. S. 63, Z. 8 v. u. daß l. das. S. 78, Z. 16, Liede l. Liebe. S. 81, Z. 19, Andere l. Andern. S. 82, Z. 7, weit l. weit früher. S. 84, Z. 21, überlassen l. sich überlassen. S. 86, Z. 3 v. u. noch l. nach. S. 91, Z. 6, jeden l. jedem. S. 94. Z. 10 v. u. daß l. das. S. 96, Z. 9, statt des Strichpuncts einen Beystrich, und Z. 10, statt des Beystrichs ein Strichpunct. S. 107, letzte Z. begehrt l. begeht. S. 108, Z. 6, Ortschaft l. Oedschaft. S. 130, Z. 7 v. u. nach Tochter lösche den Beystrich. S. 145, Z. 11 v. u. Zaun l. Zaum. S. 160, Z. 5, v. u. Gans l. Hans. S. 168, Z. 8, Frieben l. Frieden. S. 170, Z. 1, Fünf und zw. l. Vier und zwanzigstes. S. 173, Z. 10 v. u. Eib l. Eid. S. 176, Z. 10, ihn l. ihm. S. 180, Z. 10, Sechs und zwanz. l. Fünf und zwanzigstes. Ebend. Z. 13, Werner l. Wennet. S. 183, Z. 2 v. u. ein Verhör l. im Verhöre. S. 185, Z. 4 v. u. Dacht l. Docht. S. 189, Z. 11, dünn l. dann. S. 209, Z. 10 v. u. gleich jeden l. gleich gegen jeden. S. 222, Z. 15, den l. des. S. 237, Z. 7, den l. dem. S. 252, Z. 12, niche l. nicht. S. 254, Z. 9 v. u. werben l. werden. S. 255, Z. 10, Bchäng l. Vorhang. S. 256, Z. 13, statt! ein? S. 261, Z. 11, nach Gottes lösche den —. S. 272, Z 2 v. u. Mannes l. Maines. S. 276, Z. 3 v. u. ganz l. ganz. S. 287, Z. 15, das l. daß. S. 315,

Z. 7 v. u. den Knaben, l. der Knabe. S. 323, Z. 3, herüber l. hinüber. S. 333, (wo unrichtig 353 gesetzt ist) Z. 6 v. u. der l. den. S. 334, (wo irrig 354 steht) Z. 2, Gemüthe l. Gemüth. das. Z. 4 v. u. nehme l. nahm. S. 337, Z. 8 v. u. steht „Deine Gesundheit, Constant!" zweymal für Einmal. S. 351, Z. 16, dem l. dein. Ebend. Z. 2 v. u. vor den l. vor dem. S. 354, Z. 5 v. u. lehrten l. ehrten. S. 365, Z. 2, vor l. von. S. 373 Z. 2 v. u. ausrufen l. ausraufen. S. 381, Z. 12 v. u. Sieh l. Sich. S. 397, Z. 3 v. u. garstiger l. ihm günstiger. S. 401, Z. 4 v. u. über l. gegen. S. 415, Z. 20, l. das Langenhäuser Meyerey-Geschirr. S. 422, Z. 14 v. u. siebenten l. siebenten. S. 426, Z. 9 v. u. Bett l. Blatt. S. 428, Z. 4, Deinen l. Deinem, S. 439, Z. 13, anzufangen l. anfangen. S. 440, Z. 10 v. u. Hauptplatze l. Hauptplatz. S. 443, Z. 1, läßt l. laßt. S. 463, Z. 4, zur l. zu. S. 475, Z. 8, st. 1789 l. 1799. S. 476, Z. 13. Heer l. Herr. S. 477, Z. 3, Zuneigung l. Zueignung. Ebend. Z. 10 v. u. Schwager l. Bruder. S. 480, Z. 1, ihm l. ihn. S. 481, Z. 4 v. u. Menschen-Aeltern l. Menschen-Altern. S. 483, Z. 4 v. u. ihre l. ihrer. S. 484, Z. 7, welcher l. welche. Ebend. Z. 9 v. u. nun l. nur.

---

## An die Herren Buchbinder.

Man ersucht sie, zwischen die beiden, vom Herrn Professor Gubitz in Berlin, so meisterhaft in Holz geschnittenen Blätter reines Papier zu legen, damit dieselben unter der Presse nicht gegen einander abziehen.

---

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand,

Geschichte des Dörfchens Traubenheim Fürs Volk und für Volksfreunde

Gießen 1817
41.4492
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702994-0